

Der zweite Schuss

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda


THE UNIVERSITY OF MINNESOTA.
OMNIBUS ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM



Der zweite Schuß

Zehnte Auflage

Von **Georg Freiherrn von Ompteda** erschienen im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin nachfolgende Werke:

Romane: Die Sünde / Geschichte eines Offiziers. Unser Regiment / Ein Reiterbild. Drohnen / Moderner Roman. Maria da Caza. Die sieben Gernopp / Eine lustige Geschichte. Der Zeremonienmeister. Monte Carlo. Philister über dir! / Das Leiden eines Künstlers. Die Radlerin / Geschichte zweier Menschen. Aus großen Höhen / Alpenroman. Denise de Montmidi. Heimat des Herzens. Herzeloïde. Normalmenschen. Ein Glücksjunge. Wie am ersten Tag. Minne. Droesigl. Exzelsior / Ein Bergsteigerleben. Benigna / Leben einer Frau. Prinzeß Sabine. Die Tochter des großen Georgi / Theaterroman. Deutscher Adel um Neunzehnhundert: Erster Teil: Sylvester von Geyer / Ein Menschenleben. Zweiter Teil: Eysen. Dritter Teil: Cäcilie von Sarryn / Aus einem armen Leben. **Novellen:** Freilichtbilder. Vom Tode. Unter uns Junggesellen. / Freie Geschichten. Weibliche Menschen. Leidenschaften / Männliche weibliche sächliche Geschichten. Lust und Leid. Traum im Süden. Das schönere Geschlecht. Nerven. Der Venusberg. **Gedichte:** Von der Lebensstraße. **Theater:** Eheliche Liebe / Schauspiel.

Freie Übertragungen aus dem Französischen: Ossit: Ilse. Gesammelte Werke von Guy de Maupassant / Fräulein Fifi / Novellen. Die Schwestern Randoli / Novellen Miß Harriet / Novellen. Das Haus / Novellen. Mondschein / Novellen. Herr Parent / Novellen. Der Horla / Novellen. Die Schnepfe / Novellen. Der Liebling / Roman. Ein Menschenleben / Roman. Stark wie der Tod / Roman. Dickchen / Novellen. Hans und Peter / Roman. Die kleine Roque / Novellen. Nutzlose Schönheit / Novellen. Der Tugendpreis / Novellen. Schnaps-Anton / Novellen. Unser Herz / Roman. Tag- und Nachtgeschichten / Novellen. Mont Oriol / Roman.

Der zweite Schuß

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1912

Mit Umschlagzeichnung
von Ludwig Rainer.

Eben begann der Himmel im ersten Frührot zu erglühen. In Busch und Hag klangen erwachende Vogelstimmen. Die Gräser glänzten vom Tau, und im werdenden Licht spiegelten matt die feuchten Blätter der Büsche, rings gleich einem Schirm die Waldblöße umgebend. Es wollte ein heißer Tag werden. Keine Wolke zog dort oben über dem Buchenwalde. Da knisterte etwas, ein Zweig brach knackend irgendwo, Blätter bewegten sich, rauschten, schlugen zurück, und auf der Lichtung standen Menschen. Voran einer im blonden Bart, rot fast, einer mit Riesengliedern, mächtigen, sommersprossigen Händen und mit Füßen, die zu treten schienen, daß nichts mehr wuchs, wo sie geruht. Er wandte sich zu einem kleineren, schmächtigen Menschen hinter ihm, fein, schmalköpfig mit langem vornehmem, blassem Gesicht, aus dem große blaue, weit auseinanderstehende Augen blickten:

„Ist dir jetzt besser, Christof?"

„Es wird schon gehen!"

Er schloß im Schreiten die Lider, als wolle er eines Schwindels Herr werden.

Zwei andere folgten den beiden, davon der eine eine kleine Reisetasche trug. Als die vier die Mitte der Lichtung erreicht, blickten sie sich um.

Der Gewaltige sah nach der Uhr:

„Es ist noch zu zeitig!"

Sie blieben stehen, und der mit dem blonden Bart zog jenen, der die Tasche getragen, beiseite:

„Sagen Sie mal, Doktor, wird's denn gehen mit Werck?"

Doktor Becker rückte an seinem Kneifer:

„Ach Gott! Ich war ja nicht dafür, aber soll er in so einem Moment absagen? Es gibt Augenblicke, wo man sich zwingen muß."

„Wenn er uns nun aber umklappt? Er sieht ja wie 'n Käse aus!"

Der Doktor schüttelte unsicher den Kopf. Christof von Werck blickte sich um, ob sie noch immer allein wären auf der Lichtung, dann sagte er:

‚Mir ist scheußlich schlecht. Wenn man mir nur nichts anmerkt! Es ist zu dumm, zu dumm!'

Er nahm den Hut ab, tupfte sich die hohe Stirn und fuhr sich nervös durch das leichtgelockte gescheitelte Haar. Die anderen suchten ihn abzuziehen, indem sie von der Schönheit des Morgens sprachen, von der Hitze des vergangenen Tages. Jeder begann einen Satz, der nicht fortgeführt wurde, sich quälend, immer neue Gedankenreihen zu finden. Dazwischen blickten sie sich um, ob jene, die man erwartete, noch nicht kämen.

Da rauschte es wieder irgendwo in den Büschen, und auf die Lichtung trat ein einzelner Mensch, dem im Augenblick drei andere folgten. Sie schienen zu zögern, als wüßten sie nicht, ob sie recht am Orte wären. Als sie aber die Anwesenden erblickten, nahmen sie eine gewisse Haltung an, schritten auf sie zu, und Christof von Werck, Doktor Becker, Herr von Lühne, der rotblonde Riese, sowie Graf

von Genthin zogen zu gleicher Zeit wie die vier Herren, die eben erst die Waldblöße betraten, stumm und ernst den Hut. Der Graf erhob seine scharfe Adlernase und blieb, die Absätze geschlossen, stehen, während Christof von Werck sich zusammenraffte. Eine plötzliche Röte glitt über sein blasses Gesicht, als er in der Mitte der Herankommenden einen untersetzten Herrn gewahrte mit niederer Stirn, darein tief das Haar wuchs.

Traugott von Breitsamter blieb etwas hinter den anderen zurück, die auf die Gruppe in der Mitte der Wiese zuschritten. Einer der eben Eingetroffenen setzte einen großen Kasten behutsam ins Gras.

Während auf der einen Seite Herr von Breitsamter, auf der anderen Herr von Werck etwas zurückblieben und die Ärzte zur Seite traten, näherten sich die vier übrigen einander und begannen eine gedämpfte Unterhaltung. Die Fragen waren knapp, die Antworten kurz. Einer der Herren trennte sich von den übrigen und steckte seinen Spazierstock in den Boden. Er beugte sich mit dem ganzen Gewicht des Leibes darauf, ihn in die seit Wochen dürre Erde zu drücken. Dann blieb er stehen, sah geradeaus, tat zehn weite sprungartige Schritte, drehte sich wieder herum und rief:

„Kohl, bitte deinen Stock!"

Der andere brachte ihn, und der erste lehnte sich wieder darauf und trieb die Zwinge in den harten Boden.

Herr von Lühne zog ein Papier aus der Tasche. Er begann die Bedingungen vorzulesen, während die Herren in einer Gruppe zusammenstanden, die Ärzte regungslos ein Stück entfernt. Es ging daraus hervor, daß Herr Leut-

nant außer Dienst Christof von Werck Herrn von Breitsamter mit dem Stocke bedroht, eine Entgegnung des Angegriffenen jedoch nicht hatte erfolgen können, weil Hinzugesprungene ihm in den Arm gefallen waren. Der Grund des Zusammenstoßes, beiden Herren bekannt, war den Zeugen nicht angegeben worden.

Somit mußte Herr von Breitsamter als der Beleidigte angesehen werden. Christof von Werck hatte keinen Einspruch dagegen erhoben. Ein Versöhnungsversuch, den Herr von Lühne noch einmal kurz, der Form halber, unternahm, ward abgelehnt und die Bedingungen weiter verlesen: Dreimaliger Kugelwechsel auf zehn Schritte Entfernung bei festem Standpunkt, Schuß innerhalb des Zählens von eins bis fünf. Bei einem Abkommen vorher oder nachher sollte der Betreffende für nicht mehr satisfaktionsfähig gelten. Beide Herren erklärten sich einverstanden. Um die Seite ward gelost. Die Gegner entledigten sich ihrer Röcke und Westen und wurden dorthin geführt, wo die Stöcke noch im Boden standen.

Einen Augenblick darauf öffnete Herr von Kohl, ein junger Mann mit rosenroten Wangen und freundlichem Gesicht, das, lebensfreudig genug, sich jetzt nur schwer zum Ernste zwang, den Kasten und entnahm ihm zwei Pistolen. Graf Genthin trat heran, und die beiden begannen zu laden. Man hörte das Hineinstampfen der Ladestöcke. Dann überreichten sie Traugott von Breitsamter und Christof von Werck je eine der Pistolen, die Mündung nach oben. Die Zeugen traten in der Mitte seitwärts zurück bis dicht an die Büsche, daß das Grün wie Wellen ihre Kniee umspülte, und nur Herr von Lühne blieb allein ein paar Schritte

weiter vorn in seiner Riesengröße mit dem gewaltigen, rötlichen Teutonenbart stehen.

Die Gegner hatten einander den Rücken gedreht. Über die Lichtung klang das Zählen des Herrn von Lühne:

„Eins!"

Die Gegner drehten sich um, senkten die Mündung. Im gleichen Augenblick krachte Herrn von Breitsamters Schuß, und man sah ein feines Rauchwölkchen aus der Mündung schießend steigen. Dann blieb der untersetzte Mann mit dem ein wenig brutalen Gesicht, in das kaum zwei Finger breit über den Brauen die Haare hineinwuchsen, regungslos und starrte in die Mündung auf der anderen Seite, um die Antwort zu erwarten.

Laut klang das ‚Zwei' des Mannes im Bart, aber Herr von Werck antwortete nicht; die Mündung seiner Waffe senkte sich ein wenig. Scharf gellte das ‚Drei' durch die Luft. Doch ehe noch das ‚Vier' oder ‚Fünf', bis wohin den Bedingungen entsprechend der Antwortschuß galt, erklungen war, knickte Herr von Werck zusammen und fiel zur Seite in das hohe, taufeuchte Gras.

Sein Gegner, der den zweiten Schuß erwartet hatte, senkte die Waffe, biß die Lippen aufeinander, tat einen Schritt vor und sah die Ärzte an, die hinzugeeilt waren. Während Doktor Becker niederkniete, fragte der große blonde Herr von Lühne, die Augen aufgerissen, die Arme seitwärts erhoben, kurz, heftig den Arzt:

„Was ist?"

Auch Graf Genthin war hinzugetreten. Ebenso die beiden Zeugen des Herrn von Breitsamter, der immer noch regungslos, die niedere Stirn gesenkt, drüben stand. Dok-

tor Becker riß dem am Boden Liegenden das Hemd auf: es war nichts zu entdecken. Nun versuchte er Christof von Werck aufzurichten. Die Bemühungen schienen umsonst. Der Arzt faßte ihm ans Herz, sah seinen Kollegen, dann Herrn von Lühne an und meinte halblaut zum Grafen Genthin, der neben ihm hockte:

„Ich habe es ja gesagt. Herr von Werck ist nicht in der Verfassung! Er ist ein kranker Mann."

Und der brave Landarzt zischte zwischen den Lippen:

„Wenn man herzkrank ist, läßt man sich auf so etwas nicht ein."

Graf Genthin brummte:

„Umsomehr anzuerkennen."

Da fragte einer der Herren, der mit Traugott von Breitsamter gekommen war, mit leisem Lächeln:

„War er denn krank?"

Die metallisch grollende Stimme des rotblonden Gewaltigen donnerte ihm entgegen:

„Allerdings! Er hat trotzdem verlangt, daß . . ."

Er wurde unterbrochen, indem der am Boden Liegende die Augen aufschlug und rief:

„Weiter . . . weiter . . . weiter!"

Doktor Becker wollte nichts davon wissen:

„Lieber Herr von Werck, Sie können ja nicht. Erholen Sie sich erst."

Doch der griff mit auseinandergespreizten Fingern in das Gras rundum und rupfte Büschel aus:

„Ich weiß nicht, was war! Mir ist schlecht."

Und als er die vier fremden Augen der Vertreter seines Gegners auf sich ruhen sah:

„Nicht erst jetzt! Mir ist seit Tagen schon schlecht. Mir ist . . . mein Herz ist nicht in Ordnung."

Plötzlich saß er aufrecht und rang nach Luft:

„Ich ersticke!"

Herr von Lühne streichelte ihn wie eine gute Mutter, dann erhob er sich und rief, als hätte er allein zu befehlen kraft seiner reckenhaften Gestalt und des Übergewichtes der Jahre:

„Meine Herren, für heute können wir nach Hause gehen. Sie sehen, es ist unmöglich!"

Christof von Werck stöhnte:

„Ich . . . ich bleibe. Mir ist besser! Weiter . . . weiter!"

Doktor Becker wollte ihn beruhigen, doch er begann von neuem:

„Den Schuß! Ich habe den Schuß!"

Die Gruppe stand eng beieinander, drüben im grünen Wiesenplan allein Herr von Breitsamter, der inzwischen die Pistole weggeworfen hatte und, die Arme gekreuzt, mit finsterem Gesicht herüberblickte. Seine Stimme klang:

„Ich stehe Herrn von Werck jederzeit zur Verfügung."

Aber Herr von Kohl ging ein paar Schritte auf ihn zu:

„Bitte, das geht nicht."

„Warum nicht? Ich bleibe niemandem etwas schuldig!"

Herr von Kohl ereiferte sich:

„Nein, mein Lieber, darüber haben wir zu entscheiden. Erst einmal . . ."

Herr von Breitsamter kam mit kurzen, schweren Schritten durch das Gras geschleift, daß die Halme fast abge-

schnitten wurden. In der Nähe des noch immer am Boden Liegenden blieb er stehen, die Absätze geschlossen:

„Meine Herren, darf ich etwas erklären?“

Herr von Kohl fuhr mit einer Handbewegung dazwischen:

„Bitte, Sie haben Ihr Schicksal in unsere Hände gelegt, das ist also nun unsere Sache.“

„Ich möchte aber doch erklären . . .“

„Nein, bitte!“

Da grollte des riesigen Herrn von Lühne Stimme:

„Den Streit im eigenen Lager führen die Herren vielleicht lieber anderswo!“

Herr von Kohl sah ihn scharf an, aber die Art des Riesen hatte nichts Verletzendes. Er ging auf den Zeugen des Herrn von Breitsamter zu und sprach jetzt mit gedämpfter Stimme:

„Herr von Werck war seit Tagen krank. Der Arzt sagt, seit Wochen. Er war früher ein gesunder Mann. Durch gewisse Erregungen ist er's nicht mehr. Er ist . . . nun, ich möchte mich nicht weiter darüber äußern, aber es kann jetzt jedenfalls von einer Fortsetzung keine Rede sein!“

Da riß der Niedergesunkene sich empor, aber er taumelte. Hätte ihn Graf Genthin nicht gehalten, er wäre zum zweitenmal umgefallen. Ohne seinen Gegner anzublicken sagte Herr von Breitsamter, die Augen fast geschlossen, die seltsam niedrige Stirn gesenkt:

„Darf ich die Herren bitten, die Fortsetzung zu verschieben! Ich kann einem Kranken nicht gegenüberstehen.“

Seine Finger zitterten, und er wiederholte zu seinen Zeugen:

„Meine Herren, veranlassen Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich habe meine Ehre in Ihre Hände gelegt. Ich möchte nur erklären, daß ich Herrn von Werck jederzeit, wann es auch sei, immer, ewig, zur Verfügung stehe. Ich will nichts schuldig bleiben. Wir sind . . ." — es klang, als rede er von seiner Familie —: „nie etwas schuldig geblieben. Ich werde mich stellen und wenn es in Jahren wäre, sobald Herr von Werck gesund ist, wann er, wann Sie wollen."

Herr von Kohl zog ihn beiseite:

„Mein Lieber, darüber werden wir ein anderes Mal reden."

Die um Herrn von Breitsamter schwiegen. Nun aber richtete sich Herr von Werck mit flammenden Augen auf. Es war, als wollte er sich auf Traugott von Breitsamter stürzen, der, die Lippen zusammengepreßt, die Lider gesenkt, ohne seinen Gegner anzublicken, dastand:

„Weiter, weiter, ich verlange meinen Schuß! Ich verlange . . . ich verlange . . ."

Er gurgelte noch etwas, dann sank er zusammen. Doktor Becker und Graf Genthin schoben ihm, daß der Kopf hoch liege, den Pistolenkasten unter.

Herr von Lühne aber machte der Sache ein Ende:

„Meine Herren, ich schlage vor, daß wir uns trennen. Ich betone aber noch einmal: Herr von Werck ist gegen die Ansicht des Arztes hier erschienen. Er war schon vorher ein kranker, ein krank gemachter Mann!"

Dann zog er den Hut, und die anderen grüßten.

Der Arzt, den Herr von Breitsamter mitgebracht, stellte sich noch zur Verfügung, während die grünen Büsche sich bereits hinter den übrigen geschlossen hatten. Aber Dok-

tor Becker wollte die Pflege allein übernehmen, und der blutjunge Kollege entfernte sich mit einer gewissen Verlegenheit, die seinem von wilden Terzen und Quarten zerhauenen Gesicht seltsam stand. Die vier blieben allein.

Lange währte die zweite Ohnmacht. Endlich gelang es, Christof von Werck ins Leben zurückzurufen. Sie stützten ihn und führten ihn davon.

Verlassen lag die Lichtung. Nur das zertretene Gras und in der Mitte der Pistolenkasten deuteten auf die Anwesenheit von Menschen.

Da knackten wieder Zweige, Blätter rauschten, schlugen zurück, auf der Lichtung erschien ein junger Herr, blickte sich um und ging auf den Kasten zu. Drüben lag noch die weggeworfene Pistole. Er holte sie, bettete die beiden nebeneinander in den Kasten, schloß zu und eilte in langen Schritten den Weg zurück. Die Büsche schlossen sich hinter ihm, die Zweige schnappten zurück, pendelten, dann lag die Lichtung wieder verlassen da.

In der großen Ruhe hörte man irgendwo auf einem Wege das Knirschen von Rädern, das Klappern von Hufen. Alles war still. Die Gräser glänzten vom Tau. Ein Sonnenstrahlbündel schoß über die Wiese, nun wie mit Milliarden kleiner zitternder Glühlämpchen besät. In Busch und Hag klangen Vogelstimmen, die gleichsam erschreckt geschwiegen hatten oder die man in atemloser Spannung nicht gehört, dann richteten sich ab und zu niedergetretene Halme auf, als erhöben Gefallene sich hier und da vom Boden.

* * *

Die Vorgänge in der heimlichen Morgenstunde im Walde von Engolsheim waren trotz der Verschwiegenheit aller Beteiligten herumgekommen. Die Kutscher mochten gesprochen, ein beerenlesendes Weib die Herren gesehen oder Spuren gefunden haben, kurz irgendwie war es durchgesickert. Nicht erstaunlich übrigens, da der Zusammenstoß der beiden Herren, als Christof von Werck sich hatte auf Herrn von Breitsamter stürzen wollen, auf offener Straße vor sich gegangen war.

Kein Mensch aber ahnte, was der Beweggrund gewesen. Schien doch das alte Wort die ‚Frau suchen' hier gewiß keine Geltung zu haben. Christof von Werck war kein Schürzenjäger, sondern glücklich verheiratet, und seine Gattin Eva, eine geborene Baronin van der Gellen, äugelte nicht mit fremden Männern. Ja sie war sogar ein wenig temperamentlos. Wenn man der brünetten jungen Frau, seit vier Jahren verheiratet, etwas vorwarf, so war es ein allzu großes Sich-zurückziehen von den Menschen, beinah eine gewisse Unfreundlichkeit im Verkehr. Als ihr Schwiegervater, der Major außer Dienst Friedrich von Werck, Majoratsherr und Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit, der ein gewisses ‚Repräsentieren' für notwendig hielt, sein Bedauern darüber ausgesprochen, hatte sie zur Antwort gegeben, sie liebe Menschen nicht. Das hatte den Majoratsherrn verstimmt. Ebenso, daß die Ehe kinderlos zu bleiben schien. Seinem einzigen Sohn Christof würde er einen Erben sehnlichst gewünscht haben, damit das alte schöne Gut mit seinen gewaltigen Buchenbeständen, dem ertragreichen Boden, der Brennerei, den Gemüsekulturen, nicht später einmal in andere Hände überginge. In gerader Linie saßen

dort die Werck seit dem dreizehnten Jahrhundert, ein ununterbrochener Besitz, wie ihn nicht allzuviel deutsche Adelsfamilien nachweisen konnten.

Da war denn der Jubel groß gewesen, als endlich nach vierjähriger Ehe die Hoffnung auf einen Erben bestand. Gerade darum hielt sich die junge Frau mehr denn je zurück. Nein, hier konnte man den Grund zu dem Zusammenstoß um so weniger suchen, als gerade Traugott von Breitsamter nicht mit Wercks verkehrte, so sehr die beiden Familien als Nachbarn auf einander angewiesen waren, denn in den Wäldern, die stundenweit die Besitzung der Breitsamter wie der Werck umgaben, war kaum ein anderer Verkehr möglich: außer Lühne, des Herrn von Lühne altem bescheidenem Sitz, gab es keine Güter.

Die Breitsamter freilich neigten nach der Stadt, aus der sie einst hervorgegangen; nicht einmal seit gar so langer Zeit: sie waren erst in der vorigen Generation geadelt worden. Ihr Geld hatten sie in den letzten hundert Jahren durch das allerseits bekannte Bankgeschäft ‚Gebrüder Breitsamter‘ erworben. Der Großvater dessen, der an dem Morgen Herrn von Werck gegenübergestanden, hatte Bärwalde erst vom Großvater Werck gekauft. Die Wercks waren nämlich neben ihrem Majorat einst reich begütert, aber während der alte Breitsamter ein Mehrer des Geldes gewesen, hatte der damalige Werck Bärwalde dem Bankier Breitsamter überlassen müssen — Spieles halber. Nicht etwa, daß der vorsichtige Geldmensch eine Karte angerührt, nein, er hatte die Wechsel des anderen an sich gebracht und war so eines Tages Besitzer des Gutes geworden, das

ein schöneres Schloß besaß als der alte Familiensitz Engolsheim selbst.

Aber wenn schon bei den Werds noch heute eine leise Verstimmung über den Verlust ihres Besitzes bestand, so konnte doch auch hierin unmöglich der Grund zu einem Zusammenstoße liegen. Man zerbrach sich nun den Kopf: wie kam der feine, stille Mann, der sich mit seiner Frau in der Stadtwohnung einmauerte und nur den Sommer einmal auf ein paar Wochen die Eltern in Engolsheim besuchte, der Mann, der in den letzten Monaten körperlich abnahm, zu solch roher Ausschreitung? Das größte Wunder schien, daß auch sein Vater nichts davon zu wissen behauptete, nein wußte, denn der Major, dieser gerade, offene Mann, kannte kein Vertuschen. Er schob alles auf die übergroße Reizbarkeit seines kranken Sohnes. Wenn er den andern in der Erregung überfallen, so habe er nun die Folgen auf sich nehmen müssen. Es gebe eben gewisse Dinge, die nicht durch zwanzig Mark Geldstrafe vor dem Richter aus der Welt geschafft werden könnten. Und der große, starke Mann, der bei seinen vierundfünfzig Jahren fast jünger aussah als sein kranker Sohn, war es selber, der von dem Zweikampf erzählt, um keine ‚Legenden‘ aufkommen zu lassen; hätte er es doch nicht ertragen, daß jemand den Mut seines Jungen anzweifelte.

Da wurde etwas Seltsames bekannt: Seitdem der Zweikampf stattgefunden, hatte die junge Frau, während ihr Mann nach Engolsheim gebracht worden war, ihre Stadtwohnung nicht verlassen. Aber die Erklärung gab Evas Schwiegermutter selbst, Frau Barbara von Werd, geborene Gräfin Gerhaus, Tochter des bekannten Artille-

riegenerals, die, weil sie der Schutzpatronin der Artillerie Namen trug, nie anders als die ‚heilige Barbara‘ genannt wurde: das Kind wurde in kurzem erwartet. Der Erwartenden sollte die Aufregung erspart werden, denn alle Hände wurden über den kommenden Majoratserben gehalten. So ahnte denn Eva, wie man erzählte, nichts von dem bedenklichen Zustand ihres Gatten. Der Major besuchte die Schwiegertochter nicht. Er konnte nicht lügen. Seine Frau aber sah nach Eva, deren Zustand bei ihrer Zartheit Sorge machte, und hatte ihr erzählt, Christof sei verreist.

Als Frau von Werck nach der Stadt fuhr, ließ sie unterwegs halten, denn sie sah die alte Generalin Mosig gehen, die allen Klatsch der Stadt weitertrug. Die heilige Barbara steuerte sofort zu dem, was sie wissen wollte: Was redete man? Mit der rücksichtslosen Art, wie die Generalin sofort bei jedem Klatsch war, erfuhr sie in einer Minute, daß niemand sich erklären konnte, warum eigentlich Christof Werck gerade Traugott Breitsamter bedroht hatte, den er doch kaum kannte, und daß auch Breitsamters sich den Kopf zerbrachen, weil Traugott jede Auskunft verweigerte.

Ehrenreich von Breitsamter, Sohn des Erwerbers von Bärwalde, Vater Traugotts, war wohl empört über den rohen Überfall des jungen Werck, nicht minder aber über seinen Sohn, der doch gewiß dem ruhigen, stillen Christof einen Anlaß gegeben haben mußte, denn Ehrenreich, der nach allen Seiten sich verbeugte, um in seiner neuen aristokratischen Stellung Liebkind zu sein, machte dieser unselige Skandal einen Strich durch hochfliegende Pläne. Seine

drei Söhne wie zwei Töchter sollten den Adel des ganzen Landes einfangen, sei es durch Wappenvergolden oder Anziehungskraft. Letzteres freilich war, wie die Generalin mit bissigem Lächeln meinte, einigermaßen schwierig, denn die Breitsamter sahen alle aus, als wären sie durch einen Schlag auf den Kopf breitgequetscht worden, und konnten mit ihren Froschgesichtern schwerlich Herzen gewinnen.

So setzte denn die heilige Barbara ihren Weg fort nach einigen Liebenswürdigkeiten, bei der Generalin angebracht, denn es war lebensklug, ihrer bösen Seele zu gefallen. Am ‚Graben', bei dem Werckschen Wohnhause, das der Major, ganz Landwirt, seinem Sohne überlassen, ließ sie halten.

Der Diener öffnete mit gleichgültigem Gesicht, machte aber sofort, als er die Schwiegermutter sah, eine strenge Verbeugung. Jawohl, die gnädige Frau sei zu Hause, aber die gnädige Frau läge zu Bett.

Frau von Werck, nicht gewohnt, lange zu fragen, ging den bekannten Weg durch den kleinen Salon in das Schlafzimmer. An der Tür kam ihr die Jungfer mit einem Lächeln kriechender Höflichkeit entgegen, aber sie schob die Person einfach beiseite. Aus dem Bett wandte sich Frau von Werck ein blasses Gesicht entgegen mit verweinten Augen. Die heilige Barbara öffnete beide Arme:

„Eva!"

Dann rückte sie vorsorglich einen Stuhl heran, ließ sich nieder, nachdem sie sich erst umgesehen, wo er stand, denn sie war beleibt und wollte nicht fallen. Nach dieser Vorsicht begann sie ihre Schwiegertochter zu bedauern, meinte aber sofort, lange konnte sie ihre Gedanken nie verbergen:

„Daß es nur dem Kinde nichts schadet!"

Die junge Frau verzog kaum das Gesicht. Ihr Kopf war seltsam klein, wie man ihn bei der sonst hoch aufgebauten Frisur nicht gewohnt war. Sie trug jetzt das Haar in Zöpfen. Die heilige Barbara nahm die Hand der Schwiegertochter, die froh war, nicht sprechen zu müssen, und forschte vorsichtig, ob man ihr etwas beigebracht hätte. Es schien nicht so. Dann wollte sie wissen, was der Arzt gesagt. Eva solle sich nur recht schonen, meinte sie; im übrigen wäre es besser, sie ließe jetzt keinen Menschen vor. Da redete die mit geschlossenen Augen Ruhende zum erstenmal. Fast heftig kam es heraus:

„Ich sehe ja niemand, niemand!"

„Das ist recht, liebes Kind. Du sollst auch niemand sehen! In deinem Zustand muß man vorsichtig sein. Als ich den lieben Christof erwartete, habe ich Wochen vorher liegen müssen. Asta kam ganz leicht, aber bei der Kleinen mußte ich mich wieder schonen, denn siebzehn Jahre lagen dazwischen. Es ist bei dir das erste Mal, also pflege dich ja recht, mein liebes Kind. Vergiß nicht, daß es dem Erben gilt. Es wird ja gewiß ein Junge sein. Vielleicht gelingt's ihm mal, Bärwalde wiederzukriegen."

Die junge Frau zuckte zusammen und schloß die Augen, aber die heilige Barbara wollte herausbekommen, ob ihrer Schwiegertochter auch gewiß nicht das Mindeste beigebracht worden wäre:

„Der Papa sagt immer: ‚Wir Wercks sind neunhundert Jahre oben geblieben, ob die Breitsamter so lange halten, bin ich neugierig, denn bei den neuen Familien

ist oft, was der Vater zusammengescharrt hat, in der nächsten Generation schon wieder futsch.'"

Eva blickte zwischen blinzelnden Lidern ihre Schwiegermutter an:

„Aber Mama, die Familie geht doch als Patrizier bis in die Reformationszeit zurück."

Die heilige Barbara bewegte den Zeigefinger verneinend hin und her:

„Papperlapapp! Von Adam und Eva stammen wir alle ab. Aber weißt du, ich . . ." — nun wurde sie fast gereizt —: „ich habe gehört, der junge Breitsamter, der Älteste, wie heißt er doch?"

Sie tat, als wüßte sie nicht den Namen. Eva blinzelte wieder aus dem schwarzen Wimpernspalt die Schwiegermutter an:

„Traugott."

„Richtig, Traugott. Nun, der soll eine leichte Fliege sein."

Jetzt öffneten sich die dunklen Lider:

„So sieht er nicht aus."

„Ordinär sieht er aus."

„Ich finde männlich."

Die heilige Barbara richtete sich auf:

„Du bist ja ganz begeistert!"

Evas Hände krümmten sich unter der Decke:

„Was gehen mich die Breitsamter an!"

„Da hast du recht!"

Eva gab keine Antwort mehr und schloß die Augen.

„Du sagst ja nichts?"

„Ich bin müde."

Die Schwiegermutter entnahm aus dem gleichgültigen Ton die Gewißheit, Eva ahnte nichts, und erhob sich:

„Dann will ich nicht länger stören. Du sollst nicht ermüdet sein. Schone dich nur ja in deinem Zustand.“

Evas große Kohlenaugen blickten Frau von Werck an. Sie streckte die Hände, abgemagert — um so auffallender, da Gesicht und Schultern breiter geworden schienen als früher — unter der Decke vor:

„Bitte laß Papa nicht kommen. Ich liege ja zu Bett.“

Um der heiligen Barbara Mund ging ein Lächeln:

„Nun, der Papa ist doch am Ende erlaubt! Aber das sieht dir ganz ähnlich. Ja, wenn du diese Ängstlichkeit vor den Menschen nicht hättest!“

Der Kopf wandte sich wieder um, daß man das scharf geschnittene Profil sah mit der etwas langen Nase, die aber nur so schien, weil die Stirn kurz war und auch Evas Haar tief hineinwuchs. Fast tonlos fragte die junge Frau, als die Schwiegermutter schon an der Tür war:

„Hast du Nachricht von Christof?“

Ein wenig scheinheilig meinte die heilige Barbara:

„Es scheint ihm ganz gut zu gehen!“

Als die Tür sich geschlossen hatte, richtete Eva sich auf. Ihre Augen öffneten sich so weit, wie sie vorher nicht geblickt. Sie lauschte, bis draußen wieder eine Tür ging. Dann klingelte sie dem Mädchen:

„Sehen Sie nach, ob die gnädige Frau fort ist.“

Die verschwand schnell in das anstoßende Zimmer, von wo aus sie die Straße beobachten konnte. Nach einigen Augenblicken kam sie mit der Meldung zurück, die gnädige Frau habe sich entfernt. Eva warf einen Morgenrock

über und schlich hinaus auf die Veranda nach dem großen Garten zu, der, gut gehalten, mitten in der Stadt, der Stolz des Hauses war. Die Marquise reichte tief hinab: niemand konnte Eva sehen. Sie hatte sich Zeitungen geben lassen, und in einem bequemen Stuhl durchflog sie nun die Blätter. Doch sie schien nicht zu finden, was sie suchte, und ließ alle zu Boden sinken, bis sie eine liberale Berliner Zeitung allein noch in der Hand behielt. Mit nervöser Hand warf sie den langen Zopf dunkelbrauner Flechten, der immer wieder vorrutschte, zurück und versuchte zu lesen, aber es flimmerte ihr vor den Augen. Sie beugte sich ganz vor, da fand sie, Seite nach Seite umblätternd, endlich eine Notiz:

‚Das Pistolenduell, von dem wir berichteten, hat zwischen dem Leutnant außer Dienst Christof von Werck und einem Herrn von Breitsamter stattgefunden. Ersterer ist, wie das Gothaische Genealogische Taschenbuch des Uradels nachweist, der Sohn des Majors außer Dienst Friedrich von Werck, Majoratsherrn auf Engolsheim, Mitglied des Herrenhauses, des bekannten konservativen Parlamentariers und dessen Gemahlin Barbara, geborenen Gräfin Gerhaus. Herr Christof von Werck, der nur kurz Offizier war, ist seit vier Jahren in kinderloser Ehe mit einer Baronin van der Gellen verheiratet. Herr von Breitsamter dürfte der älteste Sohn des Bankhauses Breitsamter sein. Zwei andere Söhne kommen als zu jugendlich nicht in Betracht, und nach Erkundigungen ist es nicht der Chef des Hauses, Herr Ehrenreich von Breitsamter. Übrigens ist der bekannte Finanzmann Besitzer der Herrschaft Bärwalde, die sein

Vater, wie es heißt, einem Werck im Spiel abgenommen hat. Sollte hier der Beweggrund der sonst völlig rätselhaften Angelegenheit liegen? Wie schon gemeldet, hatte Leutnant von Werck den Herrn von Breitsamter auf offener Straße tätlich angegriffen. Daß ein von einem Rowdy Überfallener sich auch noch dem anderen gegenüberstellen muß, um sich eventuell hochachtungsvollst totschießen zu lassen, ist wiederum eine jener unerhörten Unbegreiflichkeiten der Klassenjustiz, die einmal der Sturmwind der Volksempörung davonfegen wird. Übrigens mußte der Zweikampf unerledigt (das heißt ohne Mord) abgebrochen werden, weil Herr von Werck schwer erkrankte und noch darniederliegt. Bedauernswert bleibt jedenfalls der Vater, der sich ungeteilter Achtung erfreut und, obwohl unser politischer Gegner, so doch als wirklicher Ritter ohne Furcht und Tadel bekannt ist, der auch dem Vertreter anderer Anschauungen stets Gerechtigkeit widerfahren läßt.'

Die junge Frau nahm das Beiblatt, in dem die Mitteilung gestanden, aus der Zeitung heraus und wankte in ihrem weiten Gewande in das Schlafzimmer zurück. Schwerfällig ließ sie sich am Ofen nieder, entzündete das Blatt Papier und wartete, bis es in der gähnenden Öffnung verbrannt war. Dann schleppte sie sich bis ans Bett, streifte ihre Sachen herunter, ohne die Jungfer zu rufen, legte sich und drehte sich zur Wand. Ein Zittern lief über ihren Körper. Sie versteckte den Kopf im Kissen, als schäme sie sich vor sich selbst, und eine Weile noch zuckte der Körper unter den Decken, bis er endlich Ruhe fand.

* * *

Doktor Becker hatte Christof von Werds Zustand zwar für bedenklich erklärt, da die Herzschwäche wiederkehren konnte, sah jedoch keine unmittelbare Gefahr, solange der Kranke ruhig in Engolsheim bei den Eltern blieb. Man fand es zwar naheliegend, daß er in das Stadthaus zu seiner Frau übergesiedelt wäre, aber wenn es einer nur andeutete, wurde Christof so erregt, daß keiner wieder davon anfing.

Der Hauptverordnung des Arztes, durchaus an den Morgen im Walde nicht zu denken, kam Christof von Werd freilich nicht nach, im Gegenteil, die eine Idee kehrte immer wieder, daß ihm jetzt der zweite Schuß gebühre! Er konnte den Gedanken nicht verwinden, wie ihn die Ohnmacht gerade in dem Augenblick überkommen, als er sich sein Recht hatte holen wollen. Zum kleinen Grafen Genthin, der ihn getreulich besuchte, sagte er:

„Netter Kerl, was, der gerade in so einem Moment umklappt! Und ich hatte nur den einen Gedanken . . ."

Darüber wurde er so aufgeregt, daß er die Farbe verlor und sein Freund ihn bat, nicht weiter davon zu reden. Doktor Becker habe ihm Ruhe verordnet, nur durch Ruhe könne er gesund werden.

Ruhe fand er im Park. Dort ging er stundenlang spazieren nach jener Seite zu, wo weit hinaus Buchenwälder sich dehnten, niemals aber nach der anderen, der Südwestfront der alten trotzigen Burg Engolsheim, von der man durch einen Durchhau ganz in der Ferne Bärwalde erblickte. Heute nur noch das Dach, denn der Major hatte eine langsam emporstrebende Schonung angelegt, um den verloren gegangenen Besitz nicht immer vor Augen zu haben.

Der Dienerschaft gegenüber war der junge Herr, wie sie ihn nicht anders kannten seit Kindeszeiten, still und freundlich. Die Leute wußten nur unbestimmten Klatsch, aber einmütig standen sie gegen Breitsamter, obwohl Christof ihn doch zuerst angegriffen. Es war, als sei die Mißstimmung der Werck auch auf die langjährigen Diener des Majoratsherrn übergegangen.

Als nun eines Nachmittags der Major hatte anspannen lassen, um wie täglich mit seiner Frau nach der Stadt zu fahren, und Christof ihnen noch ein Lebewohl zuwinkte, sagte die heilige Barbara zu ihrem Mann:

„Gott sei Dank, er sieht schon wieder ganz anders aus!"

Der Major, der gern alle Unbequemlichkeiten des Daseins beiseite schob, stimmte eifrig bei. Er wollte seinen einzigen Sohn gesund haben, er mußte gesund sein, und er würde gesund werden.

Sobald der Wagen verschwunden war, ging Christof, wie gewöhnlich, in den Park. Er setzte sich am ‚Stern', wo von einem großen Wasserbecken aus nach allen Seiten Baumgänge ausstrahlten, auf eine Bank, zog ein Buch aus der Tasche, lehnte sich, die Füße ausgestreckt, zurück und machte den Versuch, zu lesen. Aber immer irrten seine Gedanken ab. Plötzlich schoß er steil empor, tupfte die Stirn mit dem Tuch, griff an die Brust, warf die Arme und rang nach Atem. Ein Stück war er wie in Todesangst davongelaufen. Das Buch hatte er fallen lassen und sank auf den Rasen.

Am Fenster der alten Burg weit drüben blitzten Livreeknöpfe in der Sonne. Der Diener blickte träumend die breite Allee hinab über das Wasserbecken hinweg, auf dessen Rasen-

einfassung sein Herr lag, von Nymphen und Wasserfabeltieren verdeckt.

Christof richtete sich auf, kroch bis an den Rand und versuchte die Hand im Wasser zu netzen, doch wie es ihm eben zu knieen gelang, faßte er sich an die Brust und fiel leise zur Seite.

Langsam stieg die Sonne am Himmel herab. Eine steinerne Seejungfrau, gerade neben dem am Boden, hatte ihn bisher gegen die Strahlen geschützt. Bald schirmte sie ihn nicht mehr: das Licht kletterte von den Fußspitzen über den Körper bis zum Gesicht und schien in den halb geöffneten Mund.

Der Diener kam bedächtig von der Burg den Kiesweg herab, den jungen Herrn zum Tee zu rufen. Im Haus hatte er ihn nirgends finden können, vielleicht war er im Park. Ab und zu sah sich der ältere Mann mit dem glattrasierten Gesicht und dem kleinen grauen Backenbart um. Die Bank, wo der Herr Leutnant zu sitzen pflegte, war leer. Der Diener machte die Runde um das Wasserbecken, immer die Baumgänge hinunterspähend. Schon wollte er zurückkehren, als er seinen Herrn liegen sah. Er griff nach seiner Hand, die ihm wieder entglitt. Der Mund gähnte, ein Auge war geschlossen, eins halb offen.

Da stieß der alte Mann einen lauten Schrei aus und rief zur Burg hinüber irgend etwas, nur damit einer käme! Aber niemand hörte es. Er bückte sich wieder zu seinem jungen Herrn. Zum erstenmal fiel ihm etwas auf: der Trauring fehlte an der rechten Hand. Man sah am Finger die Spur, wo er gesessen, als kleine helle Einschnürung. Der Diener griff die Kappe, die drüben lag, vom Boden

auf, deckte sie behutsam Christof von Werck über das Gesicht, dann rannte er etwas kurzatmig den Weg zur Burg zurück, immer rufend. Ein Stubenmädchen erschien am Fenster, der Verwalter kam, ein Stallbursche, der zweite Diener, der Gärtner, die Tochter des Pförtners draußen vom Parkeingang, die eben Gemüse zur Küche brachte. Jeden einzelnen brüllte er an:

„Der Herr Leutnant ist tot!"

Sie eilten alle zum Brunnenbecken und umstanden die Leiche. Der Diener nahm die Kappe ab, und die Mädchen fuhren entsetzt zurück. Nun hoben der Verwalter, der Stallbursche und die beiden Diener den Körper auf, trugen ihn zur Burg und legten ihn in Christofs Zimmer aufs Bett. Der Dogcart wurde angespannt, der zweite Diener fuhr mit dem Stallburschen zur Stadt, der Gärtner war ins Dorf zum Arzt gelaufen, eines der Mädchen rannte ohne Hut, wie es war, hinüber nach Lühne, denn der Diener hatte in der ersten Ratlosigkeit gesagt:

„Der wird schon alles machen!"

Zufällig war Doktor Becker in Lühne, um der Mamsell einen Zahn zu ziehen. So fuhr Herr von Lühne in des Doktors Einspänner mit nach Engolsheim. Der Arzt führte selbst die Zügel. So konnten sie ihre Gedanken austauschen, ohne daß auf dem verlassenen Feldwege jemand sie hörte. Herr von Lühne war wie vor den Kopf geschlagen. Der Arzt dagegen, den unabänderlichen Gang der Natur gewohnt, meinte, er habe einen Herzschlag doch einmal erwartet, wenn auch nicht gerade in dem Augenblick. Herr von Lühne ballte die Fäuste:

„Und nun hat er das Schwein doch nicht zwischen die Rippen geschossen!"

Der Doktor trieb das Pferd an:

„Na, das ist ja am Ende ganz gut."

„Was? Ein alter Korpsstudent wie Sie?"

„Na ja, deswegen kann man aber doch menschlich denken."

„Ach was, jetzt lange ich mir das Luder."

„Nun, gegen den Mann ist doch nichts zu sagen."

„Was? Nichts zu sagen?"

Der große Herr von Lühne fuhr beinah auf den Arzt los; doch als dessen fragende Augen ihn trafen, senkte er den Blick:

„Na ja, es ist ja nur . . . Herrgott noch mal! Ich meine ja nur . . . Es ist der erste Ärger!"

„Seien wir froh über den Ausgang. Menschenleben bleibt Menschenleben."

„Aber er ist tot."

„Ja, durch die Natur. Aber einen anderen ums Leben bringen? Gewiß bin ich alter Korpsstudent und sehe als Arzt den Tod jede Woche, aber einen Menschen ums Leben bringen? Nee, nee, nee!"

„Na ja, ihr Doktoren wollt einen immer am Leben erhalten, solange es geht."

„Ist auch unsere Pflicht."

„Ach was! Manchmal wär es menschlicher — man hälfe einem ins Jenseits!"

„Das meinen Sie doch nicht im Ernst?"

„Gewiß! Wenn einer sich schindet, wenn einer keine

Freude mehr am Leben hat, wenn einem das ganze Dasein verpfuscht und verdorben ist?"

„Man kann nie wissen, ob es nicht einmal wieder glücklich und segensreich wird."

„Bei Christof nicht."

„Woher wollen Sie das wissen?"

Wieder duckte sich der große Mann unter dem Blick und meinte, als wolle er seine Gedanken zurücknehmen:

„Na ja! Es gibt Fälle! Ich meine auch nur so! Christof war ja doch ein kranker Mann."

„Das war er."

„Früher nicht. Die ganze Geschichte haben sie ihm angedreht."

Der Doktor schüttelte den Kopf:

„Was wissen wir davon?"

Abermals beruhigte Herr von Lühne sich selbst und sah Doktor Becker von der Seite an:

„Sie haben recht. Wir wissen nichts, wissen gar nichts."

Der Arzt trieb das Pferd an, und bald erschien das alte Gemäuer von Engolsheim zwischen den Bäumen. Sie kamen in Hörweite. Unwillkürlich schwiegen die beiden. Herr von Lühne stand am Lager seines jungen Freundes und drückte ihm das eine schmerzlich halb offenstehende Auge mit sanfter Hand zu. Dann trat er, während Doktor Becker untersuchte, ans Fenster. Dem norddeutschen Recken liefen die Tränen in den rotblonden Bart. Er wischte sie nicht ab. Er starrte hinaus, weit fort mit seinen Gedanken.

* * *

In der großen, aber niedrigen Kreuzbogenhalle von Engolsheim stand der Sarg. Ein Wagen nach dem anderen

kam vorgefahren. Nach den langen Sonnentagen hatte plötzlich Regen eingesetzt, Wind sich aufgemacht, und die schräg niederpeitschenden Wassermassen trafen bei den paar Schritten vom Wagen über die schmale Zugbrücke bis zum Portal die Trauergäste, daß die Mäntel auf der rechten Seite in Sekunden dunkel wurden.

Major von Werck, einen Kopf größer als sein verstorbener Sohn, stand in Frack und Orden, das Johanniterkreuz auf der linken Seite der Brust, hochaufgerichtet vor dem Sarge. Jedem, der in die Halle trat, ging er entgegen, Worte des Mitgefühls stumm entgegennehmend, die Stirn in Falten, und, wie welche meinten, in wenigen Tagen älter geworden. Sobald er die Trauergäste durch eine Handbewegung zu den Stühlen rechts und links des Sarges gewiesen, stellte er sich wieder in die Mitte mit geschlossenen Absätzen, regungslos, zu Füßen seines einzigen Sohnes, wartend, bis die nächsten kamen.

Die Halle fing an, sich zu füllen: soviel Menschen erschienen, Verwandte, Freunde, Bekannte, Abordnungen, daß schließlich nur die Damen Stühle fanden und die Herren stehen mußten. Am Kopfende des Sarges rechts saß die Mutter, das Gesicht unter dichten Schleiern verborgen. Daneben ihre beiden Töchter, Asta unverheiratet, Perpetua, noch in halblangen Kleidern, blond, hoch aufgeschossen. Sie war mit der älteren Schwester, die sie hatte aus ihrem Pensionat am Genfer See abholen wollen, telegraphisch gerufen worden.

Eine fehlte, die aller Augen suchten: Eva von Werck, des Toten Gattin.

Man tuschelte, aber Generalin Mosig hatte als Parole

die Erklärung ausgegeben, daß man der jungen Frau, die täglich ihrer Entbindung entgegensah, die Trauerbotschaft nicht hatte mitteilen können. Die Damen fanden sie tragisch, diese beiden Gatten, die durch Krankheit voneinander getrennt, der eine hier, der andere da, lagen, einer nicht mehr unter den Lebenden, der andere nicht ahnend, was geschehen.

Als alles versammelt schien, nahm der Major Christofs einstige Amme, seitdem Beschließerin im Haus, die bescheiden am linken Eingang zu den Wirtschaftsräumen stand, beim Arm, führte sie an den Sarg und setzte sie hinter Frau und Tochter unter die Familie.

Schon sollte die Feier beginnen, als die Tür noch einmal sich auftat, ein Windstoß den Regen hereintrieb, daß die Fliesen sich näßten, die Flammen der Kerzen am Sarge sich beugten und wieder aufstanden: ein untersetzter Herr mit starkem Leib nahm den umflorten Zylinder vom Kopf, und man sah die trotz seiner erst achtundvierzig Jahre schon weiße Bürste des Haupthaares, tief in die Stirn hineingewachsen. Neben ihm trat eine blonde, zarte Frau ein.

Auf der anderen Seite des Sarges, der Familie gegenüber, richtete sich die hohe Gestalt des Herrn von Lühne drohend auf, als wollte sie sagen: was suchet ihr hier?

Alle Gesichter wandten sich den Eingetretenen zu: man erwartete etwas Ungeheuerliches, eine Szene. Leises Flüstern klang. Vom Kopfende des Sarges schritt langsam, die Stirn erhoben mit seinem ernsten, gütigen Gesicht, der Major von Werck den beiden entgegen. In der Totenstille hörte man, wie er zu Ehrenreich von Breitsamter sprach:

„Ich danke Ihnen besonders, daß Sie gekommen sind. Ich hatte Sie nicht erwartet.“

Der kleine untersetzte Mann machte eine etwas zu tiefe Verbeugung. Man konnte nicht verstehen, was er antwortete. Er verschwand im gleichen Augenblick unter den schwarz gekleideten Menschen. So blieb der Major mit Frau von Breitsamter allein, und in seiner ritterlichen Art, den weiten leeren Raum übersehend, den die zarte kleine Frau durchschreiten mußte, bot er ihr den Arm und führte sie zu einem Stuhl.

Nun regte sich keiner mehr, die Köpfe blieben gesenkt; gelb, still, steil brannten die Kerzen bei dem betäubenden Blumengeruch, vermengt mit der Ausdünstung nasser Kleider.

Der Geistliche trat an den Sarg, sprach ein Gebet und begann seine Rede. Der alte Pastor hatte Christof von Werck einst eingesegnet, ja sogar — die erste Amtshandlung, als er seinerzeit nach Engolsheim gekommen — getauft, so ward es ihm nicht schwer, die rechten Worte zu finden. Vom Charakter des Verstorbenen redete er, von seinem stillen Leben, von seiner Krankheit. Den Eltern sprach er Trost zu und gedachte der Gattin, andeutend, daß sie nicht einmal wisse, was geschehen.

Niemand erhob den Blick, nur Herr von Lühne räusperte sich fürchterlich.

Gutsleute nahmen den Toten auf, die Türen öffneten sich, der Sturm peitschte wieder den Regen herein, und während der Sarg hinausschwankte, sagte der Major mit dicken, geröteten Lidern, aber voller Haltung gedämpft zu den nächststehenden Frauen, die folgen wollten:

„Darf ich die Damen bitten, nicht mitzugehen. Sie könnten sich bei dem Unwetter etwas holen."

Dann kam eine seltsame Wendung, daß sogar jene, die

den Major genau kannten, ihn einen Augenblick erstaunt ansahen:

„Mein lieber Sohn bittet Sie herzlich, ihm nicht zu folgen."

Er nahm seine Gattin bei der Hand, führte sie zur Seite, schob die Töchter hinterdrein und sagte befehlend:

„Christof wünscht es nicht! Bleibt hier."

Er verbesserte sich:

„Er würde so sagen."

Und er flüsterte zu seiner Frau:

„Wir haben ja keinen Sohn mehr! Barbara, denke dir, wir haben keinen Sohn mehr!"

Vaterschmerz und der unmöglich zu unterdrückende Gedanke des Majoratsherrn zitterten in seinen Worten.

Da blieben die Damen zurück. Als die Herren aber zögerten, trat hinter dem Major Ehrenreich von Breitsamter mit seinem weißen Kopf hinaus in den peitschenden Regen und setzte nicht einmal den Hut auf. Herr von Lühne machte um den kleinen untersetzten Mann einen Bogen, blieb zurück und schritt neben dem Doktor und Graf Genthin, dem er vorsorglich wie einem Kinde den Kragen in die Höhe klappte. Den Beschluß machte die männliche Dienerschaft.

Trotz des Verbotes schloß sich die Beschließerin an. Der Verwalter hielt schräg gegen die Sturzbäche des Regens den Schirm über sie. Der Kies knirschte, der Sarg schwankte, der Wind pfiff, der Regen durchnäßte alle, wenn auch der Weg nicht weit war.

Drüben lag die Kapelle. Erst der Major hatte sie gebaut im Anschluß an die Familiengruft. Dort wurde der Sarg niedergesetzt. Der Raum war so beschränkt, daß er

kaum die Menschen faßte. Der Geistliche sprach das Gebet, dann leerte sich langsam das kleine Gotteshaus, nur Herr von Lühne blieb zurück. Der Major stand am Sarge seines einzigen Sohnes, die Hände gefaltet. Einem, der ihm noch ein Wort des Trostes sagen wollte, antwortete er nicht, sondern sprach halblaut wie ein Stöhnen:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt, Amen."

Dann ging der Majoratsherr davon, den Kopf im Nacken, die Stirn gerunzelt, mit steinernem Gesicht. Auf dem Wege von der Kapelle zur Burg war er derart in anderen Welten, vielleicht in jener, wo sein einziger Sohn nun weilte, daß er vergaß, den Hut aufzusetzen. Wie er nun in die Halle trat, wo die Damen eben sich verabschiedeten, lief ihm das Wasser aus den Haaren.

Der Diener und die Beschließerin deckten Kränze auf den Sarg. Herr von Lühne stand im offenen Mantel, die Hände unter dem Frack auf dem Rücken verschränkt, dabei. Er fragte:

„Von wem ist der schöne Kranz?"

„Vom Regiment des Herrn Leutnant."

„Und der?"

„Von Herrn Traugott von Breitsamter."

Plötzlich griff der gewaltige Mann nach dem einfachen Kranz, sich kaum unterscheidend von anderen, stieß die Tür der Kapelle auf und schleuderte den Blumenreifen in großem Bogen hinaus in den Regen. Die Beschließerin schloß die Hände über dem dicken Leib:

„Aber, aber, aber."

„Der kommt nicht wieder herein!" rief nur Herr von

Sühne. Dann ging er davon und warf donnernd die Kapellentür zu, daß die beiden treuen Diener des Hauses sich erschrocken ansahen.

* * *

Acht Tage darauf ward dem Major außer Dienst, Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit, Majoratsherrn auf Engolsheim Friedrich von Werck ein Enkelkind geboren. Es war ein Knabe. Und als ob die Erfüllung aller Hoffnungen den ersten Schmerz ein wenig gedämpft hätte, sprach der Major nur noch von dem Majoratserben. Christof war jedoch nicht vergessen. Sein Vater ging täglich zur Gruft und verrichtete sein Gebet. Er hätte nicht einschlafen können, ohne das Grab besucht zu haben.

Die heilige Barbara suchte ihren ehrlichen Schmerz um den Tod des Sohnes zu überwinden, indem sie mit entsetzlicher Unruhe in der Stadt umherfuhr. Zuerst, um von ihrem Christof zu erzählen, Geschichten, die alle kannten, die man kaum noch ertrug, dann aber, um von ihrem Enkel zu sprechen, den sie fast noch mehr ersehnt hatte als der Major. Denn der stille Hintergedanke verließ sie nicht: wenn ihr Mann vor ihr heimginge, mußten sie und ihre Töchter die alte Burg verlassen oder waren zum mindesten der Großmut des neuen Herrn anheimgestellt.

Die heilige Barbara widmete täglich ihre Sorge dem Neugeborenen. Da der Arzt gesagt, die junge Mutter müsse Ruhe haben, erschien sie nur kurz in deren Zimmer.

Frau von Werck fand, Eva zeige nicht genügendes Interesse für das Kind:

„Du verlangst nie nach dem Kleinen. Du kannst nicht

nähren, aber ... wenn ich zurückdenke ... die größte Seligkeit meines Lebens war, den armen Christof an mein Herz zu drücken. Ich sehe noch das kleine Wurm mit dem ausdruckslosen Gesichtchen! Ich weiß noch, wie erstaunt ich war über sein reiches Haar, hatte ich doch noch nie ein neugeborenes Kind gesehen! Es ist ein Wunder Gottes, solch junges Menschenleben. Geheiligt ist jede Mutter! Und du, Eva, verlangst nicht nach deinem Sohn!"

Statt aller Antwort wandte Eva ihre schwarzen Augen der Schwiegermutter zu, ihre tiefen strahlenden Augen, das einzig Schöne an der stillen jungen Frau:

„Warum habt ihr mir nicht gesagt, daß Christof tot ist?"

Ehe Frau von Werck eine passende Antwort finden konnte, kreischte sie auf:

„Ist er erschossen?"

„Wie kommst du darauf?"

Die junge Mutter, die zum erstenmal aufgestanden war, sprang vom Stuhl auf:

„Warum sagt man mir nichts? Sie haben sich geschossen!"

„Es ist ja längst vorbei ..."

„Ich will nicht immer belogen sein! Ich halte dieses Komödienspiel nicht mehr aus!"

Frau von Werck war gekränkt:

„Liebes Kind, was sind das für Ausdrücke? Jetzt setze dich erst einmal. Du schadest dir! Komödienspiel! Wer spielt denn mit dir Komödie?"

Eva blickte ihre Schwiegermutter an, die Augen groß aufgerissen:

„Man sagt mir nicht die Wahrheit!"

„Du weißt sie ja! Du sprichst doch von einem Duell!"

„Ich weiß nichts."

„So? Wie kommst du denn auf das Duell?"

Eva sank an der Tür, bis zu der sie in der Aufregung gelaufen, in einen Stuhl:

„Ich . . . ich . . . er war doch, wie sollte er sonst . . . er war ja . . ."

Doch Frau von Werck schlug wütend ein paarmal mit der geballten rechten Faust in die linke Hand:

„Keiner kann den Mund halten! Das ist gewiß wieder die Jungfer gewesen! Diese scheinheilige Person. Papa hat's oft zu Christof gesagt, rausschmeißen sollte er die Schleicherin. Aber der konnte ja keinem weh tun: Ach, Christof, mein armer Christof!"

Evas Kniee zitterten, die Unterlippe zuckte, die Zähne schlugen aufeinander:

„Ich . . . ich habe nicht mit ihr gesprochen!"

Dann kam ein Schüttelfrost über sie. Frau von Werck aber ließ sich, so schwer es bei ihrer Leibesfülle auch ging, erschrocken neben ihrer Schwiegertochter nieder und erzählte mit gedämpfter Stimme von dem Duell. Doch sie hatte nicht die Gabe zu trösten. Sie erhitzte sich selbst an ihrer Schilderung und berichtete in steigender Erregung, wie man Christof im Park gefunden. Da überfiel die junge Frau ein so krampfartiges Weinen, daß die heilige Barbara keinen anderen Rat wußte, als sie zu Bett zu bringen. Sie zog ihr die Schuhe aus, streifte die Strümpfe ab, schob das fröstelnde Geschöpf unter die Decke und rieb die Fußsohlen,

wie sie es bei ihrem Christof getan, wenn er — immer ein Sorgenkind — in seiner Jugend eine Niederlage erlebt hatte.

Dann schob sie einen Stuhl vor das Bett, drehte Eva sanft auf die andere Seite, rückte ihr das Kissen, stopfte die Decke ein und setzte sich an der Tür auf den gleichen Sessel, auf dem ihre Schwiegertochter vorhin zusammengebrochen war, still wartend, bis sie einschliefe.

Der jungen Frau dunkles Haar versank immer tiefer. Ein Schüttelfrost lief über ihren Körper. Sie griff unter das Kissen nach dem Taschentuch, schnaubte sich heftig, schluchzte noch eine Weile, und bald blieb alles still. Sobald Frau von Werck ruhige Atemzüge zu hören meinte, erhob sie sich, klinkte vorsichtig auf, und die Tür schloß sich hinter ihr.

Langsam wandte sich die im Bett um. Als sie niemand mehr sah, warf sie die Decken zurück, sprang aus dem Bett und lief in das Nebenzimmer, von wo ein kleiner greller Ton erklang: das Weinen des Kindes.

Niemand war bei dem Kleinen. Die Amme mochte sich einen Augenblick entfernt haben. Die junge Mutter hob den leise wimmernden Knaben heraus, nahm ihn mit hinüber, legte sich und bettete an ihrer Brust das Einzige, das sie nun noch besaß. Wie ein geängstigtes, verfolgtes Tier hielt sie das Kind an sich gepreßt und starrte regungslos mit den großen, schwarzen Augen nach beiden Türen, einmal rechts, einmal links, zum Kinderzimmer nebenan, ob die Amme etwa käme, zum Wohnzimmer auf der anderen Seite, ob auch wirklich die Mama verschwunden sei.

* * *

Der Majoratsherr fuhr täglich von Engolsheim herein, um seine Schwiegertochter zu besuchen. In Wahrheit freilich mehr des Kindes halber, denn Eva war er nie nahe gekommen.

Friedrich von Werck hatte sich für seinen Sohn eine andere Frau gewünscht: alles, was Christof nicht besessen, sollte sie haben. Christof war ein scheues, stilles Kind gewesen. Vielleicht hatte der Keim zu dem Herzleiden längst in dem Knaben gelegen, ohne daß er erkannt worden, denn der Major gab nie eine Schwäche zu. Er hatte eine etwas zügellose Leutnantszeit, nachdem er sich sehr jung verheiratet, hinter sich geworfen und eine aussichtsreiche militärische Laufbahn schon als Rittmeister abgeschlossen, um das Majorat zu übernehmen. Es bedurfte einer kräftigen Hand. Sein Vater hatte die Zügel schleifen lassen. Dem Major, obwohl für Landwirtschaft nicht erzogen, gelang es dennoch mit eisernem Fleiß, ein Landwirt zu werden, den die Nachbarn um Rat fragten. Durch die Gnade seines Landesherrn wegen seiner Verdienste um die Provinz ins Herrenhaus berufen, nachträglich auch militärisch befördert, war Major von Werck ein Mann, der nur eines gelten ließ: Arbeit und dreimal Arbeit. Er saß in allen Kommissionen, präsidierte auf Landwirtschaftstagen, hatte die führende Stimme im Fohlenaufzuchtsverein, fehlte bei keiner Kriegervereinsveranstaltung, stand an der Spitze jeglicher Armenpflege und Fürsorge, aus der Überzeugung heraus, daß den Besitzenden doppelte Pflichten auferlegt seien. So begriff er nicht des einzigen Sohnes weltscheue Weichheit. Selbst von eiserner Gesundheit, verstand er nicht, daß Christof einmal eine Schwächeanwandlung gehabt, und war empört,

als er den Abschied nahm, weil er den Anstrengungen des Dienstes sich nicht gewachsen fühlte.

Wenn auch der Major noch lange nicht daran dachte, seinen Platz zu räumen, so wollte er doch, daß sein Sohn wenigstens Fühlung mit seinen Kreisen nehme und sich eine gesellschaftliche Stellung mache. Statt dessen zog Christof sich ganz zurück. Da konnte nur eine Frau Wandel schaffen. Aus einer jener alten preußischen Familien sollte sie sein, wo der Onkel am Hof war, der Vater im Herrenhause oder im Reichstage saß, die Brüder in der Gardekavallerie dienten, Vettern in den Ministerien Preußen und in fernen Ländern das Reich vertraten. Eine sollte es sein, die Christof mitgezogen hätte in die Gesellschaft, auf Bälle, Rennen, kurzum dorthin, wo man sich traf.

Statt dessen war er eines Tages mit der Mitteilung gekommen, er wolle sich mit der Baronin Eva van der Gellen aus dem Haag verloben. Van der Gellen? Wer wußte in Preußen davon? Erkundigungen ergaben nun, daß die Familie in ihrem Vaterlande sehr angesehen war, und in der Meinung, es würde eine Dame von Welt sein, versöhnte sich der Major mit dem Gedanken.

Da kam Eva, nicht hübsch, nicht einmal stattlich, mit schwarzen Augen, deren Lider immer halb geschlossen lagen, man wußte nicht, aus Verlegenheit oder in Träumen. Der Major begriff nicht, was den Sohn an dieser Frau anzog. Christof aber sagte, sie würde sein Leben der Stille und Einsamkeit teilen. So war es in Enttäuschung und Ärger nie zum Verständnis zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter gekommen.

Nun war sein Sohn, sein Erbe tot. Der dem Vater

widerstrebende leidende Träumer aber begann im Gedächtnis des Majors neue Gestalt anzunehmen. In der Krankheit Christofs, an die er doch nie hatte glauben wollen, fand er jetzt die Erklärung seines Wesens. Nun, beim Enkel sollte der Fehler zu weicher Erziehung wie bei Christof — denn daran lag es allein, meinte er — nicht wiederholt werden. Von Anfang an wollte er ihn zu einem Mann machen, einem eisernen, einem tätigen Mann!

Ein paar Tage vor der Taufe erschien er bei seiner Schwiegertochter frisch und aufrecht, nicht mehr gebeugt wie beim Begräbnis des einzigen Sohnes, mit der Mitteilung, das Stadthaus würde geschlossen werden, und sie solle mit ihrem Sohne nach Engolsheim übersiedeln. Aus den immer verschleierten schwarzen Augen Evas brach ein ängstlicher Schein. Er sah es nicht, sondern rief:

„Ein Kind gehört aufs Land, und bessere Luft als in Engolsheim — gibt's nicht! Dann soll der Junge von Anfang an das Gut sehen. Wir wollen einen Majoratsherrn aus ihm machen. Ich habe mich schwer genug hineingefunden damals nach der Leutnantszeit. Die ist heutzutage keine Vorbereitung für einen Landwirt. Man darf nicht die besten Jahre in einem anderen Berufe verbringen. Die jüngeren Söhne mögen dienen, der älteste ist nun mal fürs Gut bestimmt."

Als wolle er ihren mit keinem Wort geäußerten, aber in den verängstigten Blicken liegenden Widerstand im Entstehen brechen, rückte er seinen Stuhl näher zur Schwiegertochter. Er nahm ihre Hand, ohne zu bemerken, wie sie leise zitterte, und redete mit ihr so weich wie noch nicht, seitdem er sie kannte.

Er sagte, sie würde ihren Kummer nur überwinden, wenn sie fortkäme von hier. Und sie zu gewinnen, versprach er vielleicht mehr, als er halten konnte: er würde sie mitnehmen bei seinen Fahrten über Land, bei denen nicht einmal Christof ihn begleitet, da die Plätze im Wagen immer besetzt waren. Und Eva kannte den Schwiegervater, der ihr doch immer ihre Zurückgezogenheit vorgeworfen, kaum wieder, als er sagte, die Bibliothek stünde ihr zur Verfügung, dort könne sie still lesen, niemand würde sie stören. Sie solle nur einem leben: der Erziehung ihres Sohnes.

Christof nannte er ihn, als spräche er von seinem toten Sohn, so daß Eva ihn ängstlich ansah. Aber er erklärte mit leuchtenden Augen:

„Christof ist ein alter Familienname, so soll er denn Christof heißen."

Sie wagte den schüchternen Einwurf:

„Aber, Papa, so hat doch sein . . . ich meine, so hat doch Christof geheißen!"

Da lachte der Major:

„Eben drum. Christof Renatus wird er genannt. Christof der Wiedergeborene. Denn er ist uns wiedergeboren!"

Damit war die Sache abgetan, und er ging hinüber ins Kinderzimmer. Der große, schwere Mann trat leise auf, weil die Amme ‚pst' den Finger auf den Mund legte. Er schlich sich, fast lächerlich anzusehen, an das Bettchen, schob die Vorhänge zurück und blickte auf den kleinen Schläfer, seinen Enkel, sein Fleisch und Blut, den künftigen Majoratsherrn von Engolsheim. . . .

Bald kam die heilige Barbara und leitete die Übersiedlung noch vor der Taufe, denn der einstige Herr der

alten Burg, der wider Wunsch und Erwarten nicht dort geboren war, sollte wenigstens auf seinem zukünftigen Besitz in die Gemeinschaft der Christen treten.

* * *

Eva bezog die Räume, für sie und den Kleinen bestimmt. Nach Süden waren sie gelegen, denn das Kind sollte ein Sonnenkind werden, ein starker, rechter Werck. Die junge Mutter hatte zwei Zimmer bekommen, drei ihr Sohn, davon eines zum Spielen, das zweite zum Schlafen, vom dritten, dessen Fenster, wie der Major sagte, ‚immer offen stehen' mußten, kam man ins Freie, auf das zinnenummauerte Dach eines Seitenflügels, der, im Dreißigjährigen Kriege bis zum Erdgeschoß abgebrannt, nur mit einem Notdache versehen worden und seither so geblieben war. Dort sollte das Freiluftdasein des Kindes von statten gehen.

Eva kannte diesen Teil der Burg nicht, denn der Major war nicht der Mann gewesen, der unwillkommnen Schwiegertochter seinen Besitz zu zeigen. — Als sie hinaustrat, blieb sie gebannt stehen: durch einen Laubgang, am Ende mit Bäumen abgeschlossen, erblickte sie, hier vom erhöhten Standpunkt sichtbar, das Breitsamter Schloß.

„Na, ist das nicht schön?" rief die heilige Barbara. Eva fragte und wußte es doch genau:

„Ist das . . . ist das Bärwalde?"

Und über die schwarzen Augen sanken die langen Wimpern rätselhaft nieder. Der Major lachte:

„Natürlich ist's Bärwalde, das mein leichtsinniger Herr Großvater dem Ochsen da drüben verschachert hat. Dem Tugendhold Breitsamter, nee, Ehrenreich heißt er ja."

Dabei legte er ihr die Hand auf die Schulter:

„Na, scheint dir ja auch nicht zu gefallen. Freut mich. Man nur so weiter, wachse nur in die Familie hinein. Die Breitsamter können wir alle nicht leiden!"

Als Eva unter seinem Streicheln den Rücken beugte, führte er sie ins Zimmer zurück und gab ihr gleichsam eine Verhaltungsmaßregel:

„Liebes Kind, alles, was Werck ist, mußt du dem Jungen beibringen: Wercksche Ideen, Wercksche Kraft, Wercksche Gesundheit. Ja, denn bis auf den armen Christof sind wir alle höllische Pflaumenschmeißer gewesen! Du wirst dich schon reinleben. Freut mich, daß du darin die gleiche Ansicht hast. Und nun richte dich ein, dann kommst du runter."

Er blickte sich nach seiner Frau um, die aber im Kinderzimmer verschwunden war. So ging er allein, gerade aufgerichtet, den Kopf im Nacken, zur Tür, in seinem schwarzen Anzuge, den Flor um den Arm. Er dachte an die Taufe.

Ganz still fand sie statt in Anbetracht der Trauer. Nur die nächste Verwandtschaft erschien: Asta, die dageblieben — Perpetua war in ihre Pension am Genfer See zurückgekehrt —, und ein paar entfernte Vettern Werck, deren Weg zum Majorat der Täufling versperrte. Sie legten Wert darauf, zu erscheinen, um zu zeigen, daß ihrer vornehmen Gesinnung Neid fernlag.

Das Kind schien ausdrücklich seine Gegenwart bekunden zu wollen, denn während der ganzen heiligen Handlung schrie es unaufhörlich. Eva hielt es auf dem Schoß. Man sah nicht ihr Gesicht: sie beugte sich tief herab, den Kleinen zu beruhigen. Als der Geistliche den Namen Chri-

stof Renatus sprach, liefen des Majors Augen im Kreise umher, gleichsam Billigung heischend.

Ein eigentliches Taufdiner fand nicht statt, aber da man auf dem Lande war, blieben die Eingeladenen zu Tisch.

So kam es, daß der Major sich erhob und ein paar Worte sprach, Worte, die ihm leicht flossen, war er doch gewohnt, in allen Versammlungen zu reden, Worte, die er gern sagte, denn man kannte ihn aus dem Herrenhause als glänzenden Debatter. Er fand aber auch Herzenstöne, als er auf seinen verstorbenen Sohn kam.

Die heilige Barbara weinte. Evas Kopf sank tiefer und tiefer. Mit einemmal schluchzte sie laut auf, erhob sich, während noch der Schwiegervater sprach, und stürzte davon. Man hatte ihre Fassung bisher bewundert und begriff sie.

Frau von Werck wollte ihr folgen, doch ein abwehrender Wink ihres Mannes ließ sie wieder auf den Stuhl zurücksinken. Er mochte in seiner Rede nicht gestört sein, und einen Augenblick ärgerte er sich wieder über die Schwiegertochter. Aber nach Tisch besuchte er sie auf ihrem Zimmer und sprach tröstende Worte über ihre ‚große Aufgabe', den Sohn zu einem rechten Werck zu erziehen. Im Stolz auf seinen Enkel ward er es gar nicht gewahr, daß sie keine Antwort gab, sondern in sich zusammengesunken sitzen blieb.

Bald verschwand er wieder zu seinen Gästen, die zum Teil über Nacht blieben. Von landwirtschaftlichen Dingen wurde geredet, von Politik, von Parteiangelegenheiten. Abends führte er noch einmal die ganze Gesellschaft zu seinem Enkel. Bei der Taufe hatte er sich ausgeschrien und schlief nun, den Daumen im Munde. Auf den Zehen schlichen alle hinzu. Der letzte, ein entfernter

Vetter Werck, machte sich noch in der Tür mit seinem knarrenden Organ unliebsam bemerklich und ward durch den Major kräftig zur Ruhe verwiesen. Dann umstand man das Bettchen, von der stolzen Amme beleuchtet, und starrte das Wunder an, dieses mit dem Daumen im Mund schlafende Kind, das im Grunde nicht anders aussah als Millionen kleiner Erdenbürger, deren Lebensbedeutung nicht so wichtig schien, da kein großer Besitz an ihnen hing.

Die Mutter aber blieb fern. Niemand wunderte sich. Niemand vermißte sie.

* * *

Es ward Ehrenreich von Breitsamter hoch angerechnet, daß er dem Leichenbegängnis jenes beigewohnt, der seinem Sohn mit der Pistole in der Hand gegenübergestanden. Jenes, der sein Fleisch und Blut so verletzt, wie es jeden Mann von Ehre schmerzen mußte, am meisten aber einen, der um die Stellung unter seinesgleichen erst zu kämpfen hatte. Denn nicht allein Major von Werck empfand ein gewisses Widerstreben gegen die Breitsamter.

Ehrenreich von Breitsamter hatte eine Art, seinen Gästen unter die Nase zu reiben, was jede Flasche Wein kostete, die nicht den Gedanken erweckte an befriedigten Stolz, ehrlich gearbeitet zu haben, sondern bei dem kleinen Mann, dem vornehmes Äußere fehlte, etwas Protziges besaß. Dazu gab es in der Stadt Menschen, die sich an Namen, Stand und Rang höher dünkten denn er, ihm aber seinen Reichtum neideten. Andere wieder nahmen es den Breitsamter übel, daß sie noch heute ihr Bankgeschäft weiter-

führten, während Männer gerade wie Major von Werck es Ehrenreich hoch anrechneten, daß er ein Mann der Arbeit geblieben war und sich der Herkunft seines Wohlstandes nicht schämte.

Seiner Gattin war niemand gram. Frau von Breitsamter, geborene Vogelsang, wäre ebensowenig wie Eva geeignet gewesen, gesellschaftliche Siege zu erfechten, aber gerade, daß die reiche Frau nie andere Damen durch Aufwand und Kleidung eifersüchtig machte, gewann ihr Herzen.

Die heilige Barbara hatte ihr auf ‚Befehl' ihres Mannes nach der Taufe einen Besuch gemacht, um zu danken, daß sie zu Christofs Beisetzung gekommen waren. Damit schienen die Beziehungen zwischen den Nachbargütern erschöpft, zu denen nur noch Lühne gehörte.

Herr von Lühne freilich setzte keinen Fuß in das Breitsamtersche Haus. Dafür kam er jede Woche einmal nach Engolsheim zu Tisch. Man hatte früher davon gesprochen, er wollte Asta von Werck heiraten, die mit ihren beinah dreißig Jahren vielleicht für ihn gepaßt hätte. Sie war das einzige weibliche Wesen, dem Herr von Lühne sein Herz ausschüttete. Nicht mehr in letzter Zeit. Er machte statt dessen seltsame Bemerkungen über ‚Unzuverlässigkeit der Frauen', so daß die heilige Barbara ganz gereizt wurde, wenn sie dabei auch lächelte. Eva schien für ihn Luft. Sie fand bald einen Vorwand, an den Tagen, wenn er da war, nicht bei Tisch zu erscheinen: einmal hatte sie Kopfschmerzen, ein andermal ging es dem Kleinen nicht gut, übrigens eine Alarmnachricht, bei der nicht nur die heilige Barbara, sondern auch der Major herbeieilte.

Frau von Werck fragte eines Tages die junge Witwe,

was dieses Fernbleiben bedeute. Eva sah ehrlich ihre Schwiegermutter an:

„Mir ist alles entsetzlich, was mich an den Zweikampf erinnert."

„Ja, seitdem war ja der arme Christof krank! Nur das hat ihn hingerichtet! Es ist schändlich, diese Menschen!"

Dann erwog sie alle Möglichkeiten, warum Christof eigentlich diesen ‚Schuft von Breitsamter' beleidigt haben könne. Es kränkte sie, daß sie von ihrem Sohne die Wahrheit nicht erfahren. Einer Mutter müsse man alles sagen. Daraus sprach freilich auch die Neugierde des Weibes, von der heiligen Barbara niemals verleugnet.

Eva wurde, sobald derartige Gespräche begannen, unruhig und wußte nicht, wohin blicken. Frau von Werck fragte:

„Es tut dir wohl weh?"

Unter den langen dichten Wimpern der schwarzen, tiefliegenden Augen traf sie ein Blick, der zu sagen schien: Ja, sehr weh! Frau von Werck hatte, begünstigt durch eine bequeme Lage ihres gewaltigen Körpers im Stuhl, einen weichen Moment und streichelte Eva:

„Die Zeit heilt alle Wunden. Wer sagt das doch?"

Sie sann nach, ohne es zu finden. Eva begann mit einemmal zu schluchzen. Der für das Andenken ihres Sohnes geschmeichelten Mutter schoß ein warmer Blutstrahl zum Herzen. Sie umarmte die Schwiegertochter, wie sie es nie getan. Bald aber begann die heilige Barbara von neuem von dem Geheimnis, das sie unablässig quälte, weshalb ihr Sohn sich eigentlich an Breitsamter vergriffen hätte:

„Ich verstehe den Papa nicht. Er sagt nur immer,

wenn es mir wehe tut, daß unser Christof von uns gegangen ist, ohne uns sein Herz auszuschütten: das sei bei Ehrenhändeln so. Auch dienstliche Angelegenheiten dürfe man der Frau nicht sagen. Nun, liebes Kind, ich finde es unerhört, daß es Dinge geben soll, die man von seinem Manne nicht erfährt."

Sie richtete sich stolz auf, soweit es bei ihrer Leibesfülle in dem tiefen Stuhle ging:

„Der Papa sagt mir alles. Der Papa ist aber auch ein Ausnahmemann. Kannst du dich nicht hineinversetzen, wie es einer Mutter tut, nicht einmal wissen zu sollen, was schließlich ihrem Sohne das Leben gekostet hat?"

Sie wurde böse:

„Wenn wir Frauen mal 'n bißchen was verstecken, das ist was anderes. Man hat so seine kleinen unschuldigen Sachen . . ."

Sie lächelte verschmitzt:

„Ich sage dem Papa auch nicht gerade alles, weil er sich nicht ärgern soll. Aber, liebes Kind, hast du denn wirklich keine Ahnung, was mit dem armen Christof geschehen ist?"

Eva fuhr auf:

„Bitte, Mama, quäle mich nicht! Quäle mich nicht!"

Plötzlich rannte sie im Zimmer umher. Ihre Finger öffneten und schlossen sich bei abgespreizten Armen. Sie warf den Kopf hintenüber. Sie seufzte. Sie stöhnte:

„Es ist furchtbar! Furchtbar!"

Eva tat Frau von Werck leid, und abermals im Gefühl des Stolzes, daß ihr Christof von seiner Frau vielleicht

niemals vergessen werden würde, sagte sie nur: „Sei nicht böse, liebes Kind!“ und schlich davon.

Als Herr von Lühne bald darauf wieder einmal anfing, seltsam dunkel von ‚Unzuverlässigkeit der Frauen‘ zu reden, verteidigte die heilige Barbara ihr Geschlecht. Herr von Lühne rieb sich die sommersprossigen Hände, strich durch den rötlichen Bart, in dem schon ein paar weiße Haare niederzogen, und lächelte nur immer. Da fand auch Asta ärgerliche Worte, gekränkt, daß er ihr nie mehr seine landwirtschaftlichen Leiden aus Lühne berichtete. Der Major schmunzelte rauchend vor sich hin. Herr von Lühne ließ die Angriffe der beiden Damen sich gefallen wie ein gewaltiger zottiger Neufundländer, den ein paar Hündchen kreisend umspielen. Da führte die heilige Barbara gleichsam als Kronzeugen für ihre Behauptung der Unwandelbarkeit der Frauen an, wie treu Eva am Gedächtnis des armen Christof hänge.

Herr von Lühne rief plötzlich mitten in ihre Worte hinein:

„Bitte, gnädige Frau, von der wollen wir nicht sprechen.“

„Ich weiß schon, Sie können sie nicht leiden!“

Er brach kurz ab:

„Allerdings, ich kann sie nicht leiden.“

Asta, die mit der stillen Eva immer gut ausgekommen war, fragte gereizt:

„Was haben Sie denn gegen meine Schwägerin?“

Er fuhr wild auf:

„Ich kann Menschen, die zwei Gesichter haben, nicht vertragen. Eure Rede sei ja ja, nein nein, aber bei der weiß man nie . . . Na, ich will weiter nichts sagen.“

Der Major nahm endlich die Zigarre aus dem Mund: „Eva ist nicht da, so muß ich sie doch ein wenig in Schutz nehmen. Ich kann ehrlich versichern, ich war nicht eben erbaut, als unser lieber Christof sie uns ins Haus brachte. Sie ist keine Persönlichkeit! Aber direkt gegen sie etwas einwenden . . . nee . . . da tust du ihr wirklich unrecht. Ich glaube, du kennst sie nicht genug. Und sei sie, wie sie sei: sie ist die Mutter des kleinen Christof!"

Herr von Lühne stemmte die Ellbogen auf die auseinandergefallenen Kniee, preßte Handflächen und Fingerspitzen gegeneinander, senkte den Kopf, daß man sein rötlich blondes Haar sah, am Wirbel schon reichlich dünn, und schwieg. Bald stand er auf: er müsse am anderen Morgen zeitig heraus. Als er ging, hatte er fast nichts mehr gesprochen.

Der Major aber, der vor bestimmter Stunde nicht einschlafen konnte und es gern sah, wenn bis dahin die Familie um ihn war, zündete sich eine neue Zigarre an und begann eine Vorlesung zu halten: Es sei doch merkwürdig, wie Junggesellen einseitig würden, nicht anders denn alte Jungfern. Die Rede endigte damit, dem Abwesenden, gewissermaßen als Heilmittel, die Ehe zu empfehlen mit einem Blinzeln gegen Asta, was die heilige Barbara sichtlich freute.

Dann kam wie immer das Gespräch auf den armen Christof, schließlich auf Bärwalde, als ob das vor fünfzig Jahren vertrödelte Gut noch immer Schmerz bereite. Pläne wurden geschmiedet, die, seitdem Christof Renatus heranwuchs, bestimmtere Gestalt gewonnen, nämlich soviel von den Einkünften des Majorats zurückzulegen, daß es einmal möglich sein würde, Bärwalde zurückzukaufen. Mit

der Selbstsucht des Besitzers, der nur daran denkt, hinzuzutun für den Enkel, sprach der Major fast, als ob es die Zwischengeneration nicht mehr gäbe. Seine und seiner Frau Bedürfnisse wurden mit zunehmendem Alter immer geringer, da konnte denn in der langen Zeit, bis Christof Renatus erwachsen war, ein schönes Vermögen gesammelt werden.

Asta war das Übergehen der Töchter gewohnt — sie wußte, ihr Vater hatte sie lieb —, trotzdem entschlüpfte es ihr:

„Nun, da ich doch nicht heirate, ist es für mich ja gleich."

Der Papa merkte etwas und brach die Abendsitzung ab. Die Zigarre ging auch zu Ende:

„Du wirst schon noch einen braven Mann kriegen, wie du ihn verdienst."

„Na, wir haben ja heute gehört, wie wenig an uns ist."

Die helle Rednerstimme tönte durch das Zimmer, als er, links die Tochter, rechts die Frau, zur Tür schritt:

„Brave deutsche Frauen, das ist das Schönste auf der Welt! Und es gibt deren noch!"

Als er am Kinderzimmer vorbeikam, wo sein Enkel schlief, legte er das Ohr an die Tür, zu lauschen. Drinnen rührte sich nichts. Er ging befriedigt davon.

* * *

Als drei Jahre vergangen waren, schien das Duell vergessen. In der Stadt wußten Neuversetzte oder Zugezogene nichts mehr davon. Eva von Werck war sozusagen immer Witwe gewesen. Die Erinnerung an den armen Christof war fast verlöscht.

Ehrenreich von Breitsamter hatte es für notwendig gehalten, seinen Sohn auf einige Zeit verschwinden zu lassen, damit Gras wüchse über die ganze Geschichte. Er hatte ihn in England in einem Bankgeschäft untergebracht. Dort verstand es der junge Mann in den wenigen Jahren sich eine gute Stellung zu machen, und Ehrenreich von Breitsamter erwog schon den Gedanken, seinen Sohn zurückkehren und als Teilhaber eintreten zu lassen.

Aber Traugott lehnte ab mit den Worten: „Papa, erlasse mir, die Gründe auseinanderzusetzen."

Die stille kleine Frau von Breitsamter, geborene Vogelsang, in der das Blut der feinen Gelehrtenfamilie lebte, aus der sie gekommen, verstand, daß ihr Sohn nicht heimkehren wollte, weil er drüben eine gesicherte Stellung hatte, hier aber ein unseliger Zufall, den auch sie nicht zu erklären wußte, ihn in gesellschaftliche Schwierigkeiten gebracht. Ehrenreich von Breitsamter dagegen fehlte das Gefühl für derartiges. Er begann immer wieder, ob sie nicht in Engolsheim Besuch machen sollten, und jedesmal fragte die kleine blonde Frau:

„Wozu?"

Da wurde dem Ehrenreich etwas verlegen, doch mit größter Bestimmtheit kehrte die Frage nach einiger Zeit wieder, und jedesmal ward sie von neuem abgewehrt.

Endlich half der Zufall. Erika, die jüngste Breitsamtersche Tochter, zwei Jahre älter als Perpetua die jüngste Werck, war mit dieser in der Schweiz in der gleichen Erziehungsanstalt. Nicht etwa, daß Ehrenreich Breitsamter sie absichtlich gerade dort untergebracht hätte, sondern im Gegenteil, der Major hatte Perpetua in das Pensionat

getan, wo Erika Breitsamter seit zwei Jahren sich schon befand. Dort gab es nämlich nur Französinnen und Engländerinnen, so daß die Kleine, die in der bisherigen Anstalt, unter lauter deutschen Mädchen, in den fremden Sprachen zurückgeblieben war, gar nicht Deutsch reden konnte.

Zwei weitere Jahre gingen ins Land, dann kehrten die jungen Mädchen ‚flügge' in die Vaterhäuser zurück. Ein paar Tage schien es, als ob der kleine Christof, der nun schon ins sechste Jahr ging, vor Perpetua zurücktrete, denn der Majoratsherr zeigte ihr das Gut: überallhin mußte sie ihn begleiten. Die heilige Barbara war fast eifersüchtig auf ihre Tochter. Asta lächelte nur. Eva ward von dem neu aufgegangenen Stern nicht berührt, denn sie blieb der stille Geist im Hause, gebeugt von dem Verlust, der ihre jungen, hoffnungsfreudigen Jahre verdorben.

Als nun aber der Papa mit Herrn von Lühne zur Fohlenschau fuhr und tagelang fortblieb, begann Perpetua Heimweh zu bekommen nach der Pension, denn es gab Stunden, wo das junge Mädchen ganz allein war. Eva hatte ihren Sohn. Der Altersunterschied mit Asta war doch etwas groß. Mama aber sah man nicht viel. Früh hörte sie dem Unterricht des kleinen Christof Renatus zu, nach Tisch hielt sie ihr Schläfchen, nachmittags mußte sie in die Stadt fahren zu Tee und Kaffeeklatschen — immer mehr ihr unabweisbares Bedürfnis —, abends wurde Patience gelegt. Perpetua langweilte sich, und als ob ihres Bruders Christof Seele in ihr wüchse, lief sie allein durch den Park. Dabei kam sie eines Morgens an die Schonung, die der Major seinerzeit gepflanzt, um Bärwalde zu ver-

stecken. Die Stämme standen jetzt schon so hoch, daß man vom Breitsamterschloß nichts mehr sah.

Ehrenreich Breitsamter hätte ein Stück Grund und Boden an dieser Stelle mit Gold aufgewogen, aber der Major ließ nicht mit sich reden: Engolsheim sei als Majorat unantastbar, und ‚der Leichtsinn des Großvaters‘ würde keinesfalls wiederholt werden.

Perpetua hörte Stimmen. Wahrhaftig, da ging ihre Freundin! Ein untersetzter Herr in weißem Haar und eine kleine blonde Frau begleiteten sie. Fräulein von Werck rief:

„Erika!“

Die drei fuhren herum. Einen Augenblick darauf umarmten sich die Freundinnen über den Stacheldrähten. Fräulein von Breitsamter bog sie auseinander, Perpetua kroch durch, dann standen sie Hand in Hand vor dem Schloß Bärwalde.

Ehrenreich Breitsamters Herz schlug vor Freude: trotz der Morgenstunde wollte er ihr durchaus ein Frühstück aufnötigen, und nur durch das Dazwischentreten seiner Frau ward es verhindert. Perpetua war verlegen: in ihrem Gedächtnis lebte der Widerwille der Wercks gegen die Breitsamter. Aber sie fühlte sich so glücklich, nicht mehr allein zu sein, daß sie sofort eigenmächtig die Freundin einlud, sie zu besuchen. Der Vater nahm für seine Tochter an. Dann zeigte die kleine Breitsamter Perpetua das ganze Haus, durch das die Tochter des Majoratsherrn von Engolsheim nun schritt wie durch einen verbotenen Garten.

Darüber war zu Perpetuas Entsetzen die Essensstunde gekommen. Herr von Breitsamter ließ sofort anspannen und bestand darauf, die Tochter seines Nachbarn selbst zu-

rückzufahren, obgleich es ein paar gängige Jucker waren, deren Zügel er sonst ruhen ließ, denn er war kein Held mit Pferden.

Eben hielten sie vor der alten Burg, als ein Knabe gelaufen kam mit hochroten Wangen: Christof Renatus. Seine Mutter folgte ihm. Sie beeilten sich offenbar, rechtzeitig zu Tisch zu kommen, denn der Major verstand mit Zuspätkommen keinen Spaß.

Als die Witwe Ehrenreich Breitsamter sah, prallte sie zurück, ließ das Kind allein vorauslaufen und verschwand wieder im Grün des Laubganges. Der Knabe begrüßte befangen die Tante, die er noch nicht recht kannte. Er rieb die Hand an der Hose. Seine rechte Sohle scheuerte auf der linken Kappe, und die braungebrannten bloßen Beine strafften sich. Herr von Breitsamter begrüßte das Kind. Ein wenig zu höflich nahm er den Hut ab vor dem Knaben. Da stand der weiße Kopf mit der kurzen Stirn und dem hereingewachsenen Haar vor dem anderen schwarzen, dessen Haar auch seltsam tief in die Stirn wuchs — wie bei seiner Mutter.

„Ich habe dich öfters von weitem gesehen. Bist du groß geworden! Lernst du denn auch fleißig, daß du deiner Frau Mutter Freude machst und deinem Herrn Großvater?"

Der Kleine wurde ganz zutraulich:

„Es war kein Fehler drin, aber ich habe schlecht geschrieben, ich soll's noch mal abschreiben."

„Siehst du, eine gute Handschrift ist geschäftlich immer eine Empfehlung."

Das Kind starrte ihn nicht verstehend an. Ehrenreich Breitsamter meinte genug getan zu haben und blickte sich

um nach den Fenstern. Niemand war zu sehen. Perpetua wollte sich verabschieden, doch er begleitete sie bis zur Tür. Da klang des Majors Stimme:

„Holla! Wo bleibst du denn? Mußtet ihr denn nicht pünktlich sein in der Pension? .... Ach so, Herr von Breitsamter."

Der kleine Untersetzte zog tief den Hut:

„Das gnädige Fräulein war so liebenswürdig, ihre Freundin zu besuchen. Da nun das gnädige Fräulein nicht zur rechten Zeit zum Essen gekommen wäre, habe ich sofort anspannen lassen und mir erlaubt, sie selbst herzubringen."

Der Major bat nur:

„Wollen Sie mich bekannt machen?"

„Herr Major von Werck — meine Tochter."

Das junge Mädchen stand blutübergossen da. Der Major hatte Hunger, und er ärgerte sich über den Besuch. Trotzdem bat er aus Ritterlichkeit, einzutreten. Ehrenreich Breitsamter sagte nicht nein, während Herr von Werck fand, er hätte in Anbetracht der Essensstunde ablehnen müssen.

Durch die Halle, wo einst der Sarg gestanden, gingen sie rechts in das Zimmer des Majoratsherrn, mit dem Fenster nach der Seitenfront zum Wirtschaftshof. Erika setzte sich dicht neben ihre Freundin und suchte deren Hände zu erwischen. Da klang des Majors metallische Stimme:

„Sie entschuldigen wohl meine Frau. Das Eßzimmer liegt oben, sie wird nichts davon wissen."

Ehrenreich erhob sich:

„Ich wollte nur die liebenswürdige Aufforderung nicht ablehnen, aber ich möchte nicht lästig fallen."

Der Major sagte nichts dagegen.

In dem Augenblicke, als sie die Halle von neuem betraten, huschte Eva von Werck vorüber; nur wie ein Schatten. Herr von Breitsamter sah ihr nach. Der Major tat nicht, als ob er sie erblickt hätte. Er begleitete seinen Besuch bis an den Wagen. Die alten Reiter-, Landwirt- und Herrenaugen überflogen das Gefährt, und da die Ortscheite baumelten, obwohl der stolz beschnurrbartete Kutscher die Zügel hielt, so schien des Majoratsherrn Blick zu sagen: ,Teuer, aber schlecht angespannt, und wer ist denn der Friseur da in Livree?'

Ehrenreich kletterte etwas hastig, im Gefühl, von einem Kennerauge beobachtet zu werden, auf den Bock, zog den Hut, und ohne die Peitsche in die Hand zu nehmen, schnalzte der Herr von Bärwalde mit der Zunge. Richtig, die Gäule zogen an, aber das Handpferd fiel sofort in Galopp: unordentlich und übereilt ging es davon.

Der Major klopfte bei Tisch Perpetua auf die Schulter:

„Liebes Kind, es wird pünktlich gegessen! Na, Strich drunter. Also die Kleine ist deine Freundin?"

„Meine beste Freundin, Papa."

„Ah so!" meinte der etwas gedehnt. Dann gab er zu, sie sei ein ganz bescheidenes Mädchen. Er machte sich lustig — das ging bei den Wercks nicht anders — über die Breitsamtersche Fahrerei, und Eva aß, tief auf den Teller gebeugt, ihre Suppe. Immerhin ließ der Majoratsherr seinem Nachbar Gerechtigkeit widerfahren:

„Es ist eigentlich ganz liebenswürdig von ihm! Übrigens hatte ich erwartet, er würde die Gelegenheit benutzen, um uns zum Gegenbesuch aufzufordern."

Die heilige Barbara rümpfte die Nase:

„Das kann er doch nicht.“

„O bitte, er kann doch sagen: ‚Meine Frau würde sich sehr freuen . . .‘, aber mich freut es gerade, daß er das nicht gesagt hat.“

Nun begann er, wie immer, von dem Thema Breitsamter, heute in freundlicherem Tone. Da es sein Leibgericht gab, Rostbraten mit Klößen, so ließ er eine besondere Flasche Wein kommen und sagte zu seiner jüngsten Tochter:

„Na, da du hier keinen Verkehr hast, so kannst du dir die Kleine ja mal einladen . . . wenn sie auch von da drüben ist!“

An dem Abend erklärte der Major seiner Frau, sie müßten sich entschließen, bald Breitsamters einen Gegenbesuch zu machen. Aber die heilige Barbara rief:

„Sie ist ja nicht mitgekommen.“

„Da hast du eigentlich recht.“

Fast freute er sich. Nach einigem Nachdenken meinte er dennoch:

„Man muß nicht kleinlich sein. Wir wollen mal nächstens hin.“

In der folgenden Zeit war der Major aber öfters abwesend, und die paar Tage dazwischen, wenn er sich in Engolsheim aufhielt, hatte er so viel zu tun, daß es nicht zum Besuche kam. Die Mädchen jedoch sahen sich täglich. So oft waren sie durch den Stacheldraht gekrochen, daß er schon ganz locker hing. Als nun der Sommer sich zum Ende neigte, faßten sie einen Entschluß und kniffen mit der Drahtzange des Gärtners einfach den Draht durch.

Um so enger ward die Freundschaft, als Asta für den

Herbst mit einem befreundeten Ehepaar nach dem Süden ging, die heilige Barbara aber neuerdings unter Krampfadern litt, sich ruhig halten und das Bein hoch legen mußte. Perpetua, die ihr Gesellschaft leisten wollte, schickte sie aber meist bald fort: sie mache sie nervös.

Der kleine Christof Renatus dagegen durfte herumtoben, so viel er wollte. Er baute Türme mit dem Baukasten, warf sie mit großem Jubelgeschrei wieder ein, und zu allem Lärm lächelte nur die Großmama. Auch Eva kam. Ohne ein Wort zu verlieren ließ sie sich wieder fortschicken, wenn sie ihre Schwiegermutter ermüdete.

Fernstehende begriffen nicht, daß die Witwe Tag für Tag, Jahr um Jahr in Engolsheim blieb. Ein einziges Mal war sie nach Holland gefahren, aber wie man von dem stillen Wesen überhaupt nichts hörte, erfuhr man nicht den Grund.

Wie sollte Eva auch sprechen, wurde sie doch nicht gefragt. Einem Schatten, einem Anhängsel gleich, nur als Mutter von Christof Renatus, dem Stolz und Erben, ging sie durchs Haus. Von der Schwiegermutter bekam sie einen Kuß auf die Stirn, vom Vater einen Händedruck. Sagte er wirklich einmal ein freundliches Wort, dann traf ihn wohl ein dankbarer Blick aus den schwarzen Augen, aber wie von einem gestraften Tier, das nicht weiß, ob es es dem Herrn recht gemacht hat. Abends saß Eva still im Kreise der Familie mit ihrer Arbeit oder einem Buch. Nur manchmal, als führe sie auf aus Träumen, kam sie mit Erziehungsgedanken: es wäre gut, das Kind täte das oder jenes. Man hörte fast erstaunt zu, und nach fünf Minuten war es vergessen, denn die Großeltern bestimmten alles, was

den Kleinen betraf. Die heilige Barbara hatte selbst das Fräulein ausgesucht, das die Kinderfrau ersetzte, und Jahre darauf wählte der Major den Hauslehrer. Es war, als ob die Mutter nicht mitzureden hätte. Freilich nicht ohne ihre Schuld, denn nie äußerte sie eine Ansicht. Nur ganz selten einmal, als ob das Eigenleben, das auch des ärmsten Menschen, in ihr sich rege, machte sie eifrig erregt einen Vorschlag. Untunlich meist. Keiner hielt es für der Mühe wert, ihn zu widerlegen.

Wenn sie dann abends allein saß, ging sie hinüber an das Bett des Kleinen. Nachdem er den Tag über gelernt und herumgetollt, schlief er tief atmend. Sie ließ die Tür zu ihrem Schlafzimmer offen, und wie das Licht ihn matt bestrahlte, blieben ihre Augen haften an der niedrigen Stirn mit dem tief hineingewachsenen Haar. Sie nahm ein Falzbein, das sie noch vom Lesen in der Hand hielt, und maß in der Luft über dem schlafenden Sohne die Höhe seiner Stirn. Dann kehrte sie behutsam in ihr Zimmer zurück, schloß die Tür, trat vor den Spiegel, betrachtete auch ihre Stirn, in die das Haar tief niederreichte, und prüfte den Abstand von den Brauen bis zum Haaransatz. Als sie das Licht gelöscht, faltete sie in der Dunkelheit die Hände. Ihre Lippen bewegten sich leise. Ihre Augen blieben groß offenstehen.

* * *

Aus dem Besuch in Bärwalde war nie etwas geworden. Der Major machte sich nun doch den Einwurf seiner Frau zunutze, die gesagt, Frau von Breitsamter sei ja nicht

mitgekommen. Es ging auch so. Einmal war Perpetua drüben bei Breitsamters, einmal Erika in Engolsheim. Perpetua erzählte nicht, daß Ehrenreich ab und zu nach ihrer Familie fragte. Wahrheitsgemäß richtete sie dem Papa aus: ‚Herr von Breitsamter läßt sich empfehlen'. Ähnliches sagte der Major zu Erika, die es dann den Eltern widergab.

Perpetua von Werd war hoch emporgeschossen, schlank und biegsam, während Erika immer breiter und voller wurde. Im kommenden Winter trennten sich die Schicksale der beiden. Perpetua sollte in Berlin an den Hof gehen. Nur noch davon erzählte sie der Freundin, und die kleine Breitsamter, ein gutes Ding, hörte der hübscheren Freundin zu und freute sich für sie. Der Major sagte einmal:

„Die Erika wird jeden Tag scheußlicher! Der Breitsamtersche Typus ist auch zu ordinär!"

Frau von Werd fuhr sich über die eigene hohe gewölbte Stirn, etwa wie sie auf einer gotischen Figur der heiligen Barbara zu sehen gewesen wäre:

„Sie kann doch nichts dafür, daß sie das Breitsamter-Gesicht hat!"

Plötzlich erhob sich Eva, faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und riß die schwarzen Augen groß auf:

„Diese Breitsamters machen mich noch wahnsinnig! Ich kann's nicht mehr hören! Ich kann nicht mehr!"

Sie ließ ihr Buch fallen und stürzte hinaus. Sprachlos blickten ihr die anderen nach.

„Was ist denn?" fragte die heilige Barbara, und ihr krankes Bein rutschte herab von dem niederen Hocker, auf dem es geruht. Der Major sprang auf:

„Was habe ich ihr denn getan, zum Donnerwetter noch mal?"

Asta, die den ersten Tag nach ihrer Reise wieder im Familienkreise saß, meinte besänftigend:

„Ach, sie ist nervös! Ja Gott, diese Einsamkeit."

Der Papa wurde böse:

„Na, du kannst doch nicht von Einsamkeit reden, du bist doch immer weg!"

„Aber sie nicht."

„Es hindert sie doch niemand, zu ihren Holländern zu gehen!"

„Papa, sie hat, glaube ich, niemand."

„Nun verteidigst du sie doch noch! Der Deubel soll sie holen! Das ist doch keine Art, wie man mit seinem Vater spricht!"

Er lief wütend im Zimmer auf und ab, und Perpetua, die den Papa noch nie so gesehen, machte ein erschrockenes Gesicht. Als er ihren fast entsetzten Ausdruck gewahrte, strich er ihr beruhigt über den Scheitel:

„Na, ich meine es ja nicht so! Nur manchmal läuft einem die Galle über. Was habt ihr denn an mir auszusetzen? Du kommst diesen Winter nach Berlin, Asta rutscht immer in der Welt herum. Bin ich nicht ein ganz guter Vater?"

Perpetua fiel ihm um den Hals:

„Ja, mein Papachen, ich bin dir ja so dankbar, und ich freue mich so auf Berlin und die schönen Kleider . . . aber nur . . ."

„Was denn aber? Soll ich etwa meine Schwiegertochter um Entschuldigung bitten? Ich sage, der Breit-

samtersche Typus ist ordinär, und da fährt sie auf, sie könnte 's nicht mehr hören? Die Breitsamters wie die Wercks sind früher dagewesen, als sie ins Haus gekrochen ist, zum Donnerwetter noch mal!"

Die heilige Barbara kannte die seltenen Zornesausbrüche ihres Mannes, der viel zu tätig war, um in der Familie Unfrieden zu stiften. Sie ließ die Zeitung sinken und ihr Glas:

„Das kommt daher, weil Eva alles in sich hineinfrißt. Es kann nicht jeder immer bloß für sich allein leben. Man muß sich auch mal aussprechen mit anderen Menschen!"

Darüber wurde sie ganz erregt, denn sie dachte an ihre Klatschnachmittage. Der Major, immer jähen Eingebungen folgend, stand auf und rannte, während ihm alle nachstarrten, davon.

Er klopfte an Evas Zimmer. Alles blieb still. Nicht gewohnt, lange zu bitten, klinkte er an der Tür. Eine Stimme fragte:

„Wer ist da?"

„Ich bin's, liebes Kind."

„Einen Augenblick."

Man hörte Schritte. Eva machte auf und steckte sich dabei noch das Haar fest.

„Gehst du schon zu Bett?"

„Ja, ich bin müde."

„Du bist wohl ein bißchen nervös?"

Beschämt senkte sie die Augen:

„Ja, und ich . . . ich bitte dich um Verzeihung, Papa, wegen der Worte vorhin."

Er nahm sie bei der Hand und führte sie zum Ecksitz-

platz ihres Zimmers. Immer artig, wartete er, bis sie Platz genommen hatte, dann erst ließ sich der Mann, der doch über sechzig zählte und ihr Vater war, in einen Stuhl sinken:

„Ich möchte mal mit dir sprechen. Eben wegen der Szene vorhin . . .“

„Ich war so ungezogen!“

„Davon wollte ich nicht reden. Du bist immer eine musterhafte Tochter gewesen! Gib mir mal die Hand!“

Er behielt ihre Finger und streichelte sie:

„Ich will dir sagen, was ich an dir auszusetzen hatte. Murr, Temperament fehlt! Du bist untergebuttert worden hier, aber durch eigene Schuld. Du solltest dich mehr auflehnen.“

Nun war sie ganz verwirrt:

„Aber wenn ich . . .“

„Du meinst, wenn du's mal tust, dann kriegst du was ab? Nun, kommt nicht dein alter Vater dir nachgelaufen?“

„Du bist so gut!“

„Was ich dir nie gesagt habe, die Stunde gibt's. Mir ist jetzt die Zunge gelöst, dir vielleicht auch. Kennst du das Goethe-Wort: ‚Hand wird nur von Hand gewaschen. Wenn du nehmen willst, so gib!‘? Warum sollen dir die anderen das Herz öffnen, wenn du es ihnen nicht auftust? Du bist immer so verschlossen, so . . . Du schleichst wie ein Geist im Hause umher, nimm mir's nicht übel . . . na, na, nun mach' kein Gesicht, ich mein's ja gut.“

„Das weiß ich.“

„So, weißt du das? Desto besser! Was meinst du — soll ich dich mitnehmen nach Berlin? Paßt sehr gut. Das

Mädel wird ausgeführt, da kannst du auch dies und jenes mitmachen, du brauchst ja nicht gerade auf Bälle zu gehen, wenn du nicht willst. Unser guter Christof ist nun schon acht Jahre tot! Du kannst nicht immer Witwe bleiben. Heirate wieder!"

Sie streifte seine Hand ab:

„Papa, das werde ich niemals."

„Na ja, ich tät's ja auch nicht, wenn ich die gute Mama überleben sollte, was hoffentlich Gott nicht will und ich nie möchte. Übrigens bin ich ja auch älter als sie und schon einundsechzig ... Also, was wollte ich denn sagen; ich meine, trotzdem könnte ich dir's nachfühlen, du bist, na, wie alt bist du denn? Kaum über dreißig!"

Sie nickte.

„Siehst du! Also liegt der größte Teil deines Lebens noch vor dir. Den Jungen werde ich schon erziehen! Der soll ein rechter Werck werden."

Sie blickte zu Boden:

„Ich ... ich mag Menschen nicht."

„Da haben wir's wieder! Das ist ja, als ob der Christof redete. Denkst du noch immer so an ihn?"

Plötzlich stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Er streichelte sie, beugte sich nieder zu ihr, und — ein seltenes bei ihm, sogar bei seiner Frau — er küßte ihr das tief in die Stirn gewachsene Haar:

„Na, da guck' mich doch mal an. Das ist ja, als wenn man den Jungen sieht."

„So?"

„Nun, was Werckſches hat er ja auch, aber immerhin, er ist dir wie aus den Augen geschnitten."

Sie stöhnte:

„Das würde mich freuen.“

„Wahrhaftig, und er ist ein frischer, lieber Bengel. Soll mal ein rechter Kerl werden! Ein paar Augen hat er, so merkwürdig, so schwermütig! Das wird mal ein Herzensbrecher werden!“

Sie machte ein fast verachtungsvolles Gesicht:

„Das wäre kein Segen.“

„Na ja, du magst solche Menschen nicht, mein kleines Hausmütterchen, na ja!“

Er nahm wieder ihre Hand:

„Kind, du zitterst ja!“

Sie wischte sich über Stirn und Augen:

„Ich bin müde, ich bin so, siehst du . . .“

Wie sie seine guten, klugen warmen Augen auf sich ruhen sah, tat sich ihr das Herz auf:

„Papa, ich danke dir dafür, wie du mit mir bist, ich habe es nicht verdient. Das ist es ja, was mich so bedrückt: ich fühle mich beschämt euch allen gegenüber. Mir ist es, als ob ich etwas dir nicht abtragen könnte, als ob ich . . . ach Gott, ich möchte manchmal nur so hinausweinen . . . ich kann's dir ja nicht sagen . . .“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen. Er schob einen kleinen goldenen Sessel heran, stieß ihn aber wieder fort — er mochte denken, er könne sein Gewicht nicht tragen —, nahm seine Schwiegertochter bei beiden Händen, zog sie zum Sofa und bettete die kleine schwarze, zitternde, schluchzende Frau an seiner großen, breiten Brust:

„Liebes Kind, das kann ich nicht sehen! Eine Frau weinen — fürchterlich. Was hast du denn?"

Sie schluchzte immer weiter und gab keine Antwort. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht:

„Na, na, na . . . Wenn dich was bedrückt, komm zu deinem alten Esel von Papa, du armes Ding hast ja niemand. Gib dir einen Stoß und sage ihm, was in deiner Seele vorgeht. Brauchst dich nicht zu schämen, ich bin auch mal jung gewesen."

Er deutete auf ihre Brust:

„Regt sich da wieder was, und du kleines unterjochtes Ding wagst es nur nicht zu sagen?"

Sie schluchzte:

„Papa, quäle mich nicht! Du kannst mich doch nicht verstehen!"

„Na, das wäre aber traurig! Und ich öffne dir mein Herz! Kind, das ist es ja, weswegen dir die anderen nicht nahekommen. Na, gib mir mal deine Hand: Willst du mir versprechen, wenn du gar nicht mehr aus und ein weißt, mir zu sagen, was dich bedrückt? Kein Mensch, er sei denn ein Gewaltiger oder ein Verbrecher, und auch die nicht ewig, kann alles in sich vergraben. Wenn du's Asta, wenn du's Mama nicht sagen magst, sag's deinem alten Vater! Versprich mir's."

Sie schüttelte den Kopf. Er fing an, ungeduldig zu werden:

„Soll das das Ende von all dem Bitten sein?"

Da fiel sie ihm um den Hals:

„Papa, ich will dir's versprechen. Wenn ich mal nicht

mehr kann, gar nicht mehr kann, gar, gar nicht mehr, dann will ich zu dir kommen! Aber versprichst du mir etwas?"

„Was?"

„Kein Mensch erfährt es außer dir! Versprichst du mir das?"

Er gab ihr die Hand:

„Ich verspreche dir, liebes Kind, daß ich alles, was du in Herzens- und Seelennöten mir anvertrauen wirst, immer und ewig für mich behalte, so lange du es verlangst!"

Sie riß angstvoll die schwarzen Augen auf:

„Und mir verzeihst?"

Lächelnd versprach er wie ein Nichts:

„Und dir verzeihe!"

Er küßte sie auf die Stirn. Die Tür schloß sich. Eva blickte ihm nach, wartete, dann eilte sie zu ihrem Sohn, der nach durchlerntem und durchspieltem Tage längst mit gebräuntem, leicht gerötetem Gesicht in seinem Bette schlief, den Kragen des Nachthemdes ein wenig liederlich, wie er war, offen, die Hände seitwärts hinaushängend. Sie nahm die Finger ihres Sohnes und, ohne daß der Knabe erwachte, drückte sie einen heißen Kuß darauf.

* * *

So ging denn die Reise nach Berlin ohne Eva vor sich. Der Papa mußte zu den Sitzungen des Herrenhauses. Die heilige Barbara freute sich, alte Freunde wiederzusehen aus den verschiedenen Garnisonen, in denen ihr Vater gestanden, von den Jahren her, da sie als junge Frau in Berlin ausgegangen, und endlich aus der Zeit — sie lag nun

auch wieder siebzehn Jahre zurück —, wo sie einst Asta ausgeführt, genau wie jetzt deren jüngere Schwester.

Major von Werck hatte zuerst Christof Renatus mitnehmen wollen nach Berlin. Er meinte, der Junge könne nicht so lange ohne seine Beaufsichtigung bleiben. Doch das Gesündere des Landlebens gab den Ausschlag, den Plan fallen zu lassen. Keiner dachte an die Mutter. Sie hatte sich ja selbst ausgelöscht. So wurden auch die Verhaltungsmaßregeln nicht ihr, sondern dem Hauslehrer erteilt.

Es war ein junger Gymnasiallehrer, der dem bekannten Herrenhausmitgliede empfohlen worden war und die Stelle gern angenommen hatte, weil er dabei historische Studien treiben konnte, zu denen die reiche Bibliothek zu Engolsheim ihm alle Unterlagen bot. Der Major hielt Doktor Marcks eine förmliche Herrenhausrede. Zwar verlor sie nicht den Zusammenhang mit seinem Enkel, aber eigentlich war sie mehr für die Zukunft berechnet, denn er sprach von Majoraten, von der konservativen Partei, von Pflichten des Adels, von religiöser Duldung und doch tiefem Gottesgefühl, endlich von der Überlegenheit der Monarchie anderen Regierungsformen gegenüber, indem er hinwies auf die Nachteile der Republik, wie sie zum Beispiel in Frankreich hervorträten. Alles scheinbar ins Leere Mündende fand doch immer sich zurück zu den großen Gesichtspunkten, die dem Knaben nicht zeitig genug spielend beigebracht werden konnten.

Schon war die Rede beinah zu Ende, und der Major erhob sich, als er Doktor Marcks doch noch einmal bat, wieder Platz zu nehmen. Vorsichtig begann er das alte Lied, das der Lehrer längst kannte, es solle der Mutter nicht zu

viel Einfluß auf das Kind eingeräumt werden, denn ein nur Geduldeter des Daseins, wie Eva, durfte der Junge nicht werden, sondern Herreninstinkte sollten in ihm geweckt werden.

In diesem Augenblick kamen die Damen. Eva wollte sich zartfühlend zurückziehen, doch während die anderen in den Wagen stiegen, denn sie hatten Eisenbahnfieber, sprach der Major zu ihr:

„Liebes Kind, willst du so freundlich sein, einmal einen Augenblick Platz zu nehmen? Also, Herr Doktor, was ich sagen wollte: der Junge soll ein rechter Werck sein, der er ist. Ich habe Ihnen erklärt, wie ich die Pflichten des Adels in unserer Zeit auffasse, möchte aber auch, daß Sie das Kind in modernem Sinne erziehen. Darüber ist es vielleicht am Platz, noch ein paar Worte zu sprechen. Den Breitsamter da drüben fehlen die Manieren, aber sie haben größere geschäftliche Tüchtigkeit als wir. Takt ist nicht ihre Sache, aber Geld werden sie nicht verlieren. Ich möchte nun, daß mein Enkel so erzogen würde, daß er, ohne das Manko dieser Leute, die Vorteile sich aneignet, die sie vor uns voraus haben. Und nun Gott befohlen. Wir müssen fort."

Eva hatte schweigend zugehört. Doktor Marcks rückte an seiner Brille und nickte.

Christof Renatus lief eifrig hin und her zwischen Wagen und Halle, ob auch kein Gepäckstück fehle. Er bat den Großvater, wenigstens bis zum Bahnhof mitfahren zu dürfen, doch der Major war trotz aller heißen Liebe für dieses eine Enkelkind nicht schwach:

„Mein Junge, erstens hast du Stunde, und zweitens ist kein Platz. Also lerne fleißig, daß du mir Freude machst."

Dann nahmen Herr und Frau von Werck, Perpetua und die Jungfer im Wagen Platz. Asta war schon einen Tag vorher zu Freunden gefahren, mit denen sie wieder eine Reise nach dem Süden machte. Die Pferde zogen an. Die Taschentücher wehten. Christof Renatus lief noch bis zum Pförtnerhause mit, dann blieb er stehen und sah den Davonfahrenden nach, während der Hauslehrer ihm langsam folgte.

* * *

Während der Knabe Unterricht hatte, ging Eva durch die Wohnräume, das Alleinsein kaum fassend, und war doch allein gewesen in diesem Hause, immer allein mit ihren Gedanken. Ein Gefühl der Erleichterung hob sie, als sei aus ihrem Leben etwas entfernt worden, das sie zu Boden gedrückt.

Sie blieb stehen und lauschte: sie meinte, die anderen müßten jeden Augenblick zurückkommen. Sie straffte die Arme zur Seite, riß ihre großen schwarzen Augen auf, sich umblickend, indem ein Schauer von Glückseligkeit sie überrann, und dachte: ‚Ich bin allein, allein, ganz allein!‘ Kein fremdes Auge, unter dem sie den Blick hätte senken müssen, ruhte mehr auf ihr. Sie war zum erstenmal allein in dieser toten, großen, alten Burg. Ein erdrückendes Gewicht war von ihrer Seele gefallen. Und sie gab ihrer Jungfer — längst nicht mehr jene, die einst die Schwiegermutter nicht leiden gekonnt — einen Auftrag, einen nichtigen, gleichgültigen, ganz unnützen, nur um irgendeinem Menschen ihren Willen zu zeigen, den Willen, den sie in diesem Hause nicht besaß. In dem glückseligen Gefühl, keinem Menschen

Verantwortung zu schulden, schloß sie ihre Innentür nicht zu, wie sonst immer. Wer konnte ihr etwas tun? Sie setzte sich in ihren Stuhl, um zu lesen, aber sie kam nicht dazu, nur immer mit dem einen Gedanken beschäftigt: ‚Ich bin allein, Gott sei Dank, ich bin allein!'

Da sah sie nach der Uhr. Christofs Stunde mußte gleich zu Ende sein. Das beängstigte sie fast. Ihr kam der Gedanke, dessen sie sich selbst schämte: ‚Wenn sie ihn doch mit nach Berlin genommen hätten!' Sie hätte einmal ganz aufatmen, ganz ausspannen mögen! Da kam der Kleine hereingestürmt und sagte, er wolle mit dem Lehrer einen weiten Spaziergang durch den Park machen:

„Großpapa hat gesagt, ich soll immer an die Luft!"

Das Kind sprang trällernd davon.

Großpapa! Ja, darnach wurde gefragt, und nicht darnach, was die Mutter sagte!

Als beim Abendessen der Diener fragte, wohin er den Kaffee bringen sollte, wußte sie im ersten Augenblick nicht, was antworten, sie, die nie von einem Menschen im Haus um etwas gefragt worden war. Sie brachte ihren Jungen zu Bett. Wie immer blieb sie beim Ausziehen dabei. Lebhaft erzählte er, wie weit er im Park mit dem Herrn Doktor spazieren gegangen sei. Er wußte genau die Zeit, die sie gebraucht, und nannte die Entfernung in Kilometern. So klein er noch war, für jedes fand er den Wert in einer Zahl.

Am nächsten Tage beim Essen fragte Eva, die sonst kaum ein Wort geredet, Doktor Marcks nach seinem Vaterhause, seinem Bildungsgang, seinen Zukunftsplänen, als ob sie nur immer das Schicksal anderer anginge.

Dann saß sie unten in den Wohnzimmern wie in ihrem eigenen, begleitete Christof und seinen Lehrer auf einem Spaziergange, ohne Bangen vorm Zuspätkommen zur Mahlzeit, und fühlte sich wie ein Kind in den Ferien. Sie trug das Haupt höher. Die Dienstboten wunderten sich, daß sie mit ihnen sprach. Es war, als ob sie, lange Jahre unter ein Schicksal geduckt, nicht gewagt hätte, aufzublicken, und nun erst um sich schauend gewahre: die Welt ist schön!

Die heilige Barbara schrieb ein paarmal: Perpetua hätte auf den Bällen großen Erfolg. Mehrmals kehrte der Name eines Herrn von Bragge wieder, der bei irgendwelchen Kürassieren diente. Eva dagegen berichtete ihrer Schwiegermutter von Fortschritten Christofs.

„Eva schüttet ja förmlich ihr Herz aus,“ sagte die heilige Barbara. Der Major schmunzelte. Er dachte: ‚Das kommt von der Unterredung.‘

Inzwischen war aus dem ‚Leutnant von Bragge‘ ‚Hans Dietlof von Bragge‘ geworden. Da schien es denn kaum mehr ein Wunder, als eines Tages die Mitteilung kam, Perpetua habe sich mit diesem Hans Dietlof verlobt. Warum sollte man nun noch die Zeit unnütz in Berlin verbringen? Unversehens schnell war der Reise Zweck erreicht worden; die Eltern kehrten also mit Perpetua zurück.

Christof Renatus flocht unter Beihilfe des Gärtners ein Laubgewinde, das über die Tür genagelt wurde, rund um ein Schild mit einem ‚Willkommen!‘, von Doktor Marcks schön gepinselt. Schon Stunden vor der Ankunft lief der Junge aufgeregt zur Mama, um zu erzählen und zu fragen. Er konnte nicht begreifen, daß sie an seinem Jubel nicht so recht teilnahm. Ihr war zu Sinn, als ob die herr-

lichen Wochen, die sie allein gewesen, ihre ‚Ferien‘, wie ein einziger Tag vorübergebraust wären. Sie fürchtete sich vor der Wiederkehr der anderen. Noch einmal ging sie durch alle Zimmer, saß in jedem Stuhl, lässig, träumend in stiller Glückseligkeit und wieder emporschreckend in dem Gedanken: die Tür ging auf, einer trat ein.

Als dann der Wagen vorfuhr, wäre sie am liebsten auf ihr Zimmer gelaufen, um allein zu sein.

Sie blieb allein in dem Jubel der anderen. Perpetua fragte mit keinem Wort, wie es der Schwägerin ergangen; sie wußte nur noch eines: ‚Dietlof‘. Auch die heilige Barbara berichtete von ihm, seinem Gut, seinen Eltern, seiner Verwandtschaft, seinen finanziellen Verhältnissen. Der Major aber nahm zuerst seinen Enkel vor und fragte ihn in Gegenwart des Lehrers, wie er gelernt hätte. Dann sagte er zu seiner Schwiegertochter:

„Na, liebes Kind, ist's dir nicht zu einsam gewesen?“

„Ich habe mich um Christof gekümmert.“

„Das ist recht! Übrigens ist bei euch ja allerlei passiert! Weißt du das Neueste? Traugott Breitsamter ist wieder da!“

Sie starrte ihn mit offenem Munde an. Er streichelte ihre Wange:

„Na, na, er tut uns ja nichts. Und die Geschichte mit unserem armen Christof! Herrgott noch mal, das geht ja nun schon bald ins zehnte Jahr! Übrigens sind wir ihm doch nichts schuldig geblieben. Was?“

Eva senkte den Kopf. Christof Renatus sah mit großen klugen Augen den Großvater an:

„Großpapa, er ist uns was schuldig!“

Der Major musterte lachend, doch etwas erstaunt den Bengel:

„Na, Christof, du Knirps, was verstehst denn du davon?"

Der Kleine wurde einen Augenblick verlegen, dann aber sagte er, um zu zeigen, daß er kein solches Kind wäre, trotz seiner neun Jahre:

„Der arme Papa hatte doch noch den zweiten Schuß!"

Der Major runzelte die Stirn. Die heilige Barbara blieb starr stehen. Eva nahm Perpetua beim Arm, zog sie fort, und die beiden verschwanden auf der Treppe. Der Major sah erst seine Frau an, dann Doktor Marcks:

„Junge, wie kommst du darauf?"

Der Knabe blieb stehen, die Daumen in die Hosentaschen eingehängt:

„Das ist aber doch so, Großpapa!"

Plötzlich ereiferte sich der Major:

„Ach was, Junge, rede nicht solchen Unsinn! Wer hat dir denn das vorgequatscht? Das ist ja zu albern! Geh' mal rauf zur Mama!"

Er hatte ihn so angefahren, daß Christof Renatus das Wasser aus den Augen schoß. Spornstreichs rannte er davon, die Treppe hinauf. Als er seine Mutter eingeholt, fiel er ihr um den Hals. Sie wagte aber nicht, zu fragen, und Perpetua, voll von ihrem Glück, schwatzte und schwatzte.

Der Major bat den Doktor in sein Zimmer. Als auch die heilige Barbara eingetreten war, ging er noch einmal zur Tür, um zu prüfen, ob sie auch eingeklinkt sei. Dann

warf er die Arme zurück, hob den Kopf, und der Sturm brach los:

„Zum Donnerwetter noch mal, das fehlte doch noch! Die Kindesseele vergiften! Herr Doktor, wer hat das getan?"

Der Lehrer rückte an seiner Brille und schüttelte den Kopf:

„Herr Major, ich ahne nicht, wie der Knabe darauf kommt!"

„Wissen Sie, was Christof damit sagen wollte?"

Der Lehrer rückte wieder an seiner Brille:

„Ich kann's mir denken."

„Woher?"

„Nun, man hört allerlei!"

„Zum Donnerwetter, wer ist ‚man', Herr Doktor?"

„Herr Major, es wird einem gesteckt, so oder so! Ich habe mich wahrhaftig nicht dazu gedrängt."

Der Major lief auf und ab und warf lebhaft die Hände:

„Das sind Gerüchte, alberne, blödsinnige Gerüchte! Überhaupt: kann denn so was nicht endlich zur Ruhe kommen? Beinahe zehn Jahre ist's her!"

Die heilige Barbara, deren Fuß von der aufregenden Berliner Zeit nicht gerade besser geworden war, hatte das Bein auf einen Stuhl gelegt und rief:

„Aber, lieber Fritz, rege dich doch nicht so auf!"

„Nun willst du einem auch noch dreinreden? Ihr Frauenzimmer versteht davon nichts!"

Da kam der alte Kummer wieder:

„So, wir verstehen nichts? Glaubst du, daß ich je ver-

gessen könnte, daß unser armer Christof mir nichts gesagt hat? Unser armer Christof . . ."

Der Major blieb vor seiner Frau halten:

„Glaubst du, daß er mir etwas gesagt hat?"

„Schlimm genug!"

„Laß das doch nun mal begraben sein! Das hast du mir schon hundertmal geklagt! Wenn es der eigene Vater nicht erfährt — und so was ist Männersache —, dann kannst du doch auch vergessen! Aber wenn ihr Frauenzimmer nicht alles bis aufs I-Tipfelchen wißt . . . Das ist ja Unsinn! Reden wir nicht davon! Himmeldonnerwetter noch mal!"

Er raste wieder im Zimmer umher, doch angesichts der ruhigen Haltung des Lehrers und, nachdem der erste Zorn auf die heilige Barbara niedergeprasselt war, gefaßter, fragte er in ganz anderem Tone:

„Nun sagen Sie mir bloß mal, lieber Doktor, wie ist das in die Seele des Kindes gekommen?"

„Ich müßte ihn fragen, Herr Major!"

„Hat er denn früher schon so was gesprochen?"

„Niemals!"

„Wer kann's ihm denn nur beigebracht haben?"

Frau von Werck warf dazwischen:

„Das kann doch nicht etwa Eva . . .?"

Aber da kam sie schlecht an:

„Eva? Bei der darf man ja Christof nicht einmal erwähnen, ohne daß sie heult. Diese gottverdammten Breitsamter sollen mir . . . na, na, ich meine . . . ich meine, Eva ist eine Mimose. Davon, daß sie was gesagt hätte, kann keine Rede sein!"

„Aber . . .“

„Bitte, liebe Barbara, laß mich ausreden!“

Die heilige Barbara sank in ihren Stuhl zurück:

„Ich bin ja ganz ruhig.“

„Dann schweige doch!“

„Ich sage ja nichts mehr.“

„Ruhig! Soll denn das immer weiterfressen? Es muß doch endlich aus der Welt geschafft sein! Herr Doktor, wir wollen mal vernünftig reden. Ich habe vorhin den Jungen angefahren, vielleicht wird er da noch mehr verprellt, wenn ich es ihm sage. Meiner Schwiegertochter wollen wir damit aber ja nicht kommen. Also bitte, haben Sie die Liebenswürdigkeit und nehmen Sie den Bengel vor, woher er das hat. Vorher möchte ich Ihnen aber mal genau erklären, wie die Sache lag. Dann können Sie jedem Klatsch begegnen. Also: Vor nun bald zehn Jahren hatte mein Sohn einen Zusammenstoß mit dem ältesten Sohn von Ehrenreich Breitsamter. Warum, weiß ich nicht. Ich, der eigene Vater, weiß es nicht! Kurz, mein Sohn hat dem Lausejungen eine runterhauen wollen, ist aber daran gehindert worden. Darauf haben sie sich geschossen. Christof war herzkrank. Als alter Offizier und rechter Werck hat er sich trotzdem gestellt. Breitsamter ist zu Schuß gekommen, mein Sohn nicht mehr. Mit einem Herzklapps ist er zusammengebrochen. Richtig ist nun, daß der arme Christof verlangt hat, die Geschichte solle, sobald es der Arzt erlaube, weitergehen. Und Herr von Breitsamter hat sich bereit erklärt, gewissermaßen ‚wieder anzutreten‘, denn eine Versöhnung hatte nicht stattgefunden. Sie konnte nicht mehr stattfinden, weil mein armer Sohn, wie Sie wissen, am

Herzschlag gestorben ist. Damit ist nun aber die Sache vorbei! Im Vertrauen will ich Ihnen sagen, daß Herr von Lühne als Sekundant Christofs dem Herrn von Breitsamter den dritten Mann schicken wollte. Ich habe ihn daran gehindert, denn wir leben nicht in Korsika. Dieser Herr Traugott von Breitsamter ist von meinem Jungen mit einer Maulschelle bedroht worden, dafür hat er die Ehre gehabt, auf ihn zu schießen. Na, da sind sie quitt. Was da also vom ‚zweiten Schuß' gefaselt wird, ist nichts als Hintertreppenphantasie. Korrekt gewiß nicht, denn der Zweikampf, wie wir ihn als ultima ratio von den Vätern übernommen haben, ist eben ‚letzte Hilfe' für Dinge, die man entweder nicht an die große Glocke hängen mag, oder die das Gesetz nicht so ahndet, daß von einer wirklichen Sühne die Rede sein könnte. Bei unserem Gerichtsverfahren wird vor jeder Klatschbase unsere Wäsche gewaschen, sie braucht durchaus nicht schmutzig zu sein. Es werden Dinge breit getreten, die kein Mann von Zartgefühl, die keine Frau der Öffentlichkeit preisgeben möchte. Herzens- und Haus- und Familienangelegenheiten stehen dann am Pranger, um durchgehechelt zu werden von Leuten, die möglicherweise ganz anderes Werg am Rocken haben! Das ist nicht jedermanns Sache. Und solange solches geschieht, greift auch ein theoretischer Gegner des Zweikampfes, wenn er in die unglückliche Lage gerät (und sie ist immer ein Unglück), zur Pistole. Ich habe meine Stellung zum Zweikampf bei den Parlamentsdebatten öfters zum Ausdruck gebracht. Ich bin kein Mörder und kein Mordverteidiger, aber nehmen wir zum Beispiel an, Herr Doktor, es träte jemand der Ehre meiner Frau zu nahe . . ."

Die heilige Barbara fuhr auf:

„Bitte, lieber Fritz!“

Er beruhigte sie:

„Ich rede ja bloß als Beispiel! Also, Herr Doktor, nehmen wir an, irgendein Schweinigel sagte so was. Soll ich da nun dem anderen ein paar runterhauen, daß ich wegen Körperverletzung eingesteckt werde, oder dem Schuft das Messer zwischen die Rippen stechen, daß ich ins Zuchthaus komme? Oder soll ich ihn wirklich einfach reden lassen, damit die lieben Nebenmenschen — denn solche Bande gibt's ja immer — sagen: es muß wohl was dran sein, qui tacet consentire videtur? Oder soll ich endlich zum Kadi laufen, und dann wird der Schweinigel, der einer anständigen Frau die Ehre abgeschnitten hat, zu zwanzig Mark Geldstrafe verurteilt? Zum Donnerwetter noch mal! Das ist doch keine Sühne! Sehen Sie, wem das nicht paßt, der schickt eben so einem Verbrecher an einer wehrlosen Frau, deren Bestes ihre Frauenehre ist, den dritten Mann auf die Bude. Nehmen wir mal an, es könnte mit diesem Breitsamter so was gewesen sein, — ich verwahre mich, Herr Doktor, ich verwahre mich, liebe Barbara, als sei etwas Ähnliches geschehen, denn ich weiß es nicht, wir alle wissen es nicht. Aber nehmen wir das an, so wäre vielleicht da eine Erklärung. Natürlich kann die Sache auch auf ganz anderem Gebiete liegen. Wahnsinn wäre es ja überhaupt, von Eva so was zu sagen, denn wenn man über jemand nicht reden kann, so ist es gewiß meine Schwiegertochter!“

Der Lehrer rückte an seiner Brille und meinte, denn er hatte eine stille Ergebenheit für die stille, gegen ihn immer zuvorkommende Frau:

„Wer die gnädige Frau kennt, dem müßte allerdings die Zornesröte ins Gesicht treten."

„Bitte, Herr Doktor, es ist ja auch nur ein Beispiel! Aber wo waren wir denn geblieben? Ja . . . richtig . . . wissen Sie, hier liegen die Wurzeln, weshalb als ultima ratio der Zweikampf gerechtfertigt ist. Ich bin, Gott sei Dank, nie in der Lage gewesen, denn vor Gott wie vor den Menschen ist das eine ernste Sache, aber ich könnte mir denken, daß, wenn ich es mit einem solchen Schurken zu tun hätte, mein deutsches Mannesgefühl nicht damit zufriedengestellt wäre, daß der Kerl einfach zwanzig Mark zahlt. Mein armer Christof hat das offenbar auch gefühlt. Nur hätte er den Kerl nicht hinter die Löffel hauen sollen, sondern ihn gleich fordern müssen. Ich rechte darüber nicht mit ihm, außerdem lebt mein armer Sohn nicht mehr. Nun kommen wir wieder darauf zurück, weshalb ich Ihnen das sage: Ich sehe den Handel von damals als abgeschlossen an, und Herr Ehrenreich von Breitsamter offenbar auch, sonst wäre er nicht zum Begräbnis meines Sohnes gekommen und hätte nicht eine weitere Annäherung versucht, an der uns, nebenbei gesagt, nichts liegt. Aber das steht auf einem anderen Blatt. Nun ist, wie ich höre, der Sohn also zurückgekehrt. Wie heißt er, Barbara?"

Glücklich, endlich auch etwas beisteuern zu dürfen, rief sie von ihrem Stuhl herüber:

„Traugott!"

„Also Traugott von Breitsamter ist zurückgekehrt. Damals war er noch ein grüner Bengel, inzwischen ist er ein Dreißiger geworden. Draußen in England wird er sich wohl die Hörner abgelaufen haben. Sehen Sie, lieber Dok-

tor, darum eben soll Christof Renatus solche Dummheiten nicht sagen! Nebenbei — ich bin etwas abgekommen —, die ganze Geschichte mit dem ‚zweiten Schuß‘ ist ein Märchen, von Leuten in die Welt gesetzt, denen die üblichen Regeln der Gesellschaft nicht bekannt sind. Eine neue Beleidigung bedingt auch ein neues Verfahren, nicht nach zehn Jahren allein, sondern auf dem Fleck. Kurzum, ich möchte die Geschichte von einem ‚zweiten Schuß‘, die vielleicht ganz interessant klingt, aber etwas Köchinnenhaftaufgebauschtes hat, ins Reich der Fabel verweisen. Was dem Jungen da beigebracht worden ist, klingt nach Dienstbotenklatsch. Ich brauche nicht gerade Breitsamters um den Hals zu fallen, dazu liegt keine Veranlassung vor, will aber auch, daß Gerechtigkeit walte. Die Sache ist erledigt! Punktum! Streusand drauf! Ich habe Ihnen das so ausführlich erzählt, damit Sie mir behilflich sein können, solche Albernheiten aus der Welt zu schaffen. Belehren Sie den Jungen! Sie haben einen famosen Einfluß auf ihn. Ich meinerseits werde mit meinem Enkel nicht darüber sprechen, und dich, liebe Barbara, bitte ich, es ebensowenig zu tun. — So, und nun wollen wir zum Frühstück gehen!“

Als die heilige Barbara noch einen Augenblick Frist verlangte, um sich zurecht zu machen, zog er die Handschuhe aus, die er von der Reise noch immer trug:

„Na ja, ich muß mir ooch noch die Hände waschen. Aber nun ein bißchen fix, nicht wahr? Umziehen können wir uns später.“

* * *

Der Lehrer hatte in Erfahrung gebracht, wie Christof Renatus zu seiner vorlauten Bemerkung gekommen war: nicht durch Dienstbotenklatsch, sondern Försterskinder, mit denen der kleine, demnächstige Majoratsherr zu spielen pflegte, hatten es ihm gesagt. Der Förster, der, wie alle Engolsheimer, die Abneigung der Werck gegen die Breitsamter teilte, hatte seinen Knaben streng verboten, den Stacheldrahtzaun von Bärwalde zu überschreiten. Die Kriegsspiele der Försterbuben mit Christof Renatus drehten sich aber um das Breitsamtersche Schloß. Zwischen Schleichwegen und Kriegspfadunternehmungen nun gab es Ruhestunden im Grase, bei denen die Försterskinder den Klatsch der Gegend dem einsam gehaltenen Majoratssohn wiedergaben, vor allem so interessante Dinge wie einen ‚Zweikampf‘. Das Romantische dabei, noch dazu im Schicksal des eigenen Vaters, hatte des Knaben Kinderphantasie um so mehr erregt, als Christof Renatus merkte, daß ihm zu Haus etwas verborgen ward. So war ihm die seltsame Redensart vom ‚zweiten Schuß‘ entfahren.

Als nun Doktor Marcks den Knaben über die Wahrheit aufgeklärt, gab es bald neuen Stoff zum Spielen: die Anwesenheit von Traugott Breitsamter sollte festgestellt werden. Bärwalde ward also von allen Seiten förmlich belagert.

Traugott von Breitsamter war da. Der Major sah ihn eines Tages in der Stadt. Eine blonde Dame von unverkennbar englischer Art saß im Wagen, der vor der Breitsamter Bank wartete. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür: Traugott trat heraus, breit, untersetzt, seine Familie nicht verleugnend. Als er der hohen Gestalt des

Majors, die ihn um zwei Köpfe überragte, ansichtig ward, grüßte er. Vom Breitsamter-Typus mit dem in die Stirn gewachsenen Haar war nicht mehr viel zu erblicken: eine hohe Glatze wölbte sich über dichten dunklen Brauen. Der Major ging, die Worte bekräftigend, die er dem Hauslehrer gegenüber gebraucht, über die Straße auf Herrn von Breitsamter zu:

„Sie sind wieder im Land?"

„Jawohl."

Er hatte den Hut nicht tief gezogen, wie Ehrenreich es wohl getan hätte, und in dem einen Wort ‚Jawohl' lag beinah ein englischer Klang. Der Major, dem jeder aufrechte Mann gefiel, fragte weiter:

„Aber nur vorübergehend? Sie leben doch in England?"

„Ich werde wohl die Geschäfte übernehmen müssen. Mein Vater hat einen leichten Schlaganfall gehabt."

„Das tut mir leid! Ich wünsche ihm gute Besserung!"

„Danke sehr."

Der Major wollte sich der Dame, von der er ahnte, daß es Traugotts Frau sei, bekannt machen lassen, aber sie saß zurückgelehnt mit ihrem gleichgültigen englischen Gesicht da, als ginge sie der ganze Vorgang nichts an. So dachte Herr von Werck: ‚Na, dann nicht!'

In Engolsheim erzählte er die Begegnung. Nun warteten sie auf den Besuch des Neuangekommenen. Er blieb aus.

Da begannen die Meinungen über die Breitsamter beinah in das Gegenteil sich zu verkehren. Die heilige

Barbara fand, im Grunde genommen gehöre es sich, daß der zehn Jahre lang Abwesende ihnen einen Besuch mache.

Eva schwieg.

Bald nahmen die üblichen Gespräche über die Breitsamter eine andere Richtung. Das Ehepaar hatte in der Stadt Besuche gemacht, und die Leute wußten nun von der weltmännischen Sicherheit der Engländerin zu erzählen. Berührungspunkte ergaben sich freilich nicht daraus, denn Traugott Breitsamter hatte keine Kinder, und die junge Frau war meist in ihrer Heimat, selten jedenfalls in Bärwalde. Als nun aber herauskam, daß sie sich in spöttischer Weise über die Spießbürgerlichkeit der guten Stadtleute lustig gemacht hätte, schlug die Stimmung völlig um. Der unverschämten Britin wollte man's schon anstreichen! Es half auch nichts, daß Ehrenreich Breitsamter, dem man von seinem Schlaganfall nicht viel anmerkte, überall erzählte, seine Schwiegertochter habe sich ‚großartig in die Verhältnisse hineingefunden'. Die heilige Barbara lachte:

„Da ist doch nichts hineinzufinden! Sie sind ja nirgends!"

Damit war die neue Erscheinung abgetan. Von Traugott Breitsamter sprach man nicht mehr. Er gab auch keine Gelegenheit dazu, denn er lebte nur seinen Geschäften. Ehrenreich zog sich mehr und mehr zurück. Ein zweiter Schlaganfall hatte ihm einen stärkeren Denkzettel gegeben: er sprach schwer, als sei seine Zunge zu lang, und die eine Gesichtshälfte blieb seltsam starr.

Da ging ein Gerücht: Traugott Breitsamter habe mit Herrn von Lühne einen Zusammenstoß gehabt. Der, vom Major befragt, zuckte die Achseln:

„Kann gar nicht sein. Der Kerl ist für mich Luft!“

Aber es lag keine Gereiztheit in dem Ton, mit dem er es sagte. Der Bärwalder schien ihm wirklich gleichgültig zu sein, wie das meiste um ihn herum.

Herr von Lühne hatte jetzt einen vorzeitig ergrauten Bart, rotblond allein an Kinn und Kehle, ungepflegt dazu. Er trug seine Anzüge auf, bis sie fadenscheinig wurden, und nur noch selten verließ er sein Gut. Ja, er kam nicht einmal mehr nach Engolsheim. Jedesmal gab es eine Entschuldigung: er brauchte die Pferde zu Holzfuhren, die Mamsell war krank, in der Brennerei mußte ein neuer Kessel eingebaut werden.

Asta weilte immer seltener in Engolsheim. Die Gerüchte, daß die beiden eigentlich zueinander gehörten, waren allmählich verstummt. Nach zwanzig Jahren hätten sie Ernst machen können.

Die heilige Barbara hütete das Haus, pflegte ihr Bein und las. Bei Perpetua, längst verheiratet, stand das erste Kind in Sicht. Der Major, viel beschäftigt durch Sitzungen und Sich-nützlich-machen in Kreis, Provinz und Land, war mit zunehmenden Ehrenstellen mehr abwesend denn je. Er kam im Winter fast nur, um nach dem ‚kleinen‘ Christof Renatus zu sehen, der übrigens nicht mehr so genannt werden konnte, denn im ersten Wachstum hatte er schon eine ansehnliche Größe erreicht. Er lernte leicht, tobte im Park umher und machte allerhand Dummheiten mit seiner Jungenhorde. Einmal hätten sie beinah einen Waldbrand verursacht, als sie, wie Christof Renatus entschuldigend gesagt, ‚bei drohendem Präriebrande ein Gegenfeuer angelegt‘. Der Knabe entwickelte sich so gut, daß der Major

die Hauptsorge der Erziehung Doktor Marcks überlassen konnte.

Eva wurde, wie immer, nicht gefragt. Das jähe Aufatmen während der langen Abwesenheit der Schwiegereltern in Berlin schien längst vergessen. Sie lebte ihr enges, geducktes Dasein weiter, ohne Zusammenstöße zwar, aber auch ohne Höhepunkte. Einmal war sie mit Asta ein paar Tage in Berlin. Ihre Lebensgeister schienen emporzuflammen, und sie sprach davon, jedes Jahr ein paar Wochen dort zu verleben, aber es war nie wieder dazu gekommen. Diese ängstliche schwache Seele fürchtete sich im Grunde vor der großen Stadt. Ruhe brauchte sie, die am Modischen keinen Geschmack fand, die nie im Meinungsaustausche ihre Stimme hören ließ, sondern nur lauschte auf das, was andere sagten, dem sich fügend, was dritte befahlen, als ob ein Schicksal, das ihr Leben verdorben, ihr im Nacken säße. Dem Unterricht wohnte sie still bei und ging dann mit ihrem Sohn spazieren. Oft freilich nicht, denn meist kam er mit der Bitte, zu spielen. Ab und zu mußte sie ihre Schwiegermutter in die Stadt begleiten. Dann fuhren sie im geschlossenen Wagen hinaus, machten irgendwo einen Besuch und kehrten ebenso zurück: die heilige Barbara durfte ihres Beines wegen nicht gehen.

So hatte es der Zufall gefügt, daß sie nach drei Jahren nie etwas von den Breitsamtern gesehen hatte. Ehrenreich mußte im Sommer Bäder aufsuchen, den Winter lebte er an der Riviera. Man wußte nichts von ihm; es hieß, er könne nicht mehr sprechen. Die einzige Verbindungsbrücke, die von den Werck zu den Breitsamtern geführt, die kleine Erika, war längst verheiratet mit einem

Rittmeister von Grail, Ehrenreich Breitsamters letztem Stolz. Es hieß, sie habe eine Tochter, oder war es ein Sohn?

Als Perpetua zu Weihnachten mit ihrem dreijährigen Max und ihrem kleinen Egon sowie seiner Spreewälderin erschien, war nur die Rede von ihrem Dietlof, von ihrem schönen Gut, von der Entwicklung ihres Max und vom Gedeihen ihres Egon, von den Zähnen des einen und vom Schlaf des anderen. Erika wurde nicht mehr erwähnt.

Auch von den jüngeren Geschwistern Traugotts wußte man nichts. War früher der Ärger über die Breitsamter den Werck geradezu notwendig gewesen, so schien nun die Schonung am Stacheldrahtzaun so hoch emporgewachsen zu sein, daß, was drüben lag, mehr und mehr den Engolsheimern entschwand.

Traugott Breitsamters Frau bekam keiner mehr zu sehen. Er selbst fuhr von Bärwalde ins Geschäft und vom Geschäft nach Bärwalde. Das Arbeitsgebiet der Firma hatte sich wesentlich verschoben: aus der Abwicklung von Käufen und Verkäufen, dem Ratschlaggeben über Anlage von Werten waren allmählich weitere internationale Beziehungen geworden. Die kleinen Geschäfte überließ die Firma Breitsamter den Sparkassen.

Die heilige Barbara hatte, seitdem sie von ihren Kränzchenbesuchen und Teeklatschen wegen steigender Bewegungslosigkeit lassen mußte, einen Ersatz gefunden: sie las Erbauungsschriften. Der alte Pastor, der Christof die Leichenrede gehalten, war längst emeritiert und ein junger an seine Stelle getreten. Pfarrer Leiter, ein eifriger Mann werktätiger Liebe, besuchte oft die Frau des Majoratsherrn

und wußte ihr Bedürfnis, sich zu beschäftigen, in gute Bahnen zu lenken. In den beiden Walddörfern, zu Engolsheim gehörend, erstanden Kindergärten und ein Wöchnerinnenheim. Beiden Teilen ward damit geholfen: den Kleinen und Armen in ihrer Bedürftigkeit, der heiligen Barbara in ihrem Wunsche, Tage und Stunden zu füllen.

Des Pastors kluges Auge sah auch bald Evas merkwürdiges Dahinvegetieren. Ein Mann der Tat, setzte er sofort hier an, sich mühend, Christofs Mutter einen Lebensinhalt zu schaffen. Er wie seine Frau, ihm eine christliche Gefährtin, begriffen nicht, wie es möglich sein sollte, mit scheinbarer Betreuung eines Kindes, dem man keinen Unterricht gab und das in Wirklichkeit von den Großeltern erzogen wurde, sein Leben zu verbringen. Die Handhabe, ihr nahe zu kommen, bot eben der Knabe, dem der Pastor Religionsunterricht gab. Er fragte dabei Eva, wie sie dieses und jenes wünsche, aber mit ihrer Unselbständigkeit hatte sie immer nur die Antwort: er möge sich an ihren Schwiegervater wenden. Auch Besuche der Frau Pastorin führten nicht weiter. Als der Geistliche einmal darüber mit seinem Patronatsherrn sprach, meinte der Major:

„Es gibt Menschen, die ein Ereignis ihres Daseins förmlich lähmt, wie das indianische Pfeilgift ‚Curare‘.“

Des tätigen, kleinen blonden Geistlichen blaue Augen blitzten die hohe, jetzt schon etwas gebeugte Gestalt des Majoratsherrn an:

„Aber solche Menschen sollte man herausreißen.“

Der Major war milder geworden mit den Jahren:

„Sie sind noch ein junger Mann, da meint man, es gebe nichts, das nicht ginge. Später gießt das Leben

Wasser in den Wein. Früher habe ich auch geglaubt, daß es Menschen ohne Drang vorwärts nicht geben könne, und mein eigener Sohn doch so — allerdings war er krank. Herr von Lühne — er ist bei der unglücklichen Geschichte Sekundant meines Sohnes gewesen — ging früher in die Luft bei jeder Gelegenheit. Heute? Ach, du lieber Gott, heute will er seine Ruhe haben und ist doch über zehn Jahre jünger als ich. Mein lieber Herr Pastor, Sie werden Eva auch nicht ändern! Ich habe mal versucht, sie herauszureißen: geht nicht, geht nicht!"

Des Geistlichen blaue Augen waren wie weltfern aufgerissen:

„Herr Major, man darf niemals die Arbeit an einem Bruder aufgeben."

Der Major, auf den sie draußen warteten, weil eine neue Häckselmaschine angekommen war, erhob sich und klopfte dem kleinen regsamen Pastor auf die Schulter:

„Mich ruft die Pflicht! Ich kenne keine Ruhe, aber die Menschen sind eben verschieden, und ich nehme sie, wie sie sind. Das werden Sie auch noch lernen!"

Damit verschwand er zu seiner Häckselmaschine. Als er dann mit dem Inspektor — er wirtschaftete nicht mehr selbst, da ihn die zunehmenden Ämter und Pflichten zu oft vom Gute wegführten — einen Rundgang machte, ließ er den Mann reden, der von Anschaffungen erzählte und von allerlei kleinen Nöten mit Beamten und Arbeitern; dem Major ging das Gespräch mit dem Pastor durch den Kopf. An der Schonung, die das Breitsamterschloß verdeckte, sagte der Inspektor:

„Herr Major, ich komme ja nicht viel in die Stadt, aber

ich habe da einen Bekannten, nämlich den Gärtner vom Herrn von Breitsamter."

Der Name Breitsamter hatte seinen alten Klang doch noch nicht verloren, Herr von Werck wurde sofort aufmerksam:

„So? Na, was ist denn das für 'n Mann?"

„Sehr tüchtig! Weit herumgekommen! Koniferen haben die jetzt da drüben: Koniferen! . . ."

Der Major klopfte dem Inspektor freundlich auf die Achsel:

„Fein eingefädelt, was? Ich soll wohl welche rausrücken? Nee, nee, für Christof Renatus wird gespart. Ist es nicht 'ne Freude, wie der sich entwickelt? Nur wachsen tut er mir nicht genug!"

„Na, der junge Herr ist doch schon hübsch groß."

„Keine Wercksche Größe!"

„Wie man so hört, soll doch sein Vater auch nicht sehr groß gewesen sein!"

„Da haben Sie freilich recht, aber es überspringt ja meist Generationen. Aber was wollte ich denn sagen? . . . ich meine . . . ich bin ja nur noch sozusagen Statthalter. Der Junge ist in ein paar Jahren flügge, na und dann . . ."

„Herr Major werden sich doch nicht zurückziehen in der vollsten Kraft?"

Der alte Herr lächelte geschmeichelt und richtete sich gerade auf:

„Na, es geht alles mal zu Ende. Sehen Sie, da drüben ist nun schon, seitdem sie uns Bärwalde abgeluchst haben, die dritte Generation am Ruder."

Dadurch kam der Inspektor zu dem, was er hatte sagen wollen:

„Herr Major, der Gärtner hat mir nämlich erzählt, Herr von Breitsamter würde gern ein Stück . . . kaufen — oder eintauschen . . .“

Der Major machte seine übliche Handbewegung des Beiseiteschiebens, wie er es im Drange zu vieler Posten, Ehrenstellen, Geschäfte gewöhnt war, um für den Augenblick Zeit zu gewinnen:

„Das geht beim Majorat nicht so ohne weiteres!“

„Aber, Herr Major, für das Stück hier am Bärwalder Schloß will Herr von Breitsamter an anderer Stelle fast das Fünffache an schönem Buchenbestande geben.“

Mit seiner Generation rechnend, meinte der Majoratsherr:

„Ich denke, der hat 'nen Klapps?“

Der Inspektor machte ein erstauntes Gesicht:

„Herr Traugott von Breitsamter gilt doch für einen ausgezeichneten Geschäftsmann!“

„Ach so, der! Ich dachte Ehrenreich! Na, wir wollen mal gelegentlich drüber reden!“

Damit war die Sache für den Augenblick wieder abgetan.

* * *

Monde und Jahre schwanden. Asta war immer auf Reisen. Des Majors grader Rücken begann leise sich zu krümmen. Die heilige Barbara ging kaum noch aus. Perpetua war nun schon dreifache Mutter.

Aber der Grundtausch hatte noch immer nicht stattgefunden. Der Inspektor fragte zwar jedes Jahr darnach, und bei

Tisch wurde an Stelle des einstigen Breitsamter-Ärgers der vorteilhafte Grundaustausch erwogen. Dennoch kam es zu keinem Entschluß.

Vielleicht, weil man von den Breitsamtern so gar nichts mehr hörte. Die jüngeren Kinder waren mit den Eltern fort. Ehrenreich lebte dauernd im milderen Klima, und Traugott hatte Bärwalde übernommen. Man hatte sich an seine den Engländern abgelauschte ruhige Selbstverständlichkeit gewöhnt, besser jedenfalls als seines Vaters übertriebene Barbierhöflichkeit. Seine Frau befand sich so selten im Land, daß man sich über ihre Abwesenheit nicht mehr aufregte.

Nun wäre Christof Renatus in das zweite Wachstum gekommen, aber der Jüngling legte sich breit aus und schoß nicht. Längst besuchte er das Gymnasium in der Stadt. Doktor Marcks war noch immer bei ihm, denn trotz guter Begabung bedurfte es der Nachhilfe in Lateinisch und Griechisch, während der Primaner für Mathematik ungewöhnliche Begabung zeigte.

Als ihn der Major wie öfters einmal mit dem Wagen abholte, fiel ihm auf, als die Schüler herausgeströmt kamen, daß die meisten seiner Klasse ihn um einen Kopf überragten. Die Jünglinge, die beinah alle den Majoratsherrn von Engolsheim kannten, zogen die bunten Mützen, auch Christof Renatus. Dabei sah man das dichte, tief in die Stirn gewachsene Haar — wie bei seiner Mutter. Er stieg ein, dazu einer seiner Freunde, den der Major bisweilen mitnahm, weil er ein Stück den gleichen Weg hatte. Der junge Mann war ein Riese, wenn auch noch beängstigend schmal für seine Größe. Unwillkürlich sagte der Majoratsherr:

„Christof, Christof, du mußt deinem Freund nachstreben!"

„Das kommt noch!" meinte der lachend und steckte seine Bücher hinten in den Wagen, während der Emporgeschossene ein wenig befangen die endlosen Kniee anzog. Es war heiß. Christof Renatus nahm seine Schülermütze ab, die er mit Stolz trug, und ließ sie, während er dem Großvater erzählte, was eben in der ‚Prosodie' für ‚Unsinn' passiert war, um den Zeigefinger kreisen.

Als sie an die Ecke kamen, wo die Allee nach Engolsheim abzweigte, klang ein grelles „He!". Fast wären zwei Wagen ineinandergefahren. Man sah eine weißleuchtende Glatze: Traugott Breitsamter hatte vor dem Major den Hut gezogen. Er, der ihn sonst nur knapp zu lüften pflegte, behielt ihn in der Hand und starrte wie im Traume Christof Renatus an. Der aber drehte noch immer seine kleine Kappe um den Finger und erzählte lachend, daß man die weißen Zähne sah.

Als sie Christofs Freund abgesetzt und Großvater und Enkel allein im Wagen saßen, sagte der Major:

„Junge, du mußt besser grüßen!"

Christof Renatus blickte den Großpapa nicht verstehend an. Etwas scharf kam nun:

„Ja, ja! Sieh mich nur an! Du mußt besser grüßen! Ich nehme meinen Hut ganz anders ab und bin ein alter Mann. Du schwatzest ganz ruhig weiter."

„Verzeih', Großpapa, was war denn?"

„Herr von Breitsamter fuhr vorbei."

Christof Renatus setzte langsam seine Mütze auf:

„Wie du befiehlst, Großpapa! Aber der Kerl . . ."

„Wer?“

„Der Bankfritze!“

Der Major verwies es ihm:

„Er ist nicht unserer Art, lieber Christof, aber ein tüchtiger Mann. Werde nur erst mal so wie der! Du mußt nicht immer gleich so absprechend urteilen.“

Christof nahm seines Großvaters Hand und zog sie schmeichelnd durch seinen Arm:

„Großpapa, ich mein's nicht so! Aber weißt du, was mich ärgert?“

Der alte Herr war sofort wieder versöhnt:

„Nun, mein Junge, was hat er dir denn getan?“

„Er starrt mich immer so albern an!“

„So?“

Christof Renatus erzählte, wie er öfter, wenn er von der Schule käme, Herrn von Breitsamter träfe. Und der hätte immer eine so alberne Manier, ihn anzuglotzen. Der Major scherzte:

„Er weiß, wer du bist.“

„Aber, Großpapa, englisch soll doch grade sein, sich um andere Leute nicht zu kümmern!“

„Grüßt er dich denn?“

„Nein.“

„Na, siehst du!“

„Aber, Großpapa, das kann er ja auch nicht; wir kennen uns ja gar nicht!“

Christof Renatus war rot geworden. Der Major lehnte seinen weißen Kopf gegen den braunen seines Enkels, Schläfe an Schläfe:

„Recht so, mein Junge! Du bist ein ganzer Kerl! Sage

mal, hast du eigentlich schon nachgedacht, was du werden willst?"

„Großpapa, du hast doch immer gesagt, daß ich einmal . . ."

Er brach ab. Der Großvater lachte:

„Raus mit der wilden Katze! Was willst du sagen?"

„Du sagst doch selber immer, ich würde mal das Majorat kriegen! Ich soll nicht davon reden, meint Mama!"

„Das sieht deiner Mutter ähnlich, immer taktvoll. Das kannst du von ihr lernen. Aber es ist so, du kriegst es mal! Gott, bist du ein lieber, lieber Kerl!"

Er nahm seinen Enkel beim Kopf und drückte ihm einen Kuß auf die Wange. Dabei verlor der Major den Hut, aber Christof erwischte ihn gerade noch mit einer geschickten Bewegung, sonst wäre er auf die Straße gefallen. Etwas verwirrt und gerührt sagte der alte Herr, den Hut in der Hand, während er das weiße Haar an den Schläfen wieder nach vorn strich:

„Ich meine . . . ich will dich doch zu nichts zwingen! Was möchtest du denn werden?"

„Landwirt!"

„Bravo! Bravo!"

Noch einmal brach der Ärger des Jünglings durch:

„Ich will nicht Geld machen, wie der Kerl!"

„Na, hoffentlich doch! Übrigens laß ihn in Frieden! Es macht dir zwar Ehre, für deinen Vater einzutreten; aber nun wollen wir mal wirklich von was anderem reden. Wie ging's denn in der Prosodie? Daß du die Verse nicht fassen kannst! Das hast du nun mal gewiß nicht von deinem Vater, der steckte immer in der Bibliothek!

Vielleicht eher von mir! Ein lyrischer Dichter kommt mir immer wie ein Klageweib vor! Das Leben wollen wir packen! Dunnerwetter noch mal!"

Bei Tisch erzählte der Major von der Begegnung mit Traugott.

Eva schwieg.

Sie war breiter und stärker geworden in den letzten Jahren: ihr fehlte die Bewegung. Nach dem Essen sagte Herr von Werck zu seiner Frau, immer noch im Gedanken an den lattendünnen, langaufgeschossenen Mitschüler seines Enkels:

„Wenn der Junge nur nicht Evas Figur kriegt. Er wird nun bald siebzehn, — er wächst mir nicht!"

* * *

Christof Renatus hatte sein Abiturientenexamen gemacht. Die Befürchtung des Majors war eingetreten, er blieb einen guten Kopf kleiner als sein Großvater. Dafür sah er frisch und gesund aus und war ein fröhlicher, aufrichtiger Mensch, der das Leben ohne Oberflächlichkeit nahm wie es war. Schon jetzt zeigte er Interesse für das Gut, nicht allein für die Jagd, sondern auch für Forstverwaltung, Landwirtschaft und Pferdezucht. Der Major hatte den Inspektor ausgeforscht, ob er sich damit etwa nur beim Großvater ‚Liebkind' machen wolle, aber der meinte, es sei ihm ernst. Auch der Pastor, dem der Junge öfters das Herz geöffnet, bestätigte es.

Pastor Leiter hatte seine Bemühungen aufgegeben, Eva heranzuziehen zu Ersatz und Beihilfe bei ihrer Schwiegermutter Wohltätigkeitsbestrebungen. Er sagte einmal zu seinem Patronatsherrn:

„Die gnädige Frau ist ein Stein, aus dem es weder mir noch meiner Frau möglich gewesen ist, Funken zu schlagen.“

Der Major lächelte:

„Mein lieber Pastor, sehen Sie, daß ich recht hatte? Sie werden noch manches Wasser in Ihren Wein schütten müssen in diesem Jammertale.“

Er rieb sich die Hände:

„In dem sich's übrigens, wenn man sonst seine Pflicht tut, ganz passabel leben läßt.“

Der junge, tätige Geistliche erklärte:

„Das mit dem Jammertale sind Auffassungen früherer Zeit, Herr Major. Auch die Religion muß sich dem Zeitempfinden anpassen, sonst ist sie nichts Lebendiges. Heute gibt es für den arbeitenden Menschen kein Jammertal mehr!“

Der Major drohte mit dem Finger:

„Können Sie das vor dem Oberkirchenrat vertreten?“

Die stahlblauen Augen des Pfarrers blitzten:

„Alles kann man vertreten, was recht ist.“

In der Tat, es gelang nicht, Funken zu schlagen aus dieser Frau, die, wie der Major einmal gesagt, gleichsam etwas auf den Kopf bekommen zu haben schien. Nie hatte es wieder eine Stunde der Aussprache zwischen ihr und dem Schwiegervater gegeben: der einstmalige Aufflug ihrer Seele schien sich nicht zu wiederholen.

Jetzt aber, wo Christof Renatus das Haus verließ, um die Universität zu beziehen, kam über diese scheinbar kühle, in sich gekehrte Seele eine verzweifelte Unruhe. Während die Koffer gepackt wurden, sah sie stumm zu.

Er warf lachend die Sachen hin und her und sprach davon, wie er sich freue auf Berlin. Er wollte den Großvater während der Herrenhaustagung täglich im Hotel besuchen, vielleicht führe er auch einmal zu Tante Bragge.

Wie er so Zukunftspläne spann, merkte er nicht, daß der Mutter Augen naß wurden. Als sie das Taschentuch nahm, war der junge Mensch, dem ein vorzeitiges Schnurrbärtchen über den Lippen sproß, ihr zu Füßen:

„Mama, du weinst?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Ich freue mich ja für dich.“

Er war mit seinen Gedanken schon in Berlin:

„Ja, wird das nicht herrlich?“

Da meinte sie ein wenig gekränkt:

„Wird's dir denn gar nicht schwer, fortzugehen?“

Er begriff nicht:

„Ich sehe dich ja wieder!“

„Aber wann?“

„Du besuchst mich mal in Berlin. Ich kann ja auch über Sonntag herkommen.“

„Kommst du auch wirklich?“

„Natürlich!“

Doch sie verlor plötzlich alle Haltung:

„Und was soll ich dann machen?“

Langsam erhob er sich von den Knieen, blickte sich nach einem Stuhl um, zog ihn heran und setzte sich neben seine Mutter:

„Aber Mama, du hast doch immer so gelebt?“

„Ich hatte dich!“

„Großmama ist doch da und die Tante!“

Eva starrte ihn unter Tränen an. Er aber begann wieder in jugendlich hinausstrebender Sehnsucht, die mit sich selbst so viel zu tun hat, daß sie an andere kaum denkt, von seinen Zukunftsplänen. Wie ein Student schon sprach er von seiner ‚Bude‘ und merkte nicht, daß sie keine Antwort gab. In Feld, Flur und Wald erwachsen, fand er, nun sei genug Zeit mit Weichheiten vertan, und schloß seine Mutter in die Arme:

„Mama, wenn ich wiederkomme, wirst du auch wieder lachen!“

Sie sah ihn mit feuchten Augen an:

„Und wann kommst du wieder, Christof?“

„Bald, bald! Nächsten Sonntag!“

Sie schüttelte zwar ungläubig den Kopf, doch er erklärte, er würde immerfort herüberfahren, schon wegen Engolsheim. Der Gedanke aber, das zöge ihn am meisten her, tat ihrer empfindlichen Seele weh.

Der Major wollte seinen Enkel selbst nach Berlin begleiten, unter seiner Leitung sollte er die ersten Schritte ins Leben tun. So freute er sich förmlich auf die Abreise.

Christof Renatus war der heiligen Barbara in den letzten Jahren ein wenig ferner geworden. Ihrem steigenden Ruhebedürfnis erschien er bisweilen doch zu beweglich. Und immer mehr weltabgekehrt, dem Jenseits zusteuernd, sagte sie ihm Lebewohl, als ginge er etwa in den Park und käme in einer Stunde wieder.

Der Wagen wartete. Das Gepäck war aufgeladen und die Familie in des Majoratsherrn Zimmer versammelt. Nur Eva fehlte. Der Major ärgerte sich:

„Immer ist sie im entscheidenden Moment nicht da.“

Christof Renatus sagte voll schlechten Gewissens, da er seiner Mutter Tränen ein wenig leichtfertig übersehen:

„Großpapa, ich glaube, Mama ist traurig!"

„Na, da geh schnell noch mal einen Augenblick rauf. Aber schnell! Wir müssen fort!"

Eva hatte sich eingeschlossen, wie immer. Erst nach einer Weile machte sie auf. Die kleine rundliche Frau, die nichts von Erdenschöne besaß als ihre Augen, setzte sich wortlos in ihren Stuhl. Christof Renatus fand, Mama stelle sich doch etwas an. Er konnte keine Trauer aufbringen. Glücklich, hinauszukommen in das wahre, große Leben, war er mit zwei Sprüngen neben der Mama, ließ sich wie am Tag vorher auf die Kniee nieder und rief:

„Mama, soll ich heucheln?"

Sie blickte ihn nicht verstehend an.

„Mama, soll ich dich küssen und dir erzählen, wie furchtbar traurig ich bin? Soll ich lügen? Nein! Großpapa sagt immer, man kommt am besten durch, sich nie zu verstellen. Offenheit! Offenheit!"

Sie griff nach ihm. Er merkte, wie ihre Hände zitterten, und nun erst sah er sie recht an:

„Aber Mama, was hast du denn?"

Sie gab keine Antwort. Da fuhr er fort im Gefühl, sprechen zu müssen:

„Mama, wir wollen doch offen sein miteinander! Das ist das erste, was Großpapa verlangt. Und ‚Märdschen' sagt dasselbe. Soll ich dir was vorschwindeln?"

Sie streckte abwehrend die Hände aus:

„Nein, nein, nein!"

„Siehst du: immer die Wahrheit sagen!"

Wie beängstigt blickte sie ihn an:

„Ja, sage mir die Wahrheit! Befreie dich! Du sollst nie leiden unter einem Verstecken! Es könnte dir dein ganzes Menschentum kosten! Wenn ich dir etwas mitgeben kann, ist es das. Ich habe ja nichts zu sagen . . .“

Er fühlte die Wahrheit ihrer Worte:

„Mama.“

Dann ruhten seine offenen klaren Augen auf ihr:

„Ich kann Leute, die heimlich tun, nicht vertragen! Und wenn's um Kopf und Kragen ginge, ich will die Wahrheit sagen! Nun lebe wohl, Mama. Und lach' mal!“

„Das kann ich nicht, Christof!“

„Warum nicht?“

„Ich bin ganz allein! So allein! Ich kann nicht lachen!“

„Ich schreibe dir.“

„Quäle dich nicht damit!“

„Dann telegraphiere ich dir!“

Er umarmte seine Mutter und stürzte hinaus.

* * *

Nun war es still in Engolsheim geworden. Eva trat an Christof Renatus' Schreibtisch, wo er gearbeitet hatte, sah in seinem Schrank die Sachen durch, die er nicht mitgenommen, und dann saß sie in seinem Stuhl. Die Tür zu ihren Zimmern ließ sie offen, so war es ihr, als ob sie ihres Sohnes Räume mitbewohne. In der ersten Zeit fühlte sie sich doppelt verlassen, weil das Bindeglied, das sie mit den übrigen verknüpft, Christof Renatus gewesen war. Nun aber, wo ihr jeder Lebenszweck zu fehlen

schien, kam sie bald dahin, sich ihren Schwiegereltern zu nähern. Sie las der heiligen Barbara — denn auch mit den Augen hatte Frau von Werck jetzt manchmal ihre liebe Not — die Zeitung vor, Erbauungsbücher und abends die Bibel. Dann hörte sie ihre endlosen Geschichten mit an, nicht Klatsch über andere Menschen, die sie kaum mehr sah wie einst, sondern von ihren Leiden: ihr Gebiß saß nicht und schmerzte, auch das andere Bein fing an weh zu tun, vor allem aber hatte durch die Bewegungslosigkeit ihre Körperfülle noch zugenommen. Das Wiegen spielte jetzt eine große Rolle. Lang und breit wurde auseinandergesetzt, wieviel sie abgenommen hätte, und mit der Köchin gab es endlose Unterhaltungen, was man kochen könnte, um den Forderungen des Arztes zu entsprechen und doch den Magen zu streicheln.

Der Major freute sich über Evas Annäherung. Da Christof Renatus nicht mehr im Hause war, nahm er jetzt sie auf Rundgängen in Wald und Wirtschaft mit. Da lernte sie Dinge kennen, die sie nur aus Gesprächen kannte: von welchem Jahre diese Schonung sei, wann hier geschlagen werden würde und was dort angebaut werden sollte. Von Stallfütterung hörte sie, von Verkaufspreisen, Krankheiten, Fehlern der Tiere, denen sie nie anderes angesehen als scheinbar strotzende Gesundheit.

Und Eva hatte ein Gutes: bei ihrer Schweigsamkeit war sie der beste Zuhörer. Ihres Interesses konnte er ja gewiß sein, denn alles, was sie sprachen über das Majorat, ging ja im Grunde Eva an — für ihren Sohn. Für Christof Renatus wurde ja doch nur aufgeforstet, für Christof Renatus Wald geschlagen, für Christof Renatus Neuerun-

gen gemacht. Für Christof Renatus konnte auch getauscht werden. Der Inspektor fing nämlich, als der Major mit Eva auf den Wirtschaftshof kam, wieder einmal an, von dem Grundtausche mit den Breitsamtern zu reden. Aber der Major schob es abermals auf die lange Bank:

„Ich will dem Jungen auch was zu tun überlassen."

Der Inspektor bat die gnädige Frau, ihn zu unterstützen:

„Wer weiß, am Ende verkauft Herr von Breitsamter mal Bärwalde. Und der Nachfolger wird nicht so entgegenkommend sein."

Der Major zuckte die Achseln:

„Warum sollte er denn verkaufen?"

„Man hört, seine Frau wolle, daß sie nach England zurückkehrten. Übrigens wissen denn der Herr Major, daß der Herr Ehrenreich von Breitsamter wieder in Bärwalde ist?"

Der Major hakte seine Schwiegertochter unter und sagte, während sie langsam weitergingen:

„Nicht wahr, Eva, die Breitsamter sind uns ganz wurscht!"

Der Inspektor meinte etwas kleinlaut:

„Na, Herr Major, ich sage man bloß so, weil's dem alten Herrn so sehr schlecht gehen soll."

Aber der Major hörte kaum mehr zu und wunderte sich auch nicht, daß seine Schwiegertochter keine Teilnahme gezeigt. Er erzählte, Christof Renatus habe ihm geschrieben. Als der Major nun abbrach: „Aber das weißt du ja alles!" gestand sie, die nicht einmal das versprochene Telegramm erhalten:

„Ich weiß gar nichts von ihm!“

Er war erstaunt:

„Ich dachte natürlich, du hättest einen Brief.“

„Dann würde ich es doch gesagt haben, Papa.“

Er sah sie von der Seite an:

„Na, na!“

Sie wurde rot vor Beschämung. Unter einem Vorwand verabschiedete er den Inspektor; dann, mit seiner Schwiegertochter allein, beruhigte er sie:

„Sei mir nicht böse, Eva. Große Mitteilsamkeit ist man bei dir doch nicht gewöhnt! Weißt du noch — ach, es ist ja schon so lange her —, wie wir miteinander gesprochen haben: Hand wird nur von Hand gewaschen? Schütte dein Herz aus! Komm zu mir! So viele Jahre haben wir verloren, die anders hätten sein können!“

Und er fühlte nicht, wie er selbst mit Schuld getragen an dem Nichtnahekommen, er, der Vielbeschäftigte, der oft nicht einmal Zeit fand, mit seiner Frau zu sprechen, immer im Gemeindienst, für Viehzucht, Landwirtschaft, Gesetzgebung, Kreis, Provinz und Land.

Am nächsten Morgen war er denn auch schon wieder abgereist.

Nun hütete Eva mit ihrer Schwiegermutter allein das Haus. Ein paar Tage darauf, als sie im Wohnzimmer saßen und die heilige Barbara ihren trüben Gedanken nachhing wegen ihrer Gesundheit, einen grünen Schirm über den Augen, obgleich es so dunkel war, daß man die Eichentür, die zur Halle führte, kaum erkennen konnte, klang eine fröhliche Stimme:

„Großmama! Mama!“

Die heilige Barbara griff sich an den umfangreichen Busen:

„Mein Gott, bin ich erschrocken!"

Eva war aufgesprungen und lief ihrem Sohn entgegen. Der küßte sie so herzlich wie nie bisher, als habe die Entfernung ihm erst zu Sinnen gebracht, was eine Mutter bedeutete, und gar eine, die sich gewissermaßen auslöschte in ihrem Dasein für den Sohn. Sie fragte erstaunt:

„Christof, wie kommst du denn her?"

„Erzähle ich gleich, aber Mamachen, sei mir nicht böse, daß ich nicht geschrieben habe."

Sie sagte in einem schelmischen Ton, den man bei ihr nicht kannte:

„Du solltest ja gar nicht schreiben."

Er erinnerte sich seiner Abschiedsworte nicht mehr und machte ein erstauntes Gesicht. Da nahm sie ihn bei beiden Händen:

„Telegraphieren wolltest du doch!"

Nun lachte er von Herzen:

„Ja, richtig!"

Großmama hatte den Schirm abgenommen, um den Enkel recht zu sehen. Sie war ein wenig ungeduldig, daß er sie noch nicht begrüßt, und hielt ihm die Hand hin zum Kuß, denn darauf hielt sie. Da nahm er den grünen Schirm vom Tisch und setzte ihn der Großmama wieder auf. Aber sie verstand keinen Spaß:

„Nein, nein! Ich will dich sehen, mein Junge!"

Nun drehte er sich vor ihr, damit das Licht der Lampe ihn recht bescheine, nach allen Seiten und fragte lachend:

„Bin ich's?"

Die Mama streichelte Christof Renatus' Hand. Doch Großmama wollte wissen, was ihn herführe. Der junge Student scherzte:

„Das Studium hat mich zu sehr angestrengt. Der Hörsaal hat mich zwar noch nicht viel gesehen . . ."

Die heilige Barbara klopfte ungeduldig auf den Tisch:

„Junge, nun sage doch, wie du herkommst."

„Mit der Eisenbahn, Großmama."

Eva lächelte, aber die alte Dame ärgerte sich:

„Nein, nein, nein! Keinen Spaß! So sage es doch nun endlich mal!"

„Na also: Unser lieber Freund und Nachbar, Ehrenreich Breitsamter, hat ins Gras gebissen!"

Eva lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Ihre Finger ließen nach, so daß Christofs Hand ihr entglitt.

„Jawohl, Großmama! Aber ich will nun vernünftig reden. Also: Großpapa schickt mich her. Wißt ihr denn wirklich nicht, daß der alte Breitsamter gestorben ist?"

Die beiden Damen hatten nichts davon gehört. Es war, als dringe über den Stacheldrahtzaun nicht einmal mehr eine Nachricht. Die heilige Barbara begann zu jammern:

„Da sitzt man nun hier, kann sich nicht bewegen, und die Welt kann einfallen, man ahnt nichts davon! Man erfährt nichts, man hört nichts, man ist ganz verlassen, Du bist nicht da, und der Papa ist fort . . ."

„Aber Großmama, liebe Großmama! Übrigens: ich soll dir vom Großpapa einen Kuß geben! Paß auf!"

Er fiel plötzlich vor der heiligen Barbara auf die

Kniee, wollte sich aber nicht mit ihrer Hand begnügen, sondern stützte sich rechts und links auf die Lehne, beugte sich weit vor, spitzte die Lippen und suchte unter dem grünen Schirm der Großmutter Wange. Da war sie über all dem Unsinn versöhnt, fing herzlich an zu lachen, schloß den Enkel an ihr Herz und klopfte ihm auf die Schulter:

„Gott, daß du da bist! Gott, daß du da bist! Hast du denn keinen Hunger?"

Sie tastete nach der Klingel auf dem Tisch, die immer in ihrer Nähe liegen mußte. Als der Diener erschien, bestellte sie zu essen. Er meldete schmunzelnd:

„Die Köchin ist schon dabei!"

Da er nun ein altes Hausmöbel und der heiligen Barbara ziemlich unentbehrlich war, weil er sie jetzt immer die Treppe hinauftragen half, fragte sie:

„Wissen Sie denn schon, daß der alte Herr von Breitsamter gestorben ist?"

„Jawohl, gnädige Frau."

Sie war starr:

„Was? Und wir erfahren es nicht?"

Schon wollte sie wieder über ihre Verlassenheit jammern, als er sich entschuldigte:

„Ich wollte es der gnädigen Frau nicht sagen, weil der Herr Major nicht liebt, wenn man von da drüben spricht. Wir mögen sie auch nicht, die Breitsamters. Das kann ich der gnädigen Frau nur sagen."

Die drei schwiegen. Der Diener, der glaubte, man hätte seine Meinung über die Nachbarherrschaft nicht am Platze gefunden, wollte sich rechtfertigen:

„Das Personal, das sie da drüben haben, das ist nichts, gnädige Frau. Unsereiner ist Jahre im Haus. Da drüben ist immer Wechsel. Das sind überhaupt keine herrschaftlichen Dienstboten. Das ist Stadtgewächs! Heute machen sie den Kellner, und morgen will so einer dann Herrschaften servieren. Wir haben keinen Verkehr mit den Leuten!"

Der alte Mann warf einen freundlichen Blick auf Christof Renatus, den er mit der Beschließerin — noch immer waltete sie ihres Amtes — einst auf den Armen getragen, und verschwand dem Eßzimmer zu. Noch in der Tür zwinkerte er zurück, als wollte er sagen:

„Schwatzen Sie nur nicht zu lange, Herr Christof, es gibt was Gutes!"

Endlich kam nun Christof Renatus dazu, seine Anwesenheit zu erklären: Der Major hatte Ehrenreich Breitsamters Tod telegraphisch gerade in dem Augenblicke angezeigt erhalten, als er zu einer Pferdemusterung nach Ostpreußen fuhr. Ihm stand noch vor Augen, wie der alte Herr von Breitsamter gekommen war, seinem Sohne die letzte Ehre zu erweisen. Darum wünschte Herr von Werck beim Tode seines Nachbarn die unvergessene Artigkeit zurückzugeben. So war Christof Renatus, den ohnedies die Wissenschaft nicht drückte, zur Vertretung seines Großvaters abgeschickt worden.

Eva fragte stockend:

„Also, dann wirst du hinübergehen?"

„Aber Mama, dazu bin ich doch gekommen!"

„Du wirst also zum ersten Male . . ."

Der junge Mann unterbrach ungeduldig seine Mutter:

„Mama, angenehm ist mir's gewiß nicht! Es gibt eben Pflichten!"

Und er machte ein feierliches Gesicht dabei, als ob des Lebens Ernst schon schwer auf ihm laste. Nach einiger Zeit fragte ihn seine Mutter:

„Wer wird denn drüben sein?"

Er schlug die Beine übereinander und sagte im Vollbewußtsein der Wichtigkeit seiner Sendung:

„Gott, die ganze Breitsamterei! Der Kerl mit der Glatze!"

Eva rief angstvoll:

„Du wirst aber doch nicht unhöflich sein?"

„Natürlich nicht, Mama!"

„Und ... nicht wahr, du hältst dich nicht länger auf, als unbedingt nötig?"

„Oho: Rein ... Knicks ... Rede anhören ... Knicks, raus! Mama, da brauchst du keine Angst zu haben!"

So wegwerfend hatte er gesprochen, daß auch die heilige Barbara ermahnte:

„Junge, aber daß nichts passiert!"

„Liebe Großmama, was soll denn passieren?"

„Ach Gott, man weiß nicht! ... Übrigens wäre es wahrhaftig nicht notwendig gewesen ..."

Der junge Mann, für den der Großvater gleichsam die Vorsehung war, antwortete streng:

„Großpapa hat's befohlen!"

„Na ja, ich meine ja auch nur! ... So so, der Ehrenreich ist also auch gestorben! Alles geht! Wer kommt nun daran?"

Sie sann vor sich hin, als sähe sie ihr Geschlecht bereits

dahinsinken. Eva aber begleitete ihren Sohn ins Eßzimmer. Er aß mit gutem Appetit und erzählte von Bekanntschaften, die er gemacht, daß er auf dem Rennen gewesen, wie oft er ins Theater gegangen, Großpapa habe ihm noch Geld geschenkt, Großpapa sei zu gut, es sei doch herrlich ‚da draußen'. Er malte ein Bild der Welt, als ob er eben erst aufgewacht sei und seinen Flug von dem kleinen Engolsheim aus über die Erde angetreten hätte.

* * *

Am nächsten Tage wurde Ehrenreich Breitsamter begraben. Bis dahin genoß Christof Renatus seine Freiheit. Er schien in den wenigen Wochen, die er in Berlin geweilt, ein veränderter Mensch. Dem Schulzwang, der Not um das Abiturientenexamen, das er übrigens gut abgelegt, entwachsen, war er mit einem jähen Schritt Mann geworden. Er lief durch den Park, als sei er noch nie darin gewesen, bestaunte Dinge, die er doch früher täglich gesehen, und machte Entdeckungen überall.

Seine Mutter begleitete ihn. Für diese Tage hatte sie sich von der heiligen Barbara frei gemacht, wenn die auch immerfort nach ihr fragte. Eva kehrte sich nicht daran, daß die Mama nachmittags vorgelesen zu haben wünschte: Christof war da, um den mußte sie sich jetzt kümmern. Zwei Tage sollte der Sohn nur in Engolsheim bleiben. Nicht daß er hätte zum Studium zurückkehren müssen, das noch kaum begonnen, aber Großpapa kam nach Berlin, und er mußte ihm Bericht erstatten. Großpapa aber verstand keinen Spaß.

Am Abend vor der Beisetzung ordnete Christof Re-

natus seine Sachen. Er war immer genau gewesen, aber jetzt legte er fast überpeinlich den Frack hin und verwarf eine weiße Krawatte, weil sie einen kleinen Knick hatte.

Großmama ging gewöhnlich zeitig schlafen, und es war immer eine große Sache, wenn sie hinaufgebracht wurde. Der Diener trug, das Mädchen stützte sie, Eva schritt voraus, jede zweite Stufe sich umwendend, ob es auch gut ginge. Christof Renatus tänzelte hinter der Großmama drein und hob und schob mithelfend. Als sie ängstlich rief:

„Christof, nicht so schnell! Nicht so schnell!" klatschte er in die Hände:

„Großmama, es muß fix gehen! Donnerwetter, in Berlin ist ein anderer Zug als hier!"

Da meinte sie auf dem Treppenabsatz mit der Grämlichkeit überholten Alters:

„Bist du denn auch schon von der Großstadt angesteckt?"

Er lachte, dehnte und streckte sich:

„Ach, ist das ein Leben! Der Klimbim! Und doch, Großmamachen, ich komme so gern hierher! Man muß sich aber doch ein bißchen austoben!"

Der Diener lächelte ihn an, als wollte er sagen: ‚Na, Herr Christof, das besorgen Sie wohl gründlich?'

Auch Eva betrachtete ihn mit stolzen Blicken.

An der Tür ihres Zimmers wurde Großmama der Sorge der Jungfer überlassen. Christof hing sich — auch eine neue Gewohnheit — in seiner Mutter Arm, und sie gingen zu ihm. Dort lief er umher und bestaunte alle seine alten Sachen:

„Gott, der liebe Tisch! Weißt du noch, wie Großpapa mal böse war, als ich die Platte zerschnitten hatte? Ich war wohl eigentlich eine gräßliche Range? Was, Mama?“

„Du bist ein guter Junge!“

Sie setzten sich auf dem flachen Dach des Austrittes. Längst war die Dämmerung niedergesunken. Er blickte die Allee hinab und deutete auf die hohen Bäume, hinter denen Bärwalde lag:

„Da bin ich nun morgen! Mama, wenn du wüßtest, wie mir das gräßlich ist!“

Sie faltete die Hände unter dem Knie und sah ihm nicht ins Gesicht.

Er strich sein Bärtchen:

„Zwanzig Jahre lang setzt man keinen Fuß dorthin, und jetzt mit einem Male . . . Eigentlich bin ich doch neugierig, wie's bei denen da aussieht. Bist du eigentlich mal drüben gewesen, Mama?“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen:

„Nein! Aber sage mal, um wieviel Uhr ist denn die Beisetzung?“

Doch er führte seine Gedanken fort:

„Wahrscheinlich sieht's sehr protzig da aus! Der alte Ehrenreich soll alles mögliche zusammengeschleppt haben. Karl Kirchgeßner, weißt du, mit dem ich in einer Klasse war, ist mal dort gewesen. Ich weiß nicht, wie er dahin gekommen ist. Er sagte: ‚Dort strahlt alles nur so von Gold.‘ Na ja, die haben mehr Geld als wir!“

Eva versuchte zu scherzen:

„Nun, ich denke, meinem Jungen geht's auch nicht gerade schlecht!"

„Allerdings, Großpapa ist riesig anständig! Ich habe fast den größten Wechsel von allen, mit denen ich so zusammen bin."

Sie bat eifrig:

„Erzähle mir doch mal davon! Was machst du denn so den ganzen Tag? Mit wem verkehrst du denn am meisten?"

Eine Frage überholte die andere, und als er nicht sofort antwortete, sprach sie von Berlin, glücklich, ihn von seinem Gedankengange abgelenkt zu haben. Sie nahm ihn beim Arm und zog ihn in's Zimmer zurück. Er bat:

„Wollen wir nicht noch'n bißchen draußen bleiben, Mama? Ich kann noch nicht schlafen!"

„Du bist doch sonst immer . . ."

„Oh, seit ich in Berlin bin, gehe ich nicht mehr mit den Hühnern zu Bett!"

Er lachte und stemmte die Hände in die Hüften, daß er noch stämmiger aussah als sonst. Dann steckte er sich eine Zigarette an, und die Mutter blieb bei ihm sitzen und lauschte seinen Erzählungen. Noch nie hatte er so mit ihr gesprochen. Es war manchmal, als ob man den Großvater reden hörte, und doch wieder klangen Töne, den Wercks nicht eigen, eine Geldgenauigkeit, mit der er der Mama auseinandersetzte, wieviel er für sein Zimmer zahlen müsse, was sein Essen ihn koste. Dabei zog er seine Brieftasche und blätterte in einer Anzahl von Hundertmarkscheinen:

„Schulden mache ich nicht! Weißt du, das kommt daher, Mama, daß ich einzuteilen verstehe."

Er runzelte die glatte Stirn:

„Man muß den Wert des Geldes kennen und das Geld achten!"

Die kleine rundliche Frau schlug die Hände zusammen:

„Gott, ist mein Junge vernünftig!"

Als sie sich trennten, war in ihrem Herzen ein Erhobensein, wie sie es nie empfunden. Sie konnte nicht schlafen. Sie stieß das Fenster auf, legte eine Decke auf die Brüstung und lehnte sich darauf. Gegenüber sah sie zwischen den schwarzen Massen der Bäume die Allee, am Ende von der Schonung abgeschlossen, hinter der man das Bärwalder Schloß ahnte. Und bei der feierlichen Stille des Abends, in Bewegtheit über die Wiederkehr ihres Sohnes, leise bangend vor dem, was er erzählen würde, wenn er zurückkäme aus Bärwalde, glänzten ihre Augen feucht. Da gewahrte sie auf dem Austritt einen Schatten. Eva sah über der Zinnenmauer Christofs Kopf sich bewegen und bisweilen das Aufleuchten des Glühpunktes seiner Zigarette. Sie hörte, wie er leise sang, Melodien, ihr unbekannt, gewiß aus Berlin, die nun des jungen Menschen reizbares Hirn beschäftigten. Als der Schatten sich erhob und der Lichtpunkt der Zigarette aufzuckend gleich einem fernen Stern sich ihr zuwandte, zog sie sich langsam vom Fenster zurück, entkleidete sich, blieb aber lange noch wach.

Am nächsten Tage stand wie früher der künftige Majoratsherr, den der Großpapa immer selbst fahren ließ, beim Wagen und strich den beiden Stuten die Schopfhaare glatt. Dann verlangte er — in Berlin mochte er etwas gesehen haben —, daß die Stränge kürzer geschnallt würden. Der

Kutscher war zwar dagegen, doch Christof Renatus redete dem eigenwilligen alten Manne so freundlich zu, daß er sich bekehren ließ.

Dann erschien Großmama, die trotz ihres Beines mit einem Male ganz gut gehen konnte und nur wegen der Sonnenblendung auf dem Kies die Hand über die Augen legte. Sie meinte, Christof würde die Zügel nehmen, doch er setzte sich auf den Hintersitz des Jagdwagens, indem er überlegen sagte wie einer, der für alle Möglichkeiten des Lebens schon seine Formel hat:

„Im Frack fährt man nicht selbst!“

Die alte Dame fragte, wo seine Mutter denn bliebe, aber sie war nicht zu sehen, da es aber Zeit schien, fuhr er so davon.

Ehe sie um die Ecke beim Pförtnerhause bogen, drehte er sich um und blickte zu den Fenstern hinauf: ihm war, als sähe er Mamas Kopf, doch er schien gleich wieder verschwunden. Und nun ging es den altbekannten Weg zur Stadt, dann links ab, und plötzlich waren sie auf einer breiten, kiesbeschütteten Allee, besser gehalten als irgendeine im Engolsheimer Park, denn darauf gab der Musterlandwirt, der Major, nicht viel: er fand, es sei Verschwendung. Bald erschien das Dach des Barockschlosses Bärwalde. Auf der Sandsteinterrasse erhoben sich Figuren von Putten, von Jägern, die Fanfare bliesen; rechts und links an der Auffahrt standen Hirsch- und Saugruppen. Grüne Kübel mit Kugellorbeerbäumen standen in Reihen gegen die hellen Mauern des Schlosses.

Kein anderer Wagen war zu erblicken. Christof Renatus sah nach der Uhr: er war überpünktlich gewesen. Er

überlegte, ob sie etwa noch einen Umweg machen könnten, ward sich jedoch bewußt, daß es nicht passend gewesen wäre, im Breitsamterschen Park spazieren zu fahren. Inzwischen sah man schon schwarzgekleidete Diener am Portal.

Der Wagen fuhr also vor. Ein Herr im Rock mit schwarzer Krawatte, schwarzen Handschuhen und einem Flor am Arm erschien. Im Augenblick, wo er in die Sonne trat, leuchtete sein glänzend polierter kahler Schädel. Christof Renatus kam im ersten Augenblick nicht darauf, daß es Traugott war, denn er dachte, er müßte einen Frack tragen, aber schon war er herabgesprungen und zog den Hut:

„Von Werck. Darf ich Ihnen im Namen meines Großvaters, der mich schickt, ihn zu vertreten, unser Mitgefühl aussprechen!“

Traugott von Breitsamters Augen liefen über den jungen Mann, der, gleich groß wie er, den Überzieher über dem Frack, vor ihm stand und noch immer den Hut in der Hand behielt. Er streckte ihm die Hand entgegen und neigte nur ein wenig den Kopf:

„Ich danke Ihnen sehr, Herr — von — Werck. Bitte, wollen Sie auch Ihrem Herrn Großvater unseren Dank ausdrücken.“

Die beiden sahen sich Auge in Auge, und Christof Renatus hatte bei der ruhigen, selbstverständlichen Art des anderen das Gefühl: der ist ja gar nicht so, wie ich dachte! Endlich machte Traugott Breitsamter eine kurze Bewegung, wie: ‚Wollen wir nicht eintreten?‘

Christof war trotz aller Sicherheit seiner jungen Jahre etwas befangen. Er fühlte die Kehle trocken, immer nur

im Gedanken: ‚Ich bin in der Höhle des Löwen! Bei denen, die seit sechzig Jahren unsere Feinde sind!‘

Die Neugierde schoß ihm durchs Hirn: Wie wird's da drin aussehen? Pratschig, protzig! Freilich, Traugott Breitsamter sah aus — der Schneider mochte mitgeholfen haben — wie irgendein englischer Gentleman.

Sie traten ein. Auch in Bärwalde gab es wie in Engolsheim eine Halle, aber sie war nicht niedrig in gotischen Kreuzbogen, sondern luftig, mit leichter Stukkatur und Schäferszenen in den Feldern zwischen den Türen. Im Hintergrund schlängelte sich an einer breiten Treppe ein feines vergoldetes Geländer empor. Alles paßte zueinander. Christof Renatus fand, hier sei nichts Übertriebenes, aber zugleich fiel ihm beruhigend ein: das hatte dafür auch ein Werck gebaut!

Neben dem Breitsamter schritt der junge Werck die Treppe hinauf, und in der Befangenheit, was sagen, stießen seine Fußspitzen ungeschickt ein paarmal klirrend gegen die Stäbe, die den Läufer an den Stufen hielten. Er errötete leise:

„Ich bin wohl zu früh gekommen?“

„Oh, bitte, Herr von Werck, die anderen müssen jeden Augenblick eintreffen!“

„Es wird wohl zahlreiche Beteiligung sein?“

„Kaum. Wir leben sehr zurückgezogen, und mein Vater hielt sich seit Jahren nicht mehr hier auf. Ich weiß nicht, ob Sie es wissen: er war schwer leidend.“

„Ja, ich habe gehört. Wie ist denn das Ende so schnell gekommen?“

„Er hatte schon mehrmals einen Schlaganfall gehabt.“

„Ja, ich habe gehört . . .“

„Als wir ihn herbrachten, war er schon aufgegeben!“

„Ja, ich habe gehört . . .“

Christof Renatus war, so sehr es ihn ergrimmte, allmählich dunkelrot geworden. Er ärgerte sich über die eigenen Worte. Beinahe hätte er sie zurückgenommen, denn er hatte nichts gehört; keine Ahnung hatte er gehabt. Er stotterte:

„Es ist . . . schwer . . . für Sie, Herr von Breitsamter.“

Wieder lief Traugotts Blick über das Profil des neben ihm Schreitenden, als wollte er jeden Zug des anderen prüfen:

„Mein Vater hat sich selbst das Ende gewünscht.“

Christof Renatus schnürte die Erinnerung an alles, was er zwanzig Jahre lang gegen die Breitsamter gehört, eisig die Kehle zu, während ihm dieser Mann doch eigentlich nicht mißfiel. Er zwang sich, etwas zu reden:

„Es bleibt doch immer der Vater, den man verliert.“

„Da haben Sie recht.“

„Ich habe meinen Vater ja leider nicht gekannt.“

„Bitte, hier!“

Traugott von Breitsamter deutete auf eine offene Doppelflügeltür im ersten Stock.

Christof Renatus dachte: das war dumm! Gerade vom armen Papa durfte ich nicht sprechen! Aber es gefiel ihm, daß der andere nichts darauf entgegnete. Er ist zartfühlend, sagte er sich.

Sie standen in einem Rokokozimmer mit alten Möbeln und schönen Bildern. Ein Werck hatte es so ge-

schaffen, ein Breitsamter die kostbaren Gemälde hineingehängt. Eine Gesellschaft in Schwarz saß und stand. Traugott führte Christof Renatus zu einer kleinen, tief verschleierten Dame und sagte ernst mit seinem kurzen englischen Neigen des Kopfes, ohne die Schultern zu bewegen:

„Mama, darf ich dir Herrn von Werck vorstellen? Er ist so liebenswürdig gewesen, in Vertretung des Herrn Major zu kommen."

Die kleine, wie es schien, nur wenig ergraute Dame streckte ihm die Hand entgegen, und man hörte einen kurzen Dank unter dem Schleier.

Der junge Herr von Werck trat einen Schritt zurück. Eine schlanke, schmale, blonde Dame, die überaus gleichgültig, fast gelangweilt aussah — Traugott Breitsamters Frau —, hielt ihm mit steifer Armbewegung zwei Finger hin. Dann wurde Christof Renatus noch mit ein paar Herren und Damen bekannt gemacht und erfuhr, es sei Emanuel Breitsamter, der jüngere Bruder, gleichfalls vorzeitig kahl, ein echter Breitsamter, stämmig, untersetzt, mit ein paar Schmissen auf der linken Wange; dann ein Dragoner-Offizier — Sigismund Breitsamter — der jüngste von allen, auch er schon mit hoher Stirn und dünn gewordenen Schläfen.

Zwei ziemlich starke Damen gab es noch: Elise von der Beckenburg neben einem großen schlanken Herrn, ihrem Mann, und zwei kleinen blonden, zierlichen Rokokofigürchen, ihren Töchtern. Endlich Erika von Grail, geborene Breitsamter.

Es wurde nur flüsternd gesprochen. Traugott trat zu Christof Renatus:

„Entschuldigen Sie mich, Herr von Werck, ich muß hinunter. Ich höre einen Wagen."

Dabei sah er ihn wieder an von oben bis unten und ging eilig die Treppe hinab.

Ganz allein stand der junge Engolsheimer da. Die Breitsamter ihm gegenüber blieben starr und steif. Da kam hinter ihnen ein Ulanen-Major herum, glatt rasiert, mit rundem Gesicht und nannte einen Namen, den Christof Renatus nicht verstand:

„Es freut mich, Herr von Werck, Sie endlich mal kennen zu lernen. Ich will Ihnen nur gleich sagen, wer ich bin, bei der Vorstellerei versteht man nie den Namen: von Grail. Meine Frau ist nämlich die Erika. Sie war mit Ihrer Frau Tante, Frau von Bragge, in der Schweiz im Pensionat zusammen. Sind Sie orientiert?"

Der junge Student fühlte sich angeheimelt, als sei er plötzlich unter seinesgleichen:

„Jawohl, vollkommen!"

Nun erzählte der Major leise, sein Schwiegervater hätte in Bärwalde, wo er gelebt und glücklich gewesen, auch sterben wollen. So hätten sie ihn, schon in hoffnungslosem Zustande, noch hierher gebracht:

„Das Bärwalde hat ja mal Ihrer Familie gehört, Herr von Werck! Ich begreife vollkommen Ihre Ideen darüber. Wir haben auch uralten Besitz verloren. Aber Sie sollten sich wirklich mal, gelegentlich, Bärwalde ansehen. Es sind nämlich ein paar Wercksche Bilder hier, die viel besser nach Engolsheim gehörten. Sie haben nun mal den Bann gebrochen, indem Sie erschienen sind: kommen Sie doch mal rüber, vielleicht wenn ich noch hier bin!"

Der Major sprach, als ginge ihn die Breitsamterei nur bedingt etwas an, und als redeten zwei Altadlige, zwei Auguren untereinander. So antwortete Christof Renatus:

„Das wäre ja ganz interessant."

Der Major fuhr fort:

„Ein Grail hatte mal 'ne Werck zur Frau. Freilich ist's schon zweihundert Jahre her. Daraufhin würde ich mir erlaubt haben, in Engolsheim meine Karte abzugeben. Aber wenn man in 'ne Familie reingeheiratet hat, gehört man auch zu ihr. So konnte ich nicht gut kommen. Eigentlich furchtbar lächerlich!"

Christof Renatus war es wie ein Tadel der Handlungsweise seines Großvaters:

„Großpapa weiß, was er will!"

„Gewiß, Ihr Herr Großvater genießt ja so hohe Achtung in Landwirtschafts- und Züchterkreisen! Er soll einer der wenigen Menschen sein, die einen Jährling beurteilen können. Aber pst! . . ."

Ein paar Damen und Herren aus der Stadt, mit Namen und Stellung, traten ein. Traugott Breitsamter machte sie mit ruhiger Sicherheit bekannt. Alle trugen sie den Frack, auch Emanuel Breitsamter, der Jurist.

Der einzige im Rock war der älteste Sohn.

Dann öffneten schwarzgekleidete Diener die Flügeltüren zu einem großen Saal. Man sah Lichter, und der betäubende Duft von Blumen strömte herein. In dem Augenblick fiel Christof Renatus ein, daß der Großpapa ihn beauftragt, einen Kranz niederzulegen. Den hatte er vergessen. Das störte ihn dermaßen, daß die ganze Hand-

lung und die Rede des Geistlichen wie ein Traum an ihm vorüberglitt.

Nach dem Gebet trat man in den ersten Raum zurück. Die Türen schlossen sich. Eine Beisetzung fand nicht statt, denn die Leiche sollte zur Verbrennung überführt werden. Christof Renatus machte den Breitsamtern stumme Verbeugungen. Major von Grail aber drückte ihm freundschaftlich die Hand und bat, ihn seinem Großvater zu empfehlen. Den Augenblick benutzte der junge Student, zu erklären:

„Ich kehre nach Berlin zurück. Leider kann ich also jetzt nicht kommen."

Der Major lächelte:

„Ich nehm's Ihnen nicht übel, wenn Sie überhaupt nicht kommen. Ich bin ja auch hier nur Outsider. 's ist nur deshalb: vielleicht könnten Sie die alten Bilder zurückkriegen. Mein Schwager Traugott — übrigens ein riesig anständiger Kerl — wäre damit einverstanden, und meine Schwägerin hängt nicht an Bärwalde. Wenn ich meinem Schwager was vorzuwerfen habe, so ist es höchstens eines, daß er durch seine Frau zu sehr Engländer geworden ist. Aber nur äußerlich: er hat ein gutes deutsches Herz. Also, wenn's Ihrem Herrn Großvater nicht recht ist, ich nehm's gar nicht übel, falls keine Beziehungen entstehen sollten. Herr von Werck, ich bin Outsider!"

Er reichte ihm die Hand und nickte ihm freundlich zu.

Christof Renatus ging zur Treppe. Traugott Breitsamter kam ihm nach:

„Es hat mich sehr, sehr gefreut, daß Sie gekommen sind."

„Ich sagte schon, Großpapa hat es gewünscht."

„Dafür eben bin ich erkenntlich. Es hat mich sehr herzlich gefreut."

Er drückte ihm mit einem kurzen, seltsam eisernen Griff der breiten Finger die Hand.

Irgend etwas zog den jungen Mann zu dem andern, vielleicht die angenehme Enttäuschung, statt eines manierenlosen Emporkömmlings einen Mann zu finden, der fast Wärme zeigte unter äußerlich kühler Form; und mit aller Jugendlichkeit seiner noch nicht zwanzig Jahre entrutschte es ihm, nur um etwas zu sagen:

„Herr von Grail hat mir von Bildern erzählt."

„Ja, ich habe einige hergebracht."

„Nein, von welchen, die schon früher hier waren."

Er gefiel Christof Renatus jetzt doppelt, weil er keinen Anknüpfungspunkt suchte:

„Es sollen Bilder sein, die irgendwie mit meiner Familie . . ."

„Ach so! Ja, ja, die haben für uns kein Interesse."

„Könnte ich sie einmal sehen?"

Traugott Breitsamter blickte ihn mit jenem Anstarren an, das Christof Renatus einst als Schüler wütend gemacht, ihn jetzt aber fast anzog:

„Es würde uns freuen, Sie bei uns zu sehen."

Dann begleitete er den Nachbars-Enkel zum Wagen, stumm, mit ernstem Gesicht: er schien in Gedanken bei seinem toten Vater zu sein.

Die heilige Barbara ließ sich erzählen. Er schilderte, was er gesehen, sich fast nur zur Großmutter wendend, während Eva halb hinter ihm saß:

„Es ist übrigens gar nicht protzig da, gar nicht! Oh, ist das Schloß schön! Und wie die Wege gehalten sind!"

Die heilige Barbara rümpfte die Nase:

„Großpapa gibt nichts darauf. Er sagt immer, er kenne Güter, wo im geometrischen Garten die Taxushecken mit dem Lineal geschnitten werden, aber im Kuhstall die Klauenseuche ist. Außen hui, innen pfui!"

„Aber Großmama, es soll drüben eine Musterwirtschaft sein!"

„Davon hast du ja nichts gesehen! Oder habt ihr etwa den alten Breitsamter in der Brennerei beigesetzt?"

Christof Renatus wurde lebhaft:

„Allerdings nicht! Großmama, es war aber nicht komisch: es war sehr feierlich!"

„Wie sprach denn der Geistliche?"

Christof Renatus wußte es nicht. So behauptete er leichthin:

„Gut!"

„Was war's denn für ein Text?"

Da geriet er aber doch in Verlegenheit, und weil ihm irgendwie dunkel das Wort in den Ohren klang, behauptete er:

„Wie sie so sanft ruhen!"

Großmama faltete die Hände:

„Ein schönes Wort! Du kannst mir mal nachher die Bibel holen, wir wollen es nachlesen."

Aber Christof Renatus blieb in der Welt. Er erzählte von allem, was der Major mit ihm gesprochen, so auch von den Bildern. Da ereiferte sich Großmama:

„Ach, das ist ja alles nur eine Manier, um dich hinzubringen.“

„Nein, Großmama, denn Herr von Grail meinte, er wäre rein ‚Outsider‘.“

„Was hat denn das damit zu tun?“

„Daß es ihm ganz wurscht ist!“

„Na, na, na! Wer mit denen zu tun hat, der färbt ab: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing'. Du weißt doch, daß der Grail kein Geld hatte. Nee, nee, mit Breitsamters laßt mich in Ruhe! Nicht wahr, Eva?“

Sie suchte ihrer Schwiegertochter Auge. Hinter Christof Renatus klang nur ein:

„Jawohl, Mama!“

Der junge Mann erzählte von Traugott Breitsamter: er habe keinen Frack getragen. . . .

„Das finde ich sehr unpassend!“ sagte Großmama.

Doch Christof Renatus war mit einemmal für den Rock begeistert, es sei sehr modern und würde auch in Berlin getragen. Da fuhr die heilige Barbara los:

„Du wirst dir doch nicht etwa von denen noch Manieren beibringen lassen?“

Der Fluß von Christofs Rede ging nicht mehr so begeistert. Nur einmal wurde er wieder beredt, als er berichtete, Traugott Breitsamter habe gemeint: ‚Man brauche nicht alles zu tun, was andere Menschen machen!‘ Das wiederholte er noch mehrmals.

Nachmittags kehrte er nach Berlin zurück.

Eva ging in sein Zimmer. Ihr war weh ums Herz, daß sie ihres Jungen Stimme nicht mehr hörte. Sie setzte sich an den Schreibtisch, stützte das Kinn in die Hände

und starrte vor sich hin. Da sah sie einen Zettel mit Reißzwecken an einem Schubfach des alten Möbels befestigt, und sie las: ‚Man braucht nicht alles zu tun, was andere Menschen machen!‘ Sie dachte daran, wer es gesagt, und daß es Christof Renatus solchen Eindruck gemacht, und sann lange darüber nach.

* * *

Wie einst der Major den Besuch bei den Breitsamtern derart lange hinausgeschoben hatte, daß schließlich nichts mehr daraus geworden war, so ging es auch seinem Enkel. Christof Renatus kam auf das Bilderansehen in Bärwalde nicht zurück. Die großen Ferien der Universität benutzte er auf Wunsch seines Großvaters zu einer Reise nach England und Frankreich. Dann kehrte er wieder, aber nur auf ein paar Tage, um Großeltern und Mutter zu sehen, gebräunt, etwas anders gekleidet — denn er hatte sich unterwegs hier und da etwas gekauft —, noch breiter und stärker geworden. Vor lauter Erzählen und Freude, in dem lieben, alten Engolsheim zu sein, schien Bärwalde vergessen. Mit dem Großvater mußte er in den Wald hinaus, auf die Felder, in die Brennerei. Mit dem Förster ging er ein paarmal auf den Anstand, dann war die Zeit herum, viel zu schnell — und er fuhr nach Berlin zurück.

Christof Renatus fing ernstlich an zu arbeiten. Zu Weihnachten erschien er nur für die Feiertage. Tauwetter wechselte mit Schnee: es war so unwirtlich, daß alle das Haus hüteten. Er zeigte seine Kollegienhefte, saß bei Großpapa und mußte erzählen und erzählen — von Bärwalde und Traugott Breitsamter mit seinen Bildern war nicht

die Rede. Auch der Zettel auf dem Schreibtisch hatte einem anderen Wahlspruch Platz gemacht. Der war von der Liebe nicht weit!

Der Mutter gegenüber machte er Andeutungen, die sie zuerst nicht verstand. Er wurde dabei verlegen, seine Augen schwammen, und er wagte nicht, sie anzublicken. Trotzdem mußte es heraus, denn auf Offenheit war Christof Renatus erzogen. Zwanzig Jahre hindurch hatte seine Mutter darunter gelitten, daß sie kein Eigenleben führen konnte, da sie nicht die Kraft dazu besaß und auch mit Geld abhängig war. Je mehr sie nun dahinlebte gleich einem Menschen, der eine heimliche Last zu tragen hat, desto mehr war in ihr der Gedanke lebendig gewesen: ‚Deinen Sohn mußt du anders erziehen.‘

Zur Wahrhaftigkeit hatte sie ihn immer angehalten. Ihr Schwiegervater sagte oft:

„Das rechne ich dir hoch an. Ich achte keinen Menschen als den, der die Wahrheit spricht.“

Auch das ‚Märdschen‘, nun längst Hochschullehrer in Heidelberg, hatte in der Erziehung auf Wahrhaftigkeit gedrungen. Jeder dumme Streich wurde zwar gerügt, doch nachgesehen, das geringste Abweichen von der Wahrheit dagegen hart gestraft. Christof Renatus hatte wohl ein paarmal die Unwahrheit gesagt, nur aus kindlicher Phantasie, die Begebenheiten glatt erfindet, aber dann wurde tagelang nicht mit ihm gesprochen. In Acht und Bann getan war er, mußte wie ein Aussätziger für sich leben, bis das offene, fröhliche Kind weinend zum Großvater kam und um Gnade bat: Nie, nie wieder würde er lügen! Ein so tiefes Bekennerbedürfnis war in dem jungen Manne groß-

gezogen worden, daß er nicht anders konnte, als der Mama zu berichten, was ihn bedrängte.

Abends, wenn der Major die letzte Zigarre im Aschenbecher zerdrückt hatte, las er noch ein Kapitel aus der Bibel vor. Er las gut, nur zu laut, etwa so, als ob er im Herrenhause spräche. War er nicht da, so fiel es Eva zu. Die dämpfte die Stimme und sprach eintönig Wort um Wort; eine Brille vor den Augen, denn sie begann weitsichtig zu werden. Darauf wurde die heilige Barbara von Diener und Beschließerin hinaufgetragen. Christof Renatus schob, und oben auf dem Flur nahm jeder sein Licht, um in seinem Zimmer zu verschwinden.

Dann kamen die Bekenntnisstunden: die Kerzen wurden gelöscht, Mutter und Sohn saßen in Christofs Zimmer, und in der halben Dunkelheit wurde es ihm leicht, zu beichten. Da erzählte er, während die Mama die Augen senkte, von seiner Liebe, oder mehr: seinen Lieben.

Wie Jahr und Tag verstrich und er bei den vierten Garde-Dragonern sein Jahr diente, kamen Manövererlebnisse: er schwärmte von einer Bauernmagd oder von einem zierlich-zimperlichen Jüngferchen auf einem Gute. Endlich ritt eine Kunstreiterin durch seine Träume.

Eva hatte die erste Angst, er möchte sich binden, wie es dem Großpapa und dem Majorat nicht angestanden, bald verloren, denn bei jedem Besuch beichtete er ein neues Erlebnis. Sie erzählte ihrem Schwiegervater nichts davon, das Vertrauen nicht zu täuschen, darüber ihr das Herz pochte vor Glückseligkeit.

Als nun wieder ein Jahr herumgegangen war, kehrte der Major eines Abends zurück, müde bei seinen mehr

als dreiundsiebzig Jahren. Er war in Oldenburg auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung Preisrichter gewesen. Wie immer, drängte er zum Essen, blieb aber einsilbig auch nach Tisch, so daß die heilige Barbara um die Neuigkeiten kam, die ihrer allein auf Erbauungsschriften angewiesenen vereinsamten Seele sehr wohl taten. Schneller als gewöhnlich gab Herr von Werck das Zeichen zum berühmten Transport Großmamas auf ihr Schlafzimmer. Eigentlich wollte sie noch nicht zu Bett und stellte allerlei Fragen, ihr sonst ganz fern. Aber der Major sagte entschieden:

„Meine gute Alte, das wird alles morgen beredet. Jetzt gehst du hübsch schlafen."

Der Zug bewegte sich die Treppe hinauf, und die heilige Barbara verschwand in ihrer Kemenate. Bald darauf klopfte es an Evas Türe. Der Major stand sofort im Zimmer, denn sie schloß nicht mehr ab.

„Papa?"

„Ja, liebes Kind, ich muß dir was sagen."

Er machte ein so ernstes Gesicht, daß sie wie in alten Zeiten die Lider senkte. Er setzte sich, nicht wartend, bis sie Platz genommen:

„Christof Renatus ist nicht auf guten Wegen."

Sie atmete beinahe erleichtert auf und nahm schon eine andere Haltung an, als Mutter, die ihren Sohn verteidigen will:

„Was tut er denn, Papa?"

„Darüber will ich eben mit dir reden! Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; als Leutnant vor fünfzig Jahren war ich auch hinter den Mädchen her, aber eines sage ich dir . . ."

Seine Augen nahmen einen strengen Ausdruck an. Wie ein alter Prophet saß er da mit seinem langen Barte, den er sich wachsen ließ, seitdem er ganz weiß geworden:

„Eines sage ich dir: In eine Ehe bin ich nie gebrochen! Dafür gab es und gibt es keine Entschuldigung! Solch ein Kerl ist ein Schuft, und solch eine Frau ist . . . na, wir brauchen uns darüber nicht weiter zu verbreiten.“

Er starrte vor sich hin, und Eva sah ihn aus dunkeln Augen ängstlich an, bis er fortfuhr:

„Der Junge geht Wege, die mir nicht gefallen. Er verkehrt immer in einer bestimmten Familie. Vom Lande wie wir. Sie leben den Winter in Berlin. Der Mann scheint nichts zu argwöhnen. Die Seele würde mir's auffressen, wenn was daran wäre. Wir haben zwanzig Jahre lang alle Hände über Christof Renatus gehalten, und da soll so eine Schweinerei uns die Wege kreuzen?“

Der Major sprang auf und lief im Zimmer hin und her:

„Ich habe nicht mal mit meiner Frau davon gesprochen. Du weißt, es gibt Dinge, die man seiner Frau nicht zu sagen braucht, wie es Dinge gibt, die man seinem Manne nicht zu sagen braucht, weil sie in dem Moment ein Unglück gäben. Würdest du Christof, wie er schon krank war, alles gesagt haben?“

Er drehte sich herum und sah seine Schwiegertochter an, enthob sie aber der Antwort, denn er fuhr gleich fort:

„Hättest du etwa ihm was mitgeteilt, worüber er sich womöglich so aufgeregt hätte, daß er umgeklappt wäre? Hat ihm das Duell nicht indirekt den Tod gebracht? Es ist wirklich nicht anders, als ob er gefallen wäre. Habe ich nicht recht?“

Sie stöhnte, aber er fuhr schon wieder fort in seinem Gedankengange:

„Kurzum, ich mag jetzt der Mama so etwas nicht sagen. Du kennst sie ja. Sie regt sich nur unnütz auf. Einmal wird sie's ja doch erfahren. Das ist also keine Unwahrheit zwischen uns. So hast du's ja mit deinem Mann — wie lang — vier Jahre seid ihr nur verheiratet gewesen? — ja, du hast es mit dem armen Christof gewiß auch so gehalten. Und mit Recht. Na, ganz nebenbei: Ich mag der Mama nicht alles sagen, weil ich leider nicht sicher bin, ob sie's Christof Renatus nicht vielleicht wieder sagen würde. Du siehst, Eva, es ist ein großes Vertrauen, das ich dir schenke. Weißt du noch, wie wir vor Jahren einen Pakt gemacht haben?"

Der Major strich sich über die Stirn:

„Ich habe leider soviel zu tun, daß da manches im Orkus versinkt. Nun könnte ich es ja Christof sagen. Ich weiß aber keine Tatsachen, und ich müßte doch mit Beweisen kommen, denn wenn ich komme, fährt der Blitz drein, und es ‚roocht'! Ich bin nicht der, zu ermahnen, ich bin der, zu strafen!"

Er nahm die kleine, breit auseinandergegangene Frau bei beiden Armen:

„Eva, darum sollst du es tun! Warne deinen Sohn. Sage ihm, wie ich über eine ehebrecherische Frau, wie ich aber viel schärfer noch über einen Mann denke, der in eine Ehe bricht. Sage du's ihm!"

Der Major setzte sich und sprach nun in ganz anderem Ton:

„Eva, du bist weich! Ich würde den Jungen anfahren,

ich . . . ich könnte mich an ihm vergreifen, ja, wahrhaftig vergreifen, daß er nur gleich hingehen kann und sich das Leben nehmen . . . Himmeldonnerwetter!"

Der Zorn wie in vergangenen Jahren schüttelte ihn förmlich:

„Ich würde den Bengel bei der Kehle packen — ich . . ."

Eva war aufgesprungen:

„Papa, bitte, bitte, Papa, sage es ihm nicht! Ich will mit ihm reden!"

Und wie immer in der Erregung, zitterten ihre Arme. Da ward er plötzlich ruhig und strich ihr über die Schultern:

„Hm, hm, wieder mal heftig geworden! Daß so ein alter Esel sich nicht beherrschen kann! Lange genug hätte ich Zeit gehabt. Aber es gibt Dinge, die können mich rasend machen! Sage es also deinem Jungen! Sage es unserm lieben Christof Renatus. Ich will's nicht wissen! Und nun gute Nacht!"

Er stürmte davon. Sein langer weißer Bart wehte — beim Zuge durch die geöffnete Türe — ihm um Hals und Schultern.

Eva starrte ihm nach. Ihr war, als stünden Gespenster auf, als rege sich im Sohne ihr eigenes Blut. Sie setzte sich hin, ihm zu schreiben, und warf alles mögliche auf das Papier. Dann zerriß sie es wieder, sammelte die einzelnen Schnitzel und verbrannte sie im Ofen. Darüber war sie ruhiger geworden.

* * *

Aber Eva brachte die Kraft nicht auf, mit ihrem Sohne zu sprechen. Jedesmal, wenn sie ihn sah, war es ihr, als erwachten Geister der Vergangenheit, und in seiner Gestalt, in seinen Augen, in seiner Stirn entdeckte sie Dinge, die ihr zu sagen schienen: ‚Du, du hast nicht das Recht!‘ In andern Augenblicken wieder kamen ihr Worte ihres Schwiegervaters zu Sinn: ‚Aus den Fehlern der Eltern sollen die Kinder lernen.‘

Dann senkte sie die Stirn, nahm Schirm und Hut, lief in den Park hinaus und floh vor ihren Gedanken. ...

Des Majors Befürchtungen schienen sich nicht zu bewahrheiten. Er selber kam aber auch auf das Gespräch nicht wieder zurück! Wie so manches, schien er es im Drange seiner Geschäfte vergessen zu haben. Komiteemitglied von ungezählten Vereinigungen, Präsident von soundso viel Gesellschaften, Preisrichter auf allen Ausstellungen, in allen Ausschüssen des Herrenhauses, hatte er eine Riesenbrieflast, von der immer die Hälfte liegen blieb. Als nun der Buchhalter, zugleich Sekretär, einmal krank war, bot Eva sich an als Ersatz. Aber wenn auch der Buchhalter bald wieder gesund wurde, sie auch schnell einsah, wie das Unternehmen ihre Kräfte überschritt, so war doch ihr Tag nun besetzt, und abends ging sie müde zu Bett. Früher war ihr das nie geschehen.

Da empfand sie eine ungekannte Befriedigung. Ihr war, als ob die Vergangenheit immer weiter hinter ihr verschwände. Sie lernte stenographieren, und als es nach Monaten flott ging, trug sie sich dem Schwiegervater von neuem an. Nun diktierte er ihr Briefe, die sie abends ins Reine schrieb. Damit kam eine andere Haltung über

sie. Sie hatte ein Ziel für den nächsten Tag. Jetzt lief sie nicht mehr ziellos im Park umher, sondern, als ob sie alle Tätigkeit, die ihr beinahe ein Vierteljahrhundert gefehlt, auf sich häufen wolle, übernahm sie für ihre Schwiegermutter auch noch die Haushaltung.

Asta war nicht eifersüchtig darob, denn man sah sie jetzt in Engolsheim überhaupt nur noch selten.

Inzwischen nahm Frau von Werds Bewegungslosigkeit mit ihrem Umfange zu. In den Park kam sie nicht mehr, ja sie wollte nicht einmal spazieren fahren. Bald erklärte sie sogar, sie könne auch die große Expedition die Treppe hinab und hinauf nicht mehr antreten.

So wurde denn oben gegessen, und das untere Stockwerk begann zu veröden. Im Speisezimmer, im Wohnzimmer, im ‚Salon' waren die Möbel mit Kattunüberzügen bedeckt und die Fenster verhängt. Zuerst hieß es: im Sommer der Fliegen wegen, bald aber blieben die Läden ganz geschlossen. Der große Teppich wurde aufgenommen: es gäbe zu viel Motten. Nun fraßen sie ihn auf dem Boden. Nur noch das Zimmer des Majors neben der Halle mit dem Blick auf den Wirtschaftshof blieb, wie es war. Aber auch dort weilte sein Bewohner immer seltener, als ob er den traurigen Zuständen daheim entflöhe.

Auch Perpetua von Bragge kam nicht mehr zu Besuch. Sie hatte Sorgen daheim: bei Hans Dietlof hatte sich plötzlich ein Nierenleiden herausgestellt, das der einst so fröhliche Offizier und Zecher nicht beachtet hatte. Wie ein Alarmschuß kam die Nachricht. Die heilige Barbara begann zu jammern: nun fingen auch noch die Kinder an, krank zu werden. Sie beschäftigte sich in ihren Gedanken jetzt viel

mit Perpetua, die gerade keine gute Tochter war, denn sie lebte nur ihrem Mann und den Kindern, schrieb aber fast nie. Frau von Werck jammerte, daß das Leiden so über Nacht gekommen. Der Major schüttelte den Kopf:

„Nichts auf der Welt kommt über Nacht. Es erscheint uns nur so, weil wir die Anfänge nicht gewußt haben. Hans Dietlof hat seit Jahr und Tag Schmerzen gehabt, wie ich jetzt höre. Er hat schon im stillen den Arzt konsultiert aber es Perpetua nicht gesagt. Immer die Heimlichkeiten."

Die heilige Barbara hob die Hände:

„Er hat sie gewiß schonen wollen!"

„Das ist eben der Unsinn! Hätte er's beizeiten gesagt! Offenheit! Offenheit! Alles kommt allmählich! Es ist wie das Altern: ich merke lange, daß es anfängt, mit mir bergab zu gehen."

Da hakte die heilige Barbara ein, ‚er solle Ämter zurücklegen, mehr zu Hause bleiben'. Aber der Major meinte ein klein wenig bitter:

„Hier oben in den zwei Zimmern? 's ist ja kein Leben mehr bei uns! Barbara, wir haben bald ausgespielt! Wir wollen der jungen Generation das Nest bereiten. Christof Renatus muß heiraten!"

Nun, wo des Majoratserben Schicksal in den Vordergrund trat, schien Eva wieder ausgelöscht und wurde nicht gefragt. Die heilige Barbara nannte sofort allerlei junge Mädchen, die in Frage kommen könnten, der Major aber meinte:

„Diese Heiratsmacherei hat keinen Zweck! Es kommt doch immer ganz anders!"

Christof Renatus dachte auch nicht an Heiraten. Ja

es schien, als ob die Erinnerung an Engolsheim, den zukünftigen Besitz, ein wenig verblaßt sei. Als er nämlich wieder eine Dienstleistung bei seinem Regiment machte, legten ihm die Kameraden nahe, er möchte doch übertreten. Eigentlich war es etwas spät, denn er hatte schon sein Examen hinter sich und wollte sich noch mit Chemie beschäftigen. Da gab das Manöver den Ausschlag. Der junge Reserve-Offizier war auf wichtiger Patrouille verwendet worden, weil gerade kein aktiver Offizier zur Verfügung stand, und bekam sogar Allerhöchstes Lob. Das stieg ihm ein wenig zu Kopf, und plötzlich dachte er daran, umzusatteln.

Es dem Großvater zu sagen, fuhr er, als die Herbstübungen beendet, nach Engolsheim. Zuerst teilte er es aber der Mama mit. Die war glücklich, daß er sich ihr anvertraute. Da sie es jedoch nicht anders kannte, als daß der alte Herr alles bestimmte, lautete ihre erste Frage:

„Aber was wird Großpapa dazu sagen?"

„Den kriege ich schon herum!" antwortete Christof Renatus, zeigte seine blanken Zähne, faßte die rundliche Mutter um die Taille und versuchte mit ihr im Zimmer herumzutanzen. Als er dann des Großvaters lächelndes Gesicht mit dem langen weißen Barte vom Schreibtisch aufblicken sah, fragte er freundlich, aber bestimmt:

„Großpapa, störe ich?"

Der setzte die Brille ab, legte die Feder weg und lehnte sich im Stuhl zurück:

„Du störst nie!"

Dann hieß er den Enkel sich setzen, tätschelte seine Hand und betrachtete ihn verliebt:

„Na, was ist denn, mein Junge?"

„Ich möchte Offizier werden!"

„Was? ... Was? ... Du sollst doch einmal ..."

Christof Renatus schnitt ihm den Satz ab, alle seine Liebenswürdigkeit aufbietend, die ihm in Berlin schon manches Herz gewonnen:

„Großpapa, du hast mir doch immer gesagt: Offenheit! Darum bin ich gleich mit der Tür ins Haus gefallen! Bist du erschrocken?"

„Na, es kommt etwas unerwartet!"

Christof Renatus erzählte von dem Ritt und den gnädigen Worten des obersten Kriegsherrn. Des Majors Augen leuchteten, seine lange hinter ihm liegende Leutnantszeit stieg wieder vor ihm auf. Doch er sagte noch widerstrebend:

„Es ist keine rechte Vorbereitung, um ein Gut zu übernehmen."

„Großpapa, habe ich nicht immer meinen Mann gestanden?"

Da wurden dem alten Herrn, wie es ihm jetzt öfters geschah, die Augen feucht:

„Ja, ja, du bist ein braver Kerl! Und daß du mir's offen sagst, das ist echt Werckſche Art. So habe ich's auch gehalten. Da du dein Examen gemacht hast, na ... wenn du's nun mal so brennend willst ... ich bin auch Leutnant gewesen. Alles kehrt wieder! Es liegt im Blut! Und es dauert ja doch nur ein paar Jahre, bis ich alter Trottel ins Gras beiße ..."

Christof Renatus sah seinen Großvater an:

„Großpapa, sprich doch nicht so!"

„Oho! Ich bin sechsundsiebzig! Da hat man nicht mehr viel in der Welt zu suchen!“

Jetzt lachte Christof Renatus laut auf:

„Großpapa, du kriegst sie alle noch unter. Du wirtschaftest in Engolsheim noch lange, und ich kann dir's ja immer absehen, wie ich's schon oft getan habe. Jeden Urlaub komme ich her und bringe meine Pferde mit ... Ach, wird das herrlich! Ich danke dir, tausend-, tausendmal!“

Der Major hatte gemeint, seine Frau würde erschrocken sein, aber sie schloß nur ihren Enkel einmal über das andere in die Arme; immerhin schwierig genug, denn bei ihrem Umfang war es schwer, an sie heran zu kommen.

Christof Renatus wollte am andern Morgen schon wieder fort. Abends, nachdem Großmama feierlich zu Bett gebracht worden war und der Major sich mit seinen Akten zurückgezogen hatte, saß der angehende Offizier mit seiner Mutter draußen auf dem Austritt vor seinem Zimmer. Über die Zinnen ragte der Buchenwald in den sternenglitzernden, wolkenlosen Nachthimmel des Herbstes. Ein paarmal setzte Christof an, dann sagte er:

„Mama, ich habe auch noch einen anderen Grund, weshalb ich Offizier werden will. Etwas, das ich nur dir sagen möchte! In Berlin habe ich nämlich eine Bekanntschaft gemacht, von der ... muß ich los! Nämlich im gleichen Haus, wie ich, wohnt ein ... bitte, Mama, laß mich nicht sagen, wer ... es ist ja auch ganz gleich ... Hast du's etwa schon gehört?“

Er blickte sie ängstlich forschend an, sie senkte nur, wie immer, den Kopf.

„Also in dem Hause wohnt ein Ehepaar. Er hat ein Gut, aber sie sind den Winter in Berlin. Ich habe sie auf sehr banale Art kennen gelernt. Eines Abends, als ich nach Hause kam, standen nämlich ein Herr und eine Dame vor der Tür und konnten nicht hinein. Der Herr sagte, sie hätten den Hausschlüssel vergessen. So benutzten sie die Gelegenheit, um mit mir hineinzukommen. Der Herr machte sich bekannt, und die Treppe hinauf, beim Licht des Fünfminutenbrenners, haben wir uns unterhalten. Sie gefielen mir, und ich gab eine Karte bei ihnen ab. Sie wohnen im ersten Stock. Ich mußte täglich vorbei. Da sind wir öfters zusammengekommen! Sie luden mich ein; dann traf ich sie im Theater, auf dem Rennen. . . . Die Frau ist reizend! So lustig, so lebhaft! Sie hat mir mal erzählt — sie sind ein paar Jahre schon verheiratet —, er spräche zu Hause kein Wort. Er liest immer. Erst wenn er fertig ist, gehen sie aus. Dann essen sie im Restaurant. Dabei haben sie ihre Leute mit vom Gut. Aber zu Hause langweilt sie sich. Im Restaurant gibt es doch wenigstens was zu sehen. Sie ist nicht kokett, Mama, wirklich gar nicht, aber sehr hübsch! Sie will immer lachen, und er ist immer ernst. Mit mir kann sie so herzlich lachen! Dem Großpapa kann ich's nicht erzählen! Er ist so furchtbar streng mit so was! Ich sage dir's, Mama, . . . bitte, sei mir nicht böse, . . . sie ist so reizend, ich habe sie so furchtbar gern!“

Eva sprach vor sich hin, ohne ihren Sohn anzublicken:

„Christof, sie ist doch Frau!“

„Das ist ja eben das Schreckliche! Ich weiß ja auch, daß es nicht recht ist, aber ihr Mann freut sich doch, wenn wir zusammen lachen. Ich komme nämlich abends öfters hin-

unter zu ihnen. Dann hört sie mir zu. Ihr Mann nimmt eine Zeitung oder geht in sein Zimmer mit einem Buch — er muß immer lesen. Da haben wir beide uns alles mögliche gesagt. Weißt du, sie ist gar nicht so oberflächlich! Ich dachte es zuerst auch, weil sie sich immer bloß amüsieren will. Mama, findest du's sehr unrecht?"

Den Blick zum Buchenwalde hinaus gewandt, der dunkel durch die Zinnen herübersah, von den zitternden Lichtern am Himmel überflammt, meinte sie tonlos:

„Wenn es eine Freundschaft ist!"

Er sprang auf:

„Ja, Mama! Wir sind Freunde, nichts anderes, nur Freunde!"

„Nun, dann!"

„Ich stehe ja auch mit ihm sehr gut. Er lacht immer, wenn ich was sage. Ich glaube, er ist mir dankbar, daß ich seine Frau unterhalte. Ich glaube, er ist manchmal froh, wenn er sie los ist! Die Ehe geht nicht sehr gut, glaube ich, oder vielmehr: ich weiß es eigentlich! Ist das sehr schlimm, Mama?"

Die Mutter sagte nur leise:

„Sprich weiter!"

„Ich kann nicht anders, Mama: wenn ich an die Frau denke, überkommt's mich, daß ich zu ihr hinlaufen möchte und ihr erzählen, so, wie wir jetzt zusammensitzen!"

Er küßte seiner Mutter Hände. Sie fühlte sie naß werden und suchte seinen Kopf aufzurichten:

„Mein armer, armer Junge!"

Nun lehnte er die Stirn an ihre Schulter:

„Ist's nicht ein Skandal? Heulen wie ein altes Weib?

Aber mir ist so weh ums Herz. Ich möchte fort, um mit ihr zu sprechen, nur zu sprechen! . . . Ist das schlimm? Sage doch, Mama!"

Sie schüttelte den Kopf, preßte ihn an sich und streichelte ihn. Da begann er von neuem von einer Sehnsucht, die in ihm lebe, Worte, wie sie nie Ähnliches von ihm gehört, Gedanken, die seinem klaren rechnerischen Sinn ewig fern zu liegen schienen. Aber plötzlich gab er sich einen Ruck:

„Mama, ich will stark sein! Deswegen möchte ich doch Offizier werden!"

Sie fragte leise:

„Wird dir das helfen?"

Von einem Glückseligkeitssturm übermannt, schloß er sie in seine Arme, ihr dankend, daß sie kein Wort des Tadels, sondern nur dies eine Mutterwort gefunden, ‚ob es ihrem Sohne auch zur Hilfe gereiche'.

Nun setzte er ihr seine Absichten auseinander: Sein Regiment stand in Potsdam, der Kommandeur hielt sehr auf Kameradschaft, immer hatten die Herren Gemeinsames vor, so konnte er nur selten in Berlin sein. Und da würde es wohl von selbst ein Ende nehmen.

Eva flüsterte ihm ins Ohr, als wolle sie den Zweifel nicht laut werden lassen:

„Und wirst du auch stark bleiben?"

„Soll ich dir's versprechen?"

Da brach aus ihr ein Strom der Rede, wie er ihn von seiner Mutter noch nie gehört:

„Ja, gib mir dein Wort! Schwöre es mir! Jedes Abweichen vom Wege ist etwas Furchtbares! Es kann uns bedrücken, lähmen, als hätten wir einen Stein um den

Hals, der uns hinunterzieht, daß wir nie wieder an die Oberfläche kommen! Du wunderst dich? Ja, ich habe in dieser langen, langen Einsamkeit, die ich hier verbringe, die wohl manchem schon ein Rätsel gewesen sein mag, nachgedacht über Dinge, auf die sonst eine Frau nicht kommt. Vielleicht ist von mir selbst etwas darin. Christof . . . ich meine . . . nur so, daß ich mitfühlen kann, wie's mit einem anderen armen Herzen ist."

Sie suchte in der Dunkelheit des Abends seine Blicke zu finden:

„Christof! Du hast mir immer die Wahrheit gesagt; willst du mir etwas gestehen? Du sinkst nicht in meiner Achtung! Sage mir, um Gottes willen, habt ihr euch etwas vorzuwerfen? Du antwortest nicht? Deiner Mutter kannst du's sagen! Ich kann alles mit dir fühlen! Habt ihr euch etwas vorzuwerfen?"

Er sagte mit ruhiger Sicherheit:

„Nein, Mama!"

Langsamer fügte er hinzu:

„Noch nicht!"

Ihre Stimme klang hell, der bedrückte Ton war aus ihr gewichen:

„Dann ist ja alles gut! Oh, glückselig, wer den Sieg über sich erfechten kann, ehe es zu spät ist! Mein Junge, es gibt unselige Menschen, verfluchte Menschen, die einmal einen Schritt zur Seite tun und dann büßen ihr ganzes Leben lang, und, Christof, vergiß nicht, jeder Mensch hat nur ein Leben!"

Er sah seine Mutter erstaunt an:

„Wie du mich verstehst!"

Sie senkte wieder die Augen:

„Man denkt nach, wenn man allein ist! Ich bin, seitdem du geboren bist, immer allein gewesen! . . . Aber Gott, bin ich glücklich, daß du die Kraft gehabt hast! Und nun mach' ein Ende!“

„Das habe ich schon getan, Mama! Wir haben ruhig miteinander gesprochen. Was ich vorhin sagte, war nur eine Sehnsucht. Darum habe ich auch geheult, Mama . . . Ich schäme mich ja so, . . . geheult, weil's vorbei ist. Mama, es ist eine wundervolle Frau! Daß sie es nicht zu Hause aushält, kommt doch nur daher, weil sie nicht zusammen passen. Sie hat gesagt, mit mir würde sie sich einmauern können in Engolsheim und brauchte keine Seele!“

Die Mutter sprach vor sich hin:

„Das sagt man so!“

„Nein, Mama, es ist so! Es wäre so gewesen, denn es ist — aus!“

Nach langer Pause kam es dann von seinen Lippen wie ein Stöhnen:

„Aber es ist so furchtbar schwer!“

„Das weiß ich!“ sagte die Mutter, und die beiden hielten sich umschlungen. Über seinem Rücken hatte die kleine Frau die Hände gefaltet, ihre schwarzen Augen sahen in die Ferne, als verlöre sie sich ein halbes Menschenalter zurück in ihren Gedanken.

Christof Renatus aber riß sich los und machte eine Bewegung, eine abwehrende zur Seite:

„Weg damit! Stark sein! Großpapa würde sagen: ‚Du bist ein Werck, und die waren immer ganze Kerls!‘“

Eva küßte ihn auf die Stirn und ging leise in ihr Zimmer.

* * *

Asta von Werck ließ sich zu ihrer Eltern stillem Kummer in Engolsheim kaum mehr blicken. Von der Verbindung mit Herrn von Lühne, die vielleicht nur Wunsch oder Phantasie gewesen, war längst keine Rede mehr. Das alternde Fräulein führte ein unstetes Reisedasein, davon die heilige Barbara etwas unfreundlich sprach. Sie meinte, ihre Tochter könne sich wohl ein wenig um sie kümmern, und dann kam das ewige Klagelied, daß die Menschen anfingen, sie zu lassen.

Um so mehr schloß sie sich jetzt an Eva an. Die mußte ständig bei ihr sein. Ging sie aber einmal fort, so griff die alte Dame nach der Klingel, denn sie hatte Angst, sie könne einem Herzschlage erliegen, wie ihr Sohn, und dann würde niemand bei ihr sein. Dieser Gedanke kam ihr aus medizinischen Werken, die sie heimlich studierte, trotz der schlechten Augen, die also doch noch besser zu sein schienen, als man dachte.

Wenn Eva aufstand, um sich vorsichtig auf den Zehen zu entfernen — in der Meinung, die Schwiegermutter sei eingenickt —, konnte man gewiß sein, daß gerade in dem Augenblick die heilige Barbara erwachte und mit leichter Gereiztheit verlangte, die Schwiegertochter solle dableiben. So versank Eva wieder ganz in Abhängigkeit.

Der Major scherzte:

„Du mußt bei Mama deine Sünden abbüßen!"

Als sie erschrocken die Augen aufriß, lachte er:

„Liebes Kind, ich mache doch nur Spaß! Wenn es jemand gibt, der niemandem je etwas getan hat, so bist du's!"

Eva gab keine Antwort.

Eines Tages, als die Herrenhaussitzungen noch nicht begonnen hatten, die Landwirtschaft aber schon tot lag, kam einmal ein jetzt seltener Gast: Herr von Lühne. Schneeweiß war sein Bart, nur an den Mundwinkeln gelb, denn er war ein starker Raucher.

Er saß lange Zeit beim Major, breit und behäbig. Längst war die Schärfe und Tatkraft seiner früheren Jahre dahin. Wohl hatte er schon die Mitte der Sechzig erreicht, aber er war doch vor der Zeit gealtert, lässig in Haltung, und mit vorweltlichem Anzug. Als er zum Aufbruch schon die Türklinke in der Hand hielt, wandte er sich noch einmal um zum Major:

„Übrigens ist bei mir eine Änderung eingetreten!"

„Hast du andere Leute?"

„Nö, nö, im Gegenteil!"

Er hielt noch immer die Klinke in der Hand:

„Ich muß dir nämlich 'ne Mitteilung machen. Wenn man so allein auf seinem Gute sitzt . . ."

Der Major unterbrach ihn:

„Ich hause auch wie ein Einsiedler! Ich bin hier unten ganz allein!"

„Aber du hast doch Frau und Schwiegertochter!"

„Aber Christof Renatus ist in Potsdam, Perpetua bei Mann und Kindern . . . und Asta, ach du mein Gott! . . ."

Er sah Herrn von Lühne an:

„Wir sind immer wie die Katze um den heißen Brei

gegangen. Mach' nur erst mal die Tür zu, man hört's draußen!"

Herrn von Lühne rutschte der Griff aus der Hand, und als die Tür zuschlug, rief der Major:

„Um Gottes willen, Lühne, meine Frau schläft!"

„Ach so, pardon!"

„Also hör' mal: ich habe mal geträumt, du solltest mein Schwiegersohn werden!"

Herr von Lühne meinte befangen:

„Davon habe ich doch keine Ahnung gehabt!"

Der Major lachte:

„Na, nu tu man nicht so! Ihr wart doch immer nahe dran! Übrigens, da nun endlich mal das Eis gebrochen ist, ... wie alt ist Asta? ... Warte mal ..."

Er zählte an den Fingern:

„Vierundfünfzig haben wir geheiratet. Sechsundfünfzig ist sie geboren ... Zu spät wär's noch nicht."

Herr von Lühne fand endlich den Mut, zu sprechen:

„Es ist zu spät! Ich habe mich nämlich verheiratet!"

„Verheiratet? Mit wem denn?"

„Ja, das ist eine ganze Geschichte. Ich habe da immer allein gesessen, habe keinen Verkehr gehabt ..."

Der Major war ärgerlich:

„Nanu, uns!"

„Bitte, sei nicht böse. Ich muß es dir doch erklären. Du weißt, ich hatte ein Fräulein Grimm im Hause, die mir die Wirtschaft führte ..."

Der Major riß die Augen auf:

„Die Mamsell? Ach so! Die ist's?"

„Jawohl!"

„Na, viel Vergnügen!“

Herrn von Lühne stieg die Röte ins Gesicht:

„Und du findest kein Wort der Freude für mich?“

„Hol dich der Deubel!“

„Sehr freundlich!“

Der Major geriet in Zorn:

„Daß du alter Esel noch solche Dummheiten machst! . . .“

„Es ist keine Dummheit. Im Gegenteil! Ich bin sehr glücklich!“

„Ach so! Na, das Glück hättest du ja schon früher haben können!“

„Nein, das hätte ich nicht!“

„Ich denke, die Person . . .“

Herr von Lühne richtete sich zu seiner ganzen gewaltigen Größe empor. Er blies die Backen auf. Es war, als ob Bart und Haar sich sträubten:

„Sie ist meine Frau! Die ganze Sache ist doch nur . . .“

Der Hüne ging schwerfällig zur Tür. Der Major folgte ihm:

„Was wolltest du sagen?“

„Ach was, hat ja keinen Zweck!“

„Doch, es hat Zweck! Zwischen zwei alten Freunden muß Offenheit sein. Also, was wolltest du sagen?“

Herr von Lühne ließ die Tür, die er schon wieder aufgeklinkt, fahren:

„Nun denn! Ich will dir sagen, woher das kommt: Wut ist's, Ärger, daß ich deine Asta nicht . . .“

Der Major rief:

„Kriegst du gar nicht!“

„Wenn ich nur gewollt hätte!“

Die beiden Weißbärtigen standen einander mit roten Köpfen gegenüber, und der Major schrie:

„Und wenn du auf den Knieen bätest, ich sage dir, du kriegst meine Tochter nicht!“

„Ich will sie ja gar nicht! Ich bin mit meiner Frau viel besser dran!“

„Nanu, da ist doch wohl kein Vergleich!“

Herr von Lühne stürzte sich fast auf den Major:

„Sei du mal ganz ruhig mit deinen Weibern!“

„Weiber? Meine Frau?“

„Die habe ich nicht gemeint!“

„Also Asta? Die auf dich gewartet hat, die ihr Leben vertrödelt hat, weil du ihr deine kleinen Leiden und Freuden gebeichtet hast? Na, 's ist schon lange her, daß du's nicht mehr tust! Seitdem die — die dazwischen sitzt wahrscheinlich!“

Herrn von Lühnes Lippen und Bart zitterten im Zorn:

„Ich habe deine Tochter sehr hoch geschätzt. Die lassen wir gefälligst aus dem Spiel! Deine verehrte Gattin ist's nicht! Deine Töchter sind's nicht!“

Voll Staunen fragte der Major:

„Also Eva?“

Herr von Lühne steckte die Hände in die Taschen und ging achselzuckend auf und ab.

„Also Eva? Ich weiß, du kannst sie nicht riechen!“

„Allerdings nicht!“

„Trotzdem, so was sagt man nicht! Und das sage ich dir: verkehren soll sie mit der Per ..., ich meine, da du sie geheiratet hast, mit deiner Frau, nicht!“

Herr von Lühne reckte sich hoch auf, daß er beinahe auf den Fußspitzen stand, den Kopf im Nacken:

„Nein, meine Frau soll mit der nicht verkehren!"

Der Major schrie:

„Ich verbiete dir . . ."

„Was?"

„Ich wünsche nicht, daß du mein Haus wieder betrittst!"

„Vor mir bist du sicher!"

Die Tür flog ins Schloß. Es donnerte wie ein Kanonenschuß.

Der Major blieb stehen und starrte auf das Holz. Er hatte die Fäuste geballt — der alte Werck-Zorn war wieder über ihn gekommen. Vor ihm stand das Bild der Mamsell, einer kleinen, spinösen Person, und er begriff seinen alten Gutsnachbarn und jüngeren Freund nicht. Mit der rechten Faust schlug er in die linke offene Hand und sagte ganz laut:

„Sie hat ihn richtig eingefangen!"

Dann rannte er die Treppe hinauf, so schnell, daß er, atemlos bei seinen Jahren, oben erst warten mußte, ehe er bei seiner Frau eintrat.

Die saß dämmernd in ihrem eigens für ihre gewaltige Fülle gebauten breiten Stuhl. Eva stand am Fenster und blickte hinaus. Als die Tür aufgerissen wurde, fuhr sie herum. Die heilige Barbara griff sich ans Herz:

„Um Gottes willen, was ist denn?"

Der Major tobte seinen Zorn aus:

„Lühne hat geheiratet!"

Die beiden Frauen sahen ihn erschrocken an.

„Ja, die Mamsell, die verfluchte Mamsell! Aber so darf man ja nicht sagen: Fräulein Grimm, nee, Frau von Lühne, geborene Grimm. Ist das nicht geradezu lächerlich? Fünf- oder sechsundsechzig ist er. Da heiratet man doch überhaupt nicht mehr! Aber seine Mamsell . . . Da hört sich doch alles auf! Und er wirft mir noch an den Kopf, ich wäre nur dagegen wegen Asta, als ob die . . . Lächerlich! Ist das nicht zu dumm?"

Die heilige Barbara meinte nur:

„Und daß man das gar nicht geahnt hat!"

Der Major ging auf den Wirtschaftshof. Er schimpfte über Unordnung im Kuhstall. Den Inspektor ließ er holen, weil eine Mähmaschine draußen stehen geblieben war. Das Tor der Koppel war nicht eingehängt: er behauptete, das könne sämtlichen Fohlen das Leben kosten. Als er dann, ruhiger geworden, durch den Park bummelte, fand er eine morsche Fichte, längst zum Schlagen bestimmt, umgebrochen, und sie hatte vier gesunde Hölzer im Sturze mitgenommen.

Abends meinte Frau von Werck, Asta dächte ja gar nicht an den dummen Lühne und gab dabei zu fühlen, daß Herr von Lühne sie in den letzten Jahren vernachlässigt hätte. Ein paar Tage lang wurde noch die Möglichkeit angerührt, mit Lühne die Drähte nicht ganz abreißen zu lassen, aber die heilige Barbara meinte, genau wie sie es einst bei Breitsamters gesagt, als der selige Ehrenreich Perpetua allein herübergebracht:

„Sie ist ja nicht mitgekommen!"

Im übrigen sehnten sich die Damen nicht gerade nach der Mamsell: es hätte doch nur Verlegenheiten gegeben. Ab und zu tauchte dann noch einmal die Frage auf: ‚ob

Lühne wohl käme?'; aber er kam nicht. Und damit war das einzige Gut in dem weiten Waldbezirke um Engolsheim, das mit den Wercks Verbindung gehabt, ausgeschaltet.

* * *

Auch in Bärwalde schien es still zu werden. Unbestimmte Gerüchte gingen, in der Ehe Traugotts von Breitsamter sei nicht alles in Ordnung. Wohl war man gewohnt, daß die Engländerin nur selten sich zeigte, aber daß sie einen ganzen Sommer nicht erschien, war doch noch nicht dagewesen.

Da Traugott Breitsamter wenig gesellschaftliche Verbindungen hatte, wußte man aber nichts Genaues. Die Menschen konnten ihn doch unmöglich zwischen dem Empfehlen von zwei Anlagewerten fragen, wie er sich mit seiner Frau vertrüge. Bald freilich nahmen die Gerüchte bestimmtere Form an: es hieß, Traugott Breitsamter wolle sich scheiden lassen, und eines Tages war die Scheidung tatsächlich ausgesprochen.

Der Major erfuhr es durch Traugott selbst, als er Geld für einen Verein anzulegen hatte und dies beim Bankhause Breitsamter tat.

Früher würde er gegen eine Geschäftsverbindung mit Breitsamters gewesen sein, mit den Jahren aber war er weicher geworden, christlich verzeihend. Ein gläubiger Mensch, der er immer gewesen, trat durch den Einfluß seiner Frau und durch hohe Jahre das religiöse Moment in ihm immer schärfer hervor. Er fühlte, wenn man ihm auch

außer gebeugterer Haltung nicht viel anmerkte, doch: er wurde alt. Diese und jene Aufsichtsratstelle, dieses und jenes Präsidium legte er nieder. Man hatte hohe Achtung vor des alten Herrn Arbeitskraft und Opferfreudigkeit, doch die jungen Leute in der Partei, in den Vereinigungen und Gesellschaften wollten auch einmal ans Ruder kommen. Dann wurde der Major regelmäßig zum Ehrenpräsidenten oder doch zum Ehrenmitgliede ernannt und fühlte sich so nicht zurückgesetzt.

Im letzten Jahre war er auch seßhafter geworden, denn die Nachtfahrten nach Berlin wurden ihm jetzt beschwerlich. Im Drange der Geschäfte schob er noch mehr auf die lange Bank als früher. Mehrmals war er in den Sitzungen des Herrenhauses eingenickt und, nachdem er abends die letzte Zigarre im Aschenbecher zerdrückt, verfiel er augenblicklich in Schlaf, sobald er im Bett lag. Das alte Rednerbedürfnis lebte aber noch in ihm, so las er jetzt jeden Abend an Evas Statt ein Kapitel vor aus der Heiligen Schrift.

Die Kranken und Bedürftigen hatten von der häufigeren Anwesenheit des Majors in Engolsheim ihren Vorteil, denn immer mehr wandte er sich werktätiger Liebe zu. Und allmählich glitt er unter Beihilfe des Pastors völlig in die Unternehmungen der heiligen Barbara hinein. Sie ließ es sich ruhig gefallen: einmal hatte sie ihr ganzes Leben hindurch, trotz aller Liebe, in dieser guten Ehe die strenge Hand des Mannes gespürt, dann aber nahm man ihr kaum mehr etwas, denn ihr war jetzt immer alles zuviel.

Der Major arbeitete von neuem mit der Schwiegertochter, seinem ‚Sekretär‘. Und wieder größere Sicherheit

gewinnend, brachte sie jetzt die Kraft auf, wenn sie für ihren Schwiegervater beschäftigt war, der heiligen Barbara zu sagen, ‚sie könne nicht bei ihr sitzen‘.

Aber trotz all der reichen Tätigkeit war es einsam in Engolsheim. Nur zu einem Zeitpunkte immer lebte die alte Burg wieder auf: wenn Christof Renatus erschien. Manchmal zeigte er sich wochenlang nicht. Kam er aber, so kehrte er auch in kurzen Abständen drei-, vier-, fünfmal hintereinander wieder. Das war des jungen Offiziers Art: er konnte nie genug haben. Schrieb er einen Brief, so folgte gewiß am nächsten Tage eine Karte, während darauf Wochen verstrichen ohne Lebenszeichen.

Der Großvater machte wohl dem Enkel sanfte Vorwürfe, warum er nichts von sich hören ließe. Dann kam als Antwort Christof Renatus selbst. Und mit ihm lachte wieder Sonne in die einsame alte Burg.

Großpapa saß gemütlich im Stuhl und rauchte still sein Kraut. Höchstens drei Zigarren täglich hatte Doktor Becker, auch nun ein alter Mann, erlaubt. Aber der Major kehrte sich nicht daran: er hatte nun siebenundsiebzig Jahre gequalmt wie ein Schlot und war immer noch am Leben.

Dann erzählte Christof Renatus vom Dienst, von seinen Pferden, von den Kameraden, von den Regimentern in Potsdam. Er führte alles plastisch vor, sprang im Zimmer umher, saß rittlings auf einem Stuhl, exerzierend oder ein Regimentsrennen reitend. Und Großpapa lächelte glückselig über den Enkel, seinen Stolz und Erben. Die Großmama vergaß ihre Leiden, nahm sogar das Bein herab, um besser sehen zu können, so daß ihre Formen wie ein Ballon

aus dem Stuhl quollen. Sie setzte den grünen Schirm ab und zwinkerte nicht mehr mit den Augen. Nur das Gebiß klappte nieder, wenn sie erstaunt den Mund auftat.

Eva, deren einfachen glatten Scheitel schon die ersten weißen Fäden durchzogen, saß mit gefalteten Händen dabei. Ihr Herz jubelte über den Sohn.

Der erhob die Stimme, ahmte Kameraden und Vorgesetzte nach, lachte und freute sich, und die ganze Familie lachte mit und freute sich mit ihm. Und Großpapa, der einst tätige Mann des unruhigen Lebens, rief:

„Eigentlich ist das doch wundervoll! Da sitzt man nun gemütlich in seinem Stuhl, raucht seinen Tobak, und die ganze Welt zieht an einem vorüber, man braucht sich nicht zu regen!"

Dann kicherte er in Rührung über den Enkel, der gut geriet, der frisch und fröhlich, der gesund war bis in die Knochen. Fuhr dann der junge Offizier nach Potsdam zurück, so blieb ein heller Schein von all der Jugendkraft und -freude unter den stillen Leuten in Engolsheim.

Als Christof Renatus wieder einmal zu Besuch gekommen war, nahm Eva ihren Sohn beiseite und fragte leise:

„Christof, ist es aus?"

Er verstand:

„Ganz aus!"

„Du hast sie nicht wiedergesehen?"

„Nein, Mama!"

Sie blickte ihm ängstlich in die Augen:

„War's sehr schwer?"

Er lachte:

„Futsch! Aus! Vorbei! Man kann doch nicht ewig solchen Sachen nachhängen!"

Sie meinte in Gedanken:

„Ja, alles muß auseinandergehen!"

Ganz nüchtern klang es zurück:

„Das ist Gesetz, Mama! Alles auf der Welt ist Gesetz!"

„Aber Christof, es ist ja furchtbar, das Leben so aufzufassen!"

Die Vernunft, die immer in ihm war, sah ihm aus den Augen:

„'s ist eben so!"

Und wie er ständig eine Redensart gehabt, kehrte das jetzt wieder in dieser Zeit:

„'s ist eben so!"

* * *

Ein paar Tage darauf, als Christof Renatus nach Potsdam zurückgekehrt war, traf ein Telegramm des Regimentsadjutanten ein, der Major möchte doch zu seinem Enkel kommen. Darüber entstand große Aufregung in Engolsheim. Der Majoratsherr dachte einen Augenblick: ‚Er hat Schulden gemacht!' Das sah dem Jungen aber nicht ähnlich, außerdem hätte er doch gewiß selbst geschrieben.

Als der alte Herr in Potsdam auf dem Bahnhofe vom Adjutanten empfangen wurde, stellte es sich bald heraus: Christof Renatus hatte einen schweren Sturz mit dem Pferde getan. Nicht beim Rennen, nicht auf der Jagd, sondern in der Reitbahn im mäßigsten Tempo. Der Gaul war auf ihn gefallen und hatte ihm nicht nur eine Quetschung

beigebracht, sondern ihn auch mit den Eisen an Kopf und Rücken getroffen.

Eine Viertelstunde — mehr hatte der Arzt nicht erlaubt — saß nun der Major am Bett seines Enkels. Er zwang sich, möglichst gleichgültig zu tun, um den Kranken nicht aufzuregen, in Wirklichkeit aber zitterten seine alten Hände. Als er dann mit dem Kommandeur sprach, schlug der Oberst einen längeren Urlaub vor — nach Engolsheim natürlich —, und der alte Herr war im Grunde sehr froh. Als dann der Kommandeur gar noch erzählte, wie gern man Christof Renatus im Regiment habe, wie vernünftig er sei, und daß er ihn später einmal zu seinem Adjutanten machen wolle, da wurden dem Großvater die Augen feucht.

Christof Renatus mußte noch zwei Wochen liegen. Währenddessen traf sich der Major in Berlin mit Parteifreunden. Täglich fuhr er nach Potsdam, seinen Enkel und Erben zu besuchen. Dann traten sie zusammen die Reise nach Engolsheim an.

Die heilige Barbara dankte Gott, daß er Christof Renatus gnädig bewahrt, Eva küßte ihren Sohn.

Der junge Offizier erholte sich nur sehr allmählich, und der Arzt war dafür, den Urlaub möglichst lange auszudehnen. Schließlich kam ein halbes Jahr heraus.

Die Engolsheimer waren nicht böse darüber, denn neues Leben zog mit Christof Renatus ein in die alte Burg. Ein Wunder geschah: unten im Salon wurden die Überzüge abgenommen, die Teppiche wieder gelegt, und als zweites Wunder kam dazu, daß die heilige Barbara sich feierlich die Treppe hinuntertragen ließ. Der Major sagte Sitzungen

ab, bei denen er sich sonst für unentbehrlich gehalten hätte: er wollte seinen Enkel genießen. Schon am Morgen kam er auf sein Zimmer und sah schmunzelnd zu, wie Christof Renatus sich rasierte und anzog. Dann gingen sie langsam im Park spazieren, oder sie fuhren mit dem Wagen ein wenig in der Sonne.

Die heilige Barbara erlebte förmlich eine Wiedergeburt, denn Christof Renatus erzählte ihr allerlei Unsinn: Geschichten aus Potsdam, daß sie Tränen lachte. Bald kannte sie Reitinstruktion und Exerzierreglement, für alles interessierte sie sich, ganz gleich was, wenn man ihr nur die Zeit vertrieb. Der grüne Schirm lag auf dem Tisch, das Bein war heruntergenommen, und die dicke Frau bequemte sich sogar dazu, den Gummistrumpf zu tragen, den ihr der Arzt seit Jahren verordnet, den sie aber aus Bequemlichkeit und Leichtsinn nicht hatte anlegen wollen.

Besuch freilich erschien selten, nur ab und zu einmal ein paar Herren, mit denen Großpapa über politische oder wirtschaftliche Dinge zu verhandeln hatte.

Die Drähte nach Lühne waren abgerissen.

Mit Bärwalde hatte eine Verbindung nie bestanden.

Wie nun der Winter kam, ein Winter des ‚Quatsches und Matsches', in dem der Sturm durch den Park fegte und es ungemütlich war draußen, begann Christof Renatus, der nicht reiten durfte, die Zeit lang zu werden. Der Dienst fehlte ihm. In ungewollter Muße schrieb er an die Kameraden endlose Briefe, bekam aber von den Vielbeschäftigten nur karge Antworten. Nun wurde er mißvergnügt, dehnte sich herum, jammerte nach seinen Tieren. Ja, der Major faßte ihn einmal dabei ab, daß er heimlich

einem der Wagenpferde einen Sattel aufgelegt hatte und es auf dem Gutshofe ‚dressierte'.

Abends, als Eva mit ihrem Sohne allein war, bat sie ihn, sich zu schonen: sie habe doch nur ihn, an dem ihr ganzes Leben hinge. Da versprach er schweren Herzens, vorläufig kein Pferd mehr anzurühren.

Der Großpapa schlug ihm vor, um sich zu beschäftigen, die Bibliothek zu ordnen. Mit Feuereifer ging Christof Renatus daran. Aber es dauerte nur ein paar Tage. Es war nicht seine Sache. Dem Major war es unverständlich:

„Dein Vater war aus der Bibliothek gar nicht rauszukriegen!"

Aber die Langeweile begann ihn wieder zu drücken, und er klagte seiner Mutter:

„Es ist so furchtbar einsam hier!"

Sie meinte:

„Ich muß doch auch hier leben!"

„Ja, Mama, du bist eine Frau!"

Sie blickte ihn an:

„Ich habe mich auch erst gewöhnen müssen!"

Er begriff es nicht:

„Mama, du bist doch immer so still!"

„Man wird, wie man muß! Menschen sind oft ganz anders, als sie scheinen!"

Doch, als hätte sie zuviel gesagt, behauptete sie, mit ihrem Lose sehr zufrieden zu sein.

Eines Abends, als die Unterhaltung stockte, Großmama wieder ihren grünen Schirm trug, der Major die Kreuzzeitung las, bis er seine letzte Zigarre ausgedrückt,

und Eva stumm stickte, sagte Christof Renatus zu seinem Großvater:

„Es ist eigentlich schade, daß wir an die Bilder nicht mehr gedacht haben."

„Was für Bilder?"

„Die in Bärwalde, die mit unserer Familie zusammenhängen sollen."

Die heilige Barbara meinte:

„Sie wollen sie ja schenken, und wir werden uns doch nichts schenken lassen!"

„Großmama, man könnte sie wenigstens ansehen!"

Da hielt der Major eine Rede:

„Ich will euch mal was sagen: meine Generation geht zu Ende. Drüben der Ehrenreich, der Esel — Gott hab' ihn selig — hat längst ins Gras gebissen. Ich komme auch bald dran. Wir Alten knüpfen nicht mehr an, aber mit dem jüngeren Geschlecht soll es anders sein. 's ist doch eigentlich ein Unsinn! So nebeneinander zu leben und sich kaum zu kennen. Das kommt von dem Hochmut, der in uns steckt. Wir sollten sozial denken und unsere Zeit verstehen! Wie oft habe ich im Herrenhause derartiges gesagt, und ich alter Esel bin sogar manchmal von meinen Parteifreunden verschrieen worden, daß ich nach links neigte! Ich und links . . ."

Er lachte, ein Kichern greisenhafter Freude, wobei ihm, wie jetzt bei jeder Gelegenheit, die Augen tränten. Dann setzte er auseinander, die Breitsamters hätten nun allmählich ihren Adel ersessen, überhaupt solle man doch darnach nicht fragen:

„Es gibt adelige Schweinigel und bürgerliche Schufte!

Am Ende kommt es nur darauf an, daß einer ein anständiger Mensch ist und den rechten Glauben hat!"

Dem stimmte die heilige Barbara lebhaft zu.

Am nächsten Morgen wurde angespannt. Christof Renatus war dabei vom ersten Abwischen der Tiere bis zum Hufräumen und Hinausstellen. Er selbst nahm Zügel und Peitsche, dann ging es davon: zum Pförtnerhause, links die Chaussee hinab. Als sie auf Breitsamtersches Gebiet kamen, knirschte die frische Schotterung.

Da lag das Schloß, nicht mehr wie damals beim Todesfall von Grün umsponnen und mit Kugellorbeerbäumen die Front bestanden, sondern rundum reckten sich kahle Äste empor, und die Sandsteinfiguren hatten Holzkästen übergestülpt bekommen.

Christof Renatus ließ sich bei Traugott Breitsamter melden. An die Witwe Ehrenreichs hatte er nicht gedacht. Nun war er erstaunt, im gleichen Zimmer, wo damals die Trauerversammlung gewartet, einer kleinen alten Dame gegenüberzustehen, die nur von ihrem verstorbenen Gatten sprach. Ihr ganzes Denken schien er auszufüllen. Der junge Offizier aber dachte an Traugott. Endlich fragte er:

„Gnädige Frau, ist Ihr Herr Sohn hier, oder ist er etwa in England?"

Sie hob die Hand:

„Nach England geht er nicht mehr!"

„Aber er war doch ganz . . . ich meine, englisch geworden!"

„Mein Sohn ist geschieden!"

Christof Renatus, der nur brieflich davon gehört, fragte naiv, um etwas zu reden, wie denn das gekommen?

Die kleine Frau lebte ebenso eingesponnen wie die heilige Barbara drüben in Engolsheim. So hatte sie nicht viel andere Stoffe als ihren seligen Mann und ihre Kinder. Nun erzählte sie lang und breit, wie unglücklich die Ehe gewesen:

„Die Frau meines Sohnes hat nie einen Augenblick die Engländerin vergessen. Traugott ist aber doch Deutscher. Meine Schwiegertochter ist nie auch nur einen Schritt entgegengekommen. Ich muß freilich auch meinem Sohne vorwerfen, daß er nicht ernstlich genug den Versuch gemacht hat, seine Frau zu verstehen."

Es war, als ob die alte Dame nur ihm das erzähle, und einem anderen würde sie ihr Herz nicht ausschütten können. Er wußte aber nicht, daß es ihre Art war, mit jedem Menschen so zu sprechen. Nun fragte er eben so offen, warum dann Traugott die Frau geheiratet habe?

Die alte Dame legte die feinen schmalen Hände, auf deren Rücken ein paar große Alterssommersprossen wie Schmutzflecke standen, gegeneinander und sprach mit süßem Ton, während sie die blauen Augen zur Decke aufschlug:

„Ja, die Liebe! Wenn man fragt, warum zwei sich lieben, wer soll es wissen? Sie selbst ahnen es nicht. Es kommt, oder es kommt nicht. Ich habe sofort gewußt, daß ich meinen Mann heiraten würde. Nie habe ich an einen anderen gedacht. So haben sie sich nur ein paar Tage gekannt und sich dann Hals über Kopf verlobt."

Aber sie nahm es ängstlich wieder zurück:

„Traugott ist kein leichtfertiger Mensch, der voreilig etwas tut!"

„Das glaube ich!"

Sie sah den jungen Werck erstaunt an:

„Weshalb?"

Vor Christof Renatus' Gedanken stand der gemessene englische Gentleman mit der großen Glatze, der beim Tode seines Vaters sich völlig beherrscht, der Mann, der ihm gefiel, wenn er auch fühlte, daß er keine Wärme besaß, und er sagte offen und ehrlich etwas davon zu Traugotts Mutter. Sie schien nicht gekränkt:

„Das ist nur Äußerlichkeit bei meinem Sohne! Herr von Werck, Sie haben zu Hause gewiß manches über uns gehört. Nehmen Sie es einer alten Frau nicht übel, wenn ich Ihnen etwas sage . . ."

Und sie schüttete ihm ihr Herz aus. Ihr Mann habe im Wunsch, mit allen Menschen gut zu stehen, eine mitteilsame Weiche gehabt. Das sei ihm als Aufdringlichkeit ausgelegt worden. Darum gerade habe sie ihren Sohn zur Härte erzogen:

„Aber Traugott ist eigentlich auch weich! Wenn Sie wüßten, was er wegen dieser fürchterlichen Scheidung gelitten hat und noch leidet! Er ist so einsam. Eine jener Naturen, denen man entgegenkommen muß, da sie selbst den ersten Schritt nicht tun können!"

Christof Renatus waren diese fremden Menschen ganz nahe gekommen, und er fragte nach Traugott Breitsamter.

Die alte Dame schickte zu ihm. Doch es dauerte eine Weile, bis er erschien. Währenddessen unterhielt sich der junge Offizier weiter mit ihr, die in ihrer Einfachheit und Zartheit ihm bald erschien, als habe er sie schon lange gekannt. Sie redete nicht wie Großmama, immer nur von ihren Leiden, die liebe, gute Großmama, die, so vornehmer

Herkunft sie auch war, doch etwas gewöhnlich aussah in ihrer unglaublichen Fülle. Nein, diese kleine, schmächtige Frau sprach nicht ein Wort von sich, sondern nur von ihren Kindern und Enkeln. Christof Renatus wußte bald über alle Bescheid: Emanuel, der Hagestolz — er war schon geheimer Regierungsrat —, Elise, die einen Baron von der Beckenburg geheiratet hatte, deren Töchter Else und Marie, und endlich Erika. Dem jungen Offizier stand sofort der ‚Outsider' Major von Grail vor Augen. Dabei fielen ihm die Bilder ein. Eben wollte er davon beginnen, als Schritte hinter ihm klangen. Er wandte sich um: Traugott Breitsamter.

Er war magerer geworden, vorteilhaft bei seiner untersetzten Gestalt. Die Glatze hatte zugenommen. Die Schläfenhaare, die ihm übrig geblieben, waren ergraut. Wieder maß er Christof Renatus mit diesem seltsamen Blick fast weicher Wärme. Er streckte ihm die Hand entgegen:

„Das ist aber schön, daß Sie gekommen sind!"

Traugott küßte seine Mutter auf die Stirn, und den jungen Offizier überlief wieder ein anheimelndes Gefühl, als er sah, wie die Mutter stolz ihren Sohn betrachtete.

In Bärwalde wußten sie offenbar mehr von denen in Engolsheim, als die Werck von den Breitsamter, denn Traugott fragte beinahe besorgt, ‚wie der Sturz abgelaufen sei'. Christof Renatus, der sich als Mittelpunkt sah, erzählte genau, wie es geschehen. Beinahe wie vor den Großeltern sprang er auf, zeigte in seiner lebhaften Art, wo die Hürde in der Reitbahn gestanden, wie er den Gaul herangebracht, sich mit ihm überschlagen, darunter gelegen und die Besinnung verloren. Frau von Breitsamter legte

erschrocken die beiden langen schmalen, sommersprossigen Hände an die Wangen und riß so teilnahmsvoll die Augen auf, daß der Dragoner sie lächelnd beruhigte:

„Gnädige Frau, ich lebe ja noch!"

„Aber es hätte schlimmer ablaufen können, Herr von Werck!"

Traugotts Blick verließ den Enkel seines Nachbarn nicht. Als er schwieg, setzte Herr von Breitsamter seiner Mutter auseinander, Stürze in voller Fahrt wären meist nicht so schlimm. Er wisse das von den Fuchsjagden in England. Da sagte plötzlich die alte Dame:

„Nein, Herr von Werck, wie Sie Ihrer Frau Mama ähnlich sehen, gerade in dem Augenblick!"

Traugott schnitt den Gedanken ab. Er kam plötzlich auf die Bilder zurück, und Christof Renatus verabschiedete sich.

Während die beiden Herren über die Treppe einem langen Gange folgten, nahm Traugott, der Zurückhaltende, des jungen Mannes Arm einen Augenblick enger, dann loser, daß nur Tuch an Tuch sich rieb, als sei er gedankenlos gewesen.

Familienporträts, wie man in Engolsheim geglaubt, waren die Bilder nicht, sondern Szenen, wie in der Rokokozeit beim Bau eines Schlosses üblich: da stand der damalige Herr von Werck mit dem Baumeister auf einer Lichtung im Walde, in der Hand eine Rolle Papier, auf der man einen Grundriß erkennen konnte. Er deutete damit zu Boden, als wollte er sagen: ‚Hier soll das Schloß stehen!'

Auf dem nächsten Bilde ragten Gerüste: Bärwalde

wuchs empor. Das dritte zeigte schon das Einzugsfest. Es wimmelte von Karossen, Damen im Reifrock, Herren in gepudertem Haar, die, den Stock mit dem goldenen Knopf weit abgespreizt, lustwandelten. In der Ferne floh Wild über die Lichtung, Wasser sprangen.

Christof meinte:

„Ich weiß doch nicht, Herr von Breitsamter, ob das nicht mehr Bedeutung hat für Sie als für uns Wercks.“

Traugotts Blick glitt über den jungen Menschen:

„Aber es steht doch darunter, sehen Sie zum Beispiel hier: ‚Friedrich Christof von Werck gibt den Befehl, das Schloß Bärwalde zu bauen!‘“

„Aber Bärwalde gehört uns nicht mehr! Ich meine, es hat nur für die Entstehungsgeschichte des Schlosses Interesse — und für seinen Besitzer.“

Traugott fragte, beinahe traurig:

„Sie wollen also die Bilder nicht haben?“

„Nun, es fragt sich, was sie kosten!“

Fast gekränkt trat Herr von Breitsamter zurück:

„Bitte! Ich bin doch kein . . . Ich würde mir natürlich erlauben, sie der Familie zurückzustellen — aus Courtoisie.“

„Ich weiß nicht, ob Großpapa ein solches Geschenk annehmen würde.“

Der andere neigte kurz den Kopf. Es war fast nur ein Nicken:

„Oh, bitte, ich will mich nicht aufdrängen!“

Christof Renatus ärgerte sich über sich selbst und legte Traugott die Hand auf den Unterarm:

„Aber, Herr von Breitsamter, davon könnte doch gar

keine Rede sein! Ich wäre ja längst einmal herübergekommen, nur . . . ich war nicht hier, und von Großpapa, einem alten Herrn, kann man's ja auch nicht verlangen. Wenn Sie . . ."

„Sie meinen, ich hätte den Anfang machen müssen?"

„Gewissermaßen, ja!"

Traugott biß die Lippen aufeinander:

„Ich habe nicht lästig fallen wollen. Ich will es nur ehrlich sagen."

Christof Renatus meinte warm:

„Großpapa hat sehr nett von Ihnen gesprochen."

„Hat er das wirklich?"

„Gewiß! Er meinte, was für die eine Generation gegolten hat, solle nicht ewig für die andere gelten, und ich möchte . . . ruhig hinüberfahren zu Ihnen."

„So! Nun, dann werde ich mir erlauben — bitte, wollen Sie es sagen —, meinen Besuch zu machen."

Er blickte zu Boden, dann auf die Bilder an den Wänden, er war nicht mehr der selbstsichere Mann, wie bisher, und während er seinen jungen Nachbarn zum Wagen begleitete, begann er allerlei Entschuldigungen:

„Es ging schwer mit meiner früheren Frau. Sie haben ja gehört . . . Sie wollte keine Beziehungen, hat sich ja auch nie für Bärwalde interessiert, geschweige denn für die Nachbarschaft! Und allein konnte ich doch unmöglich kommen!"

Er legte die Hand über die Augen:

„Entsetzlich ist das alles, was ich durchgemacht habe!"

Christof Renatus fragte herzlich:

„Und nun sind Sie ganz allein hier, Sie Armer?"

„Mama ist da! Und den Sommer kommen meine Geschwister.“

Er senkte die Stimme, als könne jemand im Haus sie hören.

„Diesen Sommer kommen sie alle wieder! Wir sind früher so einig gewesen in der Familie! Es ist merkwürdig, wie ein Mensch alle zu trennen vermag. Ich bin ganz vereinsamt. Kommen Sie, Herr von Werck, wann Sie wollen! Es wird mich immer herzlich freuen! Und ich soll also . . . wirklich . . . nach Engolsheim kommen?“

„Ganz bestimmt!“

Auf der Rückfahrt ging das Gespräch Christof Renatus durch den Kopf. Ein wenig erschrocken sagte er sich: ‚er hatte den Breitsamter aufgefordert, als ob es von Großpapa ausginge, und Großpapa hatte doch gar nichts gesagt!‘

Als der junge Offizier seinen Großvater nicht zu Hause fand, ging er zur Großmama. Sie setzte sofort ihren grünen Schirm ab — immer das Signal, daß er erzählen sollte —, und er sprach von den Bildern, von Traugott Breitsamter, von dessen Mutter, vom Haus, vom Garten in so bunten Farben, daß die heilige Barbara kein Wort des Widerspruches mehr gegen die Bärwalder fand. Dann meinte er schlau: ‚es würde eine Abwechslung sein in der armen Großmama Verlassenheit, wenn Herr von Breitsamter einmal herüberkäme‘. Darüber freute sie sich.

Eva war aber nicht da.

* * *

„Frau von Breitsamter, Herr von Breitsamter!“ meldete der Diener. Es war Nachmittags und die Familie

unten vereinigt. Eva sprang auf und flüchtete zum Speisezimmer. Der Major rief:

„Aber, liebes Kind, so bleib' doch!"

„Ich bin nicht angezogen!"

Damit war sie zur Tür hinaus. Großpapa sagte zu Christof Renatus:

„Geh' mal schnell hinauf, deine Mutter soll sofort kommen! Die alte Dame ist erschienen, da gehört sich's, daß unsere Damen alle da sind."

Dann wandte er sich zum Diener:

„Ich lasse bitten!"

Auch die heilige Barbara hatte, obgleich sie sich über die Zerstreuung im Grunde freute, das Weite suchen wollen, konnte aber bei ihrer Bewegungslosigkeit nicht so schnell fort. Das gab dann Gelegenheit, dem Besuch sofort von ihren Leiden zu klagen.

Frau von Breitsamter, der das noch neu war, zeigte sich voller Teilnahme, und die heilige Barbara, solches Eingehen auf ihre Gebrechen bei der Familie nicht mehr gewohnt, fand bald eine Art Humor, über all die Schwierigkeiten zu berichten, die aus ihrem Zustande erwüchsen. Da hörte denn die kleine hagere Dame, die einer leicht auf dem Arm die Stufen hinaufgetragen hätte, mit Staunen, wie jetzt drei Mann arbeiten mußten, um Frau von Werck in den ersten Stock zu bringen.

Währenddessen sprach der Major mit Traugott von landwirtschaftlichen Dingen.

Als nun Christof Renatus erschien, begrüßte er sich mit den Breitsamter fast wie mit alten Freunden. Der Major fragte:

„Kommt denn deine Mutter nicht?"

„Sie läßt sich entschuldigen!"

Er wandte sich zu Frau von Breitsamter:

„Mama ist nämlich nicht ganz wohl!"

Traugott biß die Lippen aufeinander. Den Major aber überkam der jähe Ärger seiner Natur. Er bat, ihn einen Augenblick zu entschuldigen, und eilte zu seiner Schwiegertochter hinauf. Sie hatte sich wieder eingeschlossen. Erst auf sein stürmisches Klopfen öffnete sie:

„Liebes Kind, nun blamiere mich nicht! Zwanzig-, dreißig-, vierzig-, ich möchte beinahe sagen sechzigjährige Feindschaft — dann kommen sie mal angerückt, und gerade in dem Augenblick mußt du deine Nerven haben oder deine Migräne, oder was ihr Frauensleute — verzeih — immer habt. — Es gibt Momente, wo das nicht zieht. — Ich bitte dich jetzt, sofort herunterzukommen!"

Wie ein Opferlamm folgte sie ihm. Als sie eintrat, lief Traugott Breitsamters Blick fast erstaunt über das kleine, dickliche, frühzeitig gealterte Geschöpf, dessen einzigen Schmuck, die schönen schwarzen Augen, man nicht sah, denn sie blickten den Besucher nicht an.

Die alte Dame hatte sich erhoben und streckte Eva die Hand entgegen:

„Gnädige Frau, es freut mich, Sie einmal kennen zu lernen!"

Da Eva nicht sofort antwortete, fuhr Frau von Breitsamter etwas gezwungen fort:

„Ich war . . . ein Vierteljahrhundert ist es her . . . ja einmal hier bei der Trauerfeier um Ihren seligen Gemahl. Da war aber keine Möglichkeit, bekannt zu werden."

Der Major wandte sich zu Traugott:

„Herr von Breitsamter, ich weiß nicht? — Eva, ich weiß nicht, ob du Herrn von Breitsamter . . .“

Er stand vor ihr, die Absätze geschlossen, einen Augenblick die große Glatze mit dem Kranz ergrauter Haare gesenkt. Sie gab sich einen Stoß, und die Augen öffnend, die unsicher rechts, links, oben, unten, neben Traugott von Breitsamter vorbeiirrten, sagte sie:

„Mein Sohn hat mir erzählt.“

Als ob die Brücke zwischen ihr und Dritten immer über den Sohn führe, fügte sie hinzu:

„Mein Sohn hat nämlich einen schweren Sturz getan.“

Herr von Breitsamter meinte gelassen:

„Glücklicherweise ist er noch gut abgelaufen.“

Der Major stand wohlwollend dabei und strich seinen weißen Bart. Dann setzte er sich zu Frau von Breitsamter. Christof Renatus rückte sich einen Stuhl zwischen Eva und Traugott.

Herr von Breitsamter lenkte die Unterhaltung auf Potsdam, und sofort erzählte der junge Offizier in seiner unbefangenen Weise vom Leben im Regiment. Die heilige Barbara ihm gegenüber redete ohne Unterlaß von Krankheit und Verlassensein. Der Major senkte die Stirn, indem er unter den buschigen weißen Brauen den Blick von einem zum andern wandern ließ. Auf Christof Renatus, der lebhaft sprach, blieb er liebevoll ruhen. Als nun allmählich die heilige Barbara ihre Leiden abgetan und der junge Offizier sich zu wiederholen begann, erhob sich Traugott Breitsamter, der Christof Renatus immer nur mit leisem Lächeln betrachtet, und sagte zu seiner Mutter:

„Ich glaube, Mama . . .“

Da fand der Major fast seine ersten Worte, gleichsam ein Programm:

„Gnädige Frau, Herr von Breitsamter, lassen Sie mich ganz ehrlich reden: machen wir unter die Vergangenheit einen Strich. Wenn man zu Jahren kommt, sagt man sich immer mehr: wir sind auf der Erde um der Brüder willen!“

Er sprach noch ein paar Worte, die fast klangen, wie aus der Heiligen Schrift, dann wandte er sich zu seinen Damen:

„Barbara, nicht wahr? Eva, nicht wahr, was früher gewesen, ist nicht mehr?“

Und Eva rief, wie in einem Ausbruch, daß alle, nur Traugott nicht, sie verwundert ansahen:

„Ja, Papa! Es soll alles vorbei, aber es soll auch alles vergessen sein!“

Und die kleine rundliche Frau stand einen Augenblick gleichsam im Mittelpunkt aller. Sie griff nach Christof Renatus' Hand, schmiegte sich an ihren Sohn, flammende Röte auf den Wangen:

„Der ist unser Segen hier im Haus geworden, nicht wahr, Mama?“

Die heilige Barbara, ein wenig erstaunt, meinte ruhig zu Frau von Breitsamter:

„Er ist ein sehr lieber Junge, unser Christof Renatus!“

Und der Major sagte zu Traugott:

„Na, da muß man doch auch beistimmen. Wenn die Mutter das Loblied singt, darf der Großvater nicht zurück-

bleiben. Glauben Sie aber nicht, Herr von Breitsamter, wir verhimmelten uns gegenseitig. Im Gegenteil! Manchmal roocht's ooch! Feuer und Flammen! Es ist nicht immer fauler Frieden! So haben wir den Jungen auch nicht erzogen; was, Christof?"

Er richtete sich auf aus seiner leise gebeugten Altershaltung, und seine Augen flammten wie einst. Christof Renatus, verlegen geworden, streifte die Hand seiner Mutter ab, als ob ihm Zärtlichkeiten vor Fremden peinlich wären, und trat von einem Bein auf das andere. Dann verabschiedeten sich die Breitsamter von Frau von Werck. Sie war überaus liebenswürdig:

„Es hat mich sehr gefreut, meine liebe gnädige Frau, sehr gefreut! Ich komme leider nicht mehr hinaus! Besuchen Sie eine arme, alte, verlassene Frau einmal wieder!"

Der Major lachte wie in alten Zeiten:

„Na, na, na, so verlassen bist du doch noch nicht? Du hast doch deinen Christof, von dem wir eben so großartig gesprochen haben, daß der Junge hätte rot werden müssen! Sehen Sie nur, Herr von Breitsamter, was er für ein Gesicht macht!"

Christof Renatus war nun wirklich befangen. Er hing sich in seines Großvaters Arm:

„Großpapa, so mußt du nicht sprechen. Ich bin ein ganz elender Kerl . . ."

Der alte Herr klopfte ihm die Wange:

„Das wissen wir! Du guter, lieber Junge!"

Er nahm seinen Enkel bei beiden Ohren und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann wandte er sich um:

„Na, nun sind die Familienszenen aber vorbei! Kommt

Ihnen wohl 'n bißchen merkwürdig vor, meine verehrte gnädige Frau?"

Frau von Breitsamter lächelte:

„Ich habe meine Kinder auch gern!"

„Und sind gewiß eine gute Mutter!"

„Ich möchte es sein!"

Der Major, selten guter Laune, drehte sich scherzend zu Traugott um:

„Ist sie's denn auch, die Frau Mama?"

Alle blickten zu ihm und sahen ein ernstes Gesicht, darin etwas wie Leid und Jammer zuckte. Die heilige Barbara aber zeigte, daß ihre Augen nicht so schlecht waren, wie sie manchmal tat:

„Nun, Herr von Breitsamter, Sie sehen ja ganz böse aus? Na, na, na!"

Der kniff wieder die Lippen aufeinander:

„Gnädige Frau, wenn man solches Glück sieht, denkt man daran, was man haben könnte und nicht hat!"

Der Major meinte warm:

„Herr von Breitsamter, wir haben von Ihrem Unglück gehört. Lassen Sie Zeit vergehen! Zeit wirkt Wunder! Sie hat auch uns hier zusammengeführt, und es soll mich freuen, wenn sie uns noch öfters zusammenbringt! Ich kann Ihnen manches sagen über Wald und Landwirtschaft. Es soll mich auch freuen, andere Ansichten zu hören, die eines Jüngeren. Sie sind famos unterrichtet. Besuchen Sie mich!"

Herr von Breitsamter machte nur eine stumme Verbeugung.

* * *

Die heilige Barbara war glückselig über die neue Anregung in ihrem engen, trostlosen Dasein, denn nur noch wenige Damen aus der Stadt besuchten sie: die alten Klatschfreundinnen waren gestorben, fortgezogen, entfremdet. Nun zeigte sie sich ebenso begeistert für die Breitsamter, wie sie früher fast ein halbes Jahrhundert lang von ihnen nichts hatte wissen wollen. Sie schmiedete sogar Pläne, hinüberzufahren, ‚nur ein einziges Mal, nur Bärwalde sehen'! Denn sie war nie im Hause gewesen, da sie bei ihrem einzigen Besuche vor fünfundzwanzig Jahren Frau von Breitsamter verfehlt hatte.

Christof Renatus meinte: „Es ist gar nicht pratschig dort!"

Großmama ergänzte:

„Und die schönen Bilder!"

In Wirklichkeit hatte sie sich nie in ihrem Leben um Bilder gekümmert.

Nun galt es Vorbereitungen zu treffen: das alte Kupee wurde wieder hervorgesucht, denn der Landauer hatte zu schwache Federn. Aber wie die Lächerlichkeiten im Leben oft den besten Willen durchkreuzen, scheiterte das Ganze an etwas Unvorhergesehenem: Messungen ergaben, daß die heilige Barbara durch die Tür des Kupees nicht in den Wagen gelangen konnte. So mußten denn die anderen den Weg allein machen.

Der Major sah die Versöhnung mit den Breitsamtern nicht von Seite neuer Unterhaltung an, wie seine Frau; er wollte seinem Enkel die Wege ebnen, zugleich war das Bedürfnis, in Liebe alle Menschenbrüder zu umfassen, ständig in ihm gewachsen. Bei der Fahrt machte er Christof

Renatus aufmerksam auf die Koniferen, von denen der Gärtner ihm schon erzählt, und beurteilte den Wald; am liebsten hätte er, wäre es nur anstandshalber gegangen, vorher noch den Wirtschaftshof besucht. Aber der würde ihm schon gezeigt werden: heute freilich nicht, denn der Breitsamtersche Diener, der offenbar genaue Instruktion bekommen, meldete:

„Der gnädige Herr und die gnädige Frau bedauern sehr. Sie sind wegen eines Trauerfalles nach Berlin gefahren.“

Elise von Breitsamters Mann, Baron von der Beckenburg, war nach einer Operation in einer Klinik gestorben.

Als sie erfahren, daß niemand zu Hause sei, machte Eva, die bei der Herfahrt kaum des Schwiegervaters Worten zugehört, ihn nun selbst in nervösen Gedankensprüngen aufmerksam auf irgendeinen Baum oder Strauch, den sie nicht kannte.

Damit schien für den Augenblick die Verbindung mit Bärwalde wieder einmal abgebrochen, denn Christof Renatus' Urlaub ging zu Ende.

Um so weniger konnten jetzt Beziehungen fortgeführt werden, als auch Wercks einen Verlust erlitten: der Schwiegersohn Hans Dietlof von Bragge war in Karlsbad, wo er seines Nierenleidens wegen zur Kur weilte, mit neunundfünfzig Jahren gestorben.

Nun gab es für die heilige Barbara unendlichen neuen Gesprächsstoff, und sie faßte den großen Entschluß, zur Beisetzung auf das Gut ihrer Tochter zu fahren. Der Major ließ sie ruhig Pläne schmieden: sie kamen ja doch nicht zur

Ausführung. Aber auch er konnte nicht reisen: er, dem nie etwas fehlte, hatte sich eine so starke Erkältung zugezogen, daß der alte Doktor Becker ihn nicht fortlassen wollte. So mußte Christof Renatus ihn vertreten. Er schrieb nur ein paar Zeilen nach der Beisetzung und vertröstete auf den Sonntag, wo er kommen würde, zu erzählen.

Perpetua hatte sonst selten nur geschrieben, nun kamen bogenlange Briefe, aber derartig zerfahren, daß man im Grunde nichts daraus entnehmen konnte. Der Major ärgerte sich über diesen ‚Quatsch‘ dermaßen, daß er abends regelmäßig seiner Tochter Schmerzensausbrüche zerpflückte, Satz um Satz, Wort um Wort. Den Schwiegersohn hatten sie nur selten gesehen, so stand er ihnen allen nicht nahe, ja es war, als ob mit ihm auch Perpetua sich einigermaßen entfernt hätte.

Asta lebte jetzt ganz in Wiesbaden. Die heilige Barbara fing jedesmal an zu weinen, wenn man davon sprach. Der Major aber fand es begreiflich; wenn man in ein gewisses Alter komme, habe man das Bedürfnis, den Fittichen der Alten (worunter er seine Frau verstand) zu entfliehen. Die heilige Barbara meinte geheimnisvoll, es läge auch noch an anderem! Sie meinte damit Herrn von Lühnes ‚bodenlos törichte‘ Heirat. Den Plan, die beiden doch noch zusammenzubringen, hatte das Mutterherz übrigens auch jetzt nicht aufgegeben. Der Major aber wußte es besser: er hatte seine Tochter — noch immer reiste er gern — einmal in Wiesbaden besucht und sie sehr zufrieden gefunden. Sie besaß eine nette Wohnung, wo sie mit Köchin und Mädchen hauste, und war von einem Kreis netter Bekannten um-

geben. Eine Anspielung ihres Vaters auf Herrn von Lühne beantwortete sie, wenn auch ein wenig spitz, damit: ‚über den Gedanken, ihr Leben auf dem kleinen Waldgute zu verbringen, könne sie nur lachen‘.

Am nächsten Sonntage kam Christof Renatus. Er berichtete von dem Begräbnis, mit trauriger Miene, weil er meinte, der Anstand erfordere es. Als er aber merkte, daß gar keine besondere Trauer herrschte, gab er allerlei Erstaunliches zum besten, das bei der Beisetzung des Onkels sich ereignet: so habe Tante Perpetua keinen Witwenschleier gehabt und eine Gutsnachbarin ihr im letzten Augenblick noch eine ‚Tüllfahne‘ umbinden müssen. Wenn man den immer wie aus dem Ei gepellten jungen Offizier sah, begriff man sein Entsetzen.

Am meisten interessierte Großpapa, was er von den drei Vettern erzählte: Max, der Kadett, sei ein großer, hübscher Kerl und verspräche gewiß ein guter Reiter zu werden, Egon, der Vierzehnjährige, sei noch ein dummer Junge, und der kleine Karl mit seinen zehn Jahren ein niedlicher, freundlich lächelnder Bengel, der wohl nicht ganz begriffe, was es hieße, den Vater zu verlieren. Nach der Beisetzung hätte er übrigens Max, dem Kadetten, der schon übernächstes Jahr aus dem Korps käme, vorgeschlagen, bei ihnen einzutreten.

Allmählich vergaß nun Christof Renatus die traurige Veranlassung ganz, und als er sah, daß die heilige Barbara, die doch zuerst geweint, anfing zu lächeln, kam eine seiner Mordsgeschichten aus Potsdam nach der anderen, wobei man nicht wußte, war es ihm selbst geschehen, oder erzählte er es nur von einem anderen.

Am nächsten Morgen ging Christof Renatus mit Großpapa und Mama zur Kirche. Er saß zwischen ihnen in der Herrschaftsloge. Durch Erziehung und Gewohnheit die Dinge nehmend, wie sie waren, zerbrach er sich nicht den Kopf über religiöses Gefühl, und doch fiel es ihm auf, mit welcher Andacht Großpapa und Mama am Gottesdienste teilnahmen. Er sah den alten Herrn bei der Verlesung aufstehen, voll gewisser Bedeutung und Absichtlichkeit die Hände falten, und hörte ihn die Kirchenlieder mitsingen mit kräftiger Stimme, wobei der weiße Bart beim Mundöffnen und -schließen immer zuckende Bewegungen machte. Dann ruhten seine Blicke auf der Mama lieben Zügen, und er fühlte sich so glücklich zwischen diesen beiden Menschen, daß er beinahe Potsdam vergaß.

Nach dem Essen, zu dem Großmama sich hatte herunterbringen lassen, zog sich alles zurück. Die heilige Barbara wurde wieder auf ihr Zimmer geschleppt, Mama legte sich ein Stündchen aufs Sofa, und auch Großpapa verschwand.

Christof Renatus begriff nicht, daß die Alten, denn sie kamen ihm doch eigentlich alle sehr, sehr alt vor, auch die Mama mit ihren schon ergrauten Haaren, ein Nachmittagsschläfchen brauchten. Er, der um diese Tagesstunde zum Dienst zu gehen pflegte! So irrte er umher, treppauf, treppab, schwatzte mit der alten Beschließerin, die nur noch wenig im Hause tat und sozusagen das ‚Gnadenbrot' genoß, und ging endlich in den Park.

Wie der tot und langweilig im Brüten der Nachmittagssonne lag, kam ihm der Gedanke — er hatte ja zwei Stunden Zeit bis zum Tee —, Breitsamters zu be-

suchen. Irgend etwas zog ihn dorthin. Er dachte: ‚wenn sie nur zu Hause sind!‘. Die Allee eilte er hinab, bahnte sich den Weg über den Stacheldrahtzaun durch das dichte, jetzt urwaldgleich wachsende Gehölz, und wie die Büsche zur Seite wichen, lag Bärwalde vor ihm.

Erst jetzt fiel ihm ein, daß er nicht einmal einen Hut mitgenommen hatte. Er meinte: ‚ach, das läßt man ja doch draußen!‘, schüttelte die Nadeln ab, die im wolligen Stoffe seines Anzuges hängen geblieben waren, und ließ sich melden. ‚Die Herrschaften säßen am Waldbrunnen‘, hieß es, und der Diener ging mit.

Von weitem sah Christof Renatus eine Gesellschaft schwarzgekleideter Leute auf weißen Stühlen um einen Tisch sitzen. Ein Herr stand auf, eine hohe Stirne leuchtete: Traugott Breitsamter streckte dem jungen Nachbarn beide Hände entgegen. Seine Stimme klang warm, seine Augen durchdrangen ihn fast:

„Das ist aber eine Überraschung!“

Und wieder:

„Das ist aber eine Freude!“

Dann küßte Christof Renatus der alten Dame die Hand und sagte, ein wenig befangen:

„Gnädige Frau, ich bin nur so mal auf einen Husch herübergeflitzt!“

„Als guter Nachbar!“

„Ja, ich will gute Nachbarschaft halten. Ich bin nämlich gestern abend erst gekommen und muß heute abend schon wieder fort, denn morgen habe ich Dienst.“

Erst jetzt ward er inne, daß noch andere dort saßen: zwei schlanke blonde Mädchen, deren helle Gesichtsfarbe

und goldiges Haar durch das Schwarz der Kleidung gehoben ward, und eine kleine starke Dame: Baronin Elise von der Beckenburg. Sie erhob sich:

„Herr von Werck, Sie werden sich meiner kaum erinnern. Wir haben uns schon mal gesehen. Bei einer traurigen Veranlassung: als mein Vater begraben wurde."

„Gnädige Frau, Sie haben eben wieder einen schweren Verlust erlitten!"

Sie lenkte die Rede von sich ab:

„Sie auch, Herr von Werck! Ihr Herr Onkel . . ."

Er machte ein gezwungen betrübtes Gesicht:

„Ja, ich war zur Beisetzung."

In dem Augenblick fiel ihm ein, daß er ohne Hut war. So wendete er sich zu allen, auch Erika von Grail, die ohne ihren Mann gekommen war:

„Ich bin nämlich nur so herübergehuscht, nicht wahr, hier auf dem Lande . . ."

Und nun zu den jungen Mädchen, die ihm die Hand gaben:

„Ich fahre nämlich morgen früh fort . . . ich habe nämlich Dienst."

Traugott fragte seinen Besuch:

„Sie kennen doch den Park noch nicht, Herr von Werck. Wollen Sie ihn mal ansehen?"

„Oh, sehr gern!"

Alles wurde dem Nachbar gezeigt. Else von der Beckenburg, die ältere der Schwestern, nannte von allen Stauden, laubabwerfenden und Nadelhölzern die lateinischen Namen. Christof Renatus lachte:

„Das müßte man wohl eigentlich wissen? Ich habe keine Ahnung!“

Traugott Breitsamter legte seiner Nichte die Hand auf die Schulter:

„Else ist so'n halber Gelehrter!“

Sie errötete:

„Onkel, so schlimm ist es nicht!“

Christof Renatus warf einen Blick auf die beiden kräftigen Mädchen:

„In unserer Zeit der Frauenrechtlerinnen . . .“

Nun wurde Else von der Beckenburg purpurn bis in den Hals hinein:

„Man kann doch was gelernt haben, ohne gerade den Vorwurf zu verdienen.“

Dem jungen Offizier war es nur so entrutscht:

„Finden Sie, daß das ein Vorwurf ist?“

„Gewiß, denn es hat einen unangenehmen Beigeschmack, etwas Rabiates, Lächerliches!“

Christof Renatus wendete sich zu der etwas kleineren, um zwei Jahre jüngeren Marie, die zarter und noch hübscher war als ihre Schwester:

„Ich möchte keine gelehrte Frau haben!“

Sie lächelte befangen. Else aber antwortete, etwas gereizt, als sei es eine Herzenssache:

„Nun, ist es denn ein Glück für einen Mann, ein Schaf heimzuführen?“

Die hinter ihnen lachten. Christof Renatus wollte sein Licht leuchten lassen:

„Nein, aber ein kleines Schäfchen!“

Else zuckte die Achseln und wandte sich um. Ihre Mut-

ter, behäbig hinter ihnen dreinschreitend, gab ihr ein beschwichtigendes Zeichen.

Traugott Breitsamter kam jetzt vor zwischen die jungen Leute:

„Nehmen Sie sich in acht, Herr von Werck, Else ist Ihnen über!"

Der Dragoner sah ihre kräftige Frische, die neben allem Weiblichen etwas Starkes und Sicheres hatte, trotz ihres Errötens:

„Sie tun mir doch nichts?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf, lachte, aber sprach nun nichts mehr.

Sie waren an den Wirtschaftshof gekommen. Jetzt übernahm Traugott die Führung. Die andern kehrten um, nur die beiden jungen Mädchen schlossen sich an, und wieder war Christof Renatus erstaunt, wie Else von der Beckenburg über alles Bescheid wußte.

Traugott ging neben ihnen her, immer zu dem Nachbar schielend, der fast genau seine Größe hatte.

Drinnen im Schloß kam Christof Renatus wieder neben die jungen Mädchen zu sitzen. Aus Marie schien nicht viel zu holen zu sein, mit Else aber unterhielt er sich, als wären sie alte Bekannte. Doch plötzlich sah er nach der Uhr und sprang erschrocken auf: es war schon eine gute halbe Stunde über die Teezeit drüben in Engolsheim. Alle bemerkten seinen Schrecken. Traugott lächelte. Die alte Frau von Breitsamter nahm seine Hand und deckte herzlich ihre andere darauf:

„Aber nicht wahr, lieber Herr von Werck, wir sind nicht schuld, wir haben Sie nicht zurückgehalten?"

„Nein, nein, gnädige Frau, ich hab's ganz verpaßt!"

Dann sagte er wie ein guter offener Junge, der sein Herz ausschüttet:

„Bei Großpapa darf man nämlich nicht zu spät kommen! Da kann er höllisch eklig werden!"

Er empfahl sich. Marie von der Beckenburg gab ihm wohlerzogen kühl die Hand, Else aber drückte sie wie ein Mann. Er fragte:

„Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse?"

„Weshalb denn?"

„Wegen der Frauenrechtlerin?"

„Pah!"

Sie stand da, leicht gebräunt, dort aber, wohin die Sonnenstrahlen nicht gebrannt, auf den Armen (das Kleid, das sie heute trug, mochte kürzere Ärmel haben als sonst), weiß gleich frischem Schnee. Eine, wie an Schlagfertigkeit und starker Mädchenart Christof Renatus noch keine gekannt.

Als Christof Renatus den Drahtzaun überkletterte, dachte er: ‚Das ist eigentlich ein famoses Mädel!'

Die Mama zwinkerte ihm zu: ‚Du bist zu spät gekommen!', denn die anderen hatten ihren Tee längst getrunken.

Christof Renatus erwartete ein Donnerwetter, doch Großpapa klopfte ihm nur auf die Schulter. Er war selbst nicht pünktlich erschienen und hatte seine Tasse noch nicht ausgetrunken. Um aber den Eindruck zu verwischen, erzählte Christof Renatus mit all seiner jugendlichen Begeisterung von dem Besuche drüben. Immer kehrte der Ausdruck wieder: ‚Famoses Mädel!' Der Major suchte lächelnd Evas Blicke, aber sie sah ihn nicht an. Die heilige Barbara meinte:

„Sie ist Fräulein von der Beckenburg und kein Mädel!“

Als der junge Offizier auf dem Wege zum Bahnhof an einer bestimmten Stelle eine Sekunde das Breitsamter-Schloß durch die Bäume sah, dachte er an ein blondes, selbstsicheres Mädchen. Das gaukelte die ganze Fahrt nach Berlin durch die halben Träume des jungen, leichtentflammten Herzens.

* * *

Seitdem kam Christof Renatus merkwürdig oft über Sonntag nach Engolsheim. Und jedesmal machte er in Bärwalde einen Besuch. Am liebsten hätte er es schon am Sonnabend-Abend getan, aber da wollten ihn die Großeltern genießen. So schwatzte und erzählte er, spielte alles vor, was im Regiment und in Potsdam geschehen: Festtage für die heilige Barbara, die Tränen lachte über die Geschichten ihres Enkels. Geschichten, nicht eben geistreich, aber von gesundem Menschenverstande aufgefaßt und von frischer Jugend wiedergegeben.

Die Breitsamter waren in Engolsheim gewesen, die Werck eingeladen worden, aber sie hatten — ein Pech sondergleichen — aus diesem oder jenem Grunde absagen müssen. Als nun eines Tages im Sommer Christof Renatus freudestrahlend ankam, er habe ein paar Tage Urlaub, beschloß man, hinüberzufahren, nachdem der junge Offizier angefragt, ob die Herrschaften zu Hause wären. Eva erklärte, bei Großmama bleiben zu wollen. Doch wider Erwarten sagte die heilige Barbara: ‚sie fände es nicht richtig, wenn die Schwiegertochter fehle‘. So wurde denn angespannt.

Eva saß mitten zwischen den Beckenburgs, die — ein Vetter hatte das Gut übernommen — auf unbestimmte Zeit in Bärwalde blieben. Traugott sagte, ‚er freue sich so über den Besuch. Da wäre es nicht mehr so einsam in Bärwalde!‘ Seine Mutter stimmte bei, und Eva erzählte ihr leise von ihrem eigenen Leben: wie still und eintönig es verliefe, und daß sie nur ein Glück habe: wenn der Junge käme.

Der Major wurde von den Breitsamtern mit jener gewissen Achtung empfangen, die dem in Stadt und Land bekannten Manne gebührte, besonders aber dem Nachbar zukam, der jetzt als alter Herr nicht allein das Kriegsbeil begraben hatte, sondern gar noch besonders entgegenkommend schien. In der Tat entfaltete er seine ganze weltmännische Liebenswürdigkeit von einst, jedem etwas Nettes sagend, auch den jungen Mädchen. Am längsten sprach er mit Else von der Beckenburg. Als er, der anfing, schwer zu hören, wenn viele durcheinander redeten, in dem Stimmengewirr ihre Antwort nicht gleich verstand, rief er sie herüber:

„Gnädiges Fräulein, kommen Sie man her! Setzen Sie sich ein bißchen zu mir!“

Dann ließ er sie nicht wieder los, sich wundernd, wie unterrichtet das junge Ding war. Gab sie vielleicht auch nur Angelerntes wieder, so wußte sie doch wenigstens etwas, und dem alten Herrn war es eine Freude, immer neue Funken aus diesem etwas spröden Stein zu schlagen. Wieder kamen Augenblicke, wo sie scharf wurde, als ob sie angegriffen worden sei. Dann überzog sich ihre weiße Haut mit Purpur, ihre blauen Augen blitzten, und sie schleu-

derte die Sätze heraus, als müsse sie sich verteidigen. Der Major legte ihr die Hand auf den Arm:

„Seien Sie doch nicht so böse! Wir sind ja einer Meinung!"

Sie war erstaunt:

„Ich bin ja nicht böse, Herr von Werck?"

„Na, 's klingt aber so!"

Ihre Großmutter rief herüber:

„Siehst du, Else! Sie will's uns nämlich nicht glauben, Herr von Werck! Sie muß sich immer verteidigen! Und ihr tut doch keiner etwas!"

Der alte Herr lächelte das junge Mädchen an und wandte sich zu Frau von Breitsamter:

„Besser als ein Tränensack! In dem gnädigen Fräulein steckt Murr!"

Wieder ließ er die Augen wohlgefällig über sie gleiten:

„Recht so, recht so! Aber wir wollen ruhig fortfahren: Sehen Sie, die Idee mit den Phosphaten, das ist Schulmeinung. Wir praktischen Landwirte . . ."

Und er begann ihr seine Ansichten auseinanderzusetzen. Sie stemmte den rechten Ellbogen auf das Knie und das feine Kinn in die Hand, daß ihr schneeweißer, kräftiger Unterarm sich straffte. Andächtig lauschte sie den Auseinandersetzungen des alten Praktikers.

Auf der anderen Seite hörte ihre Schwester zu, hübscher als sie. Mit ausdruckslosen Augen blickte sie den Major an, und plötzlich kam ein mit aller Gewalt von Muskeln und Erziehung unterdrücktes Gähnen über sie.

Als die Werck sich empfahlen, reichten Eva und Trau-

gott sich stumm die Hand und sahen dabei aneinander vorüber.

Der Major war von seinem Besuch sehr befriedigt. Auf dem Heimwege sagte er ein über das andere Mal:

„Diese kleine . . . wie heißt sie doch? . . . Beckenburg, ist ein gescheites Mädchen! Und wie vornehm sie nebenbei aussieht! Vorzügliche Blutmischung ist das geworden: Breitsamtersche Schlauheit und Beckenburgsches Äußeres; ihr Vater, ach nee, ihr Großvater — ich meine natürlich nicht Ehrenreich — war übrigens der Grandseigneur, wie er im Buche steht.“

Auch der heiligen Barbara schwärmte er von dem jungen Mädchen vor, daß die dicke alte Dame fast eifersüchtig wurde. Christof Renatus aber hörte lächelnd jedes Wort des Lobes mit an.

* * *

Sobald Christof Renatus jetzt auf Urlaub kam, war immer sein erster Gang unter irgendeinem Vorwande nach Bärwalde. Als es ins Manöver ging, diesmal weit entfernt, so daß er die nächsten Wochen gewiß nicht kommen konnte, sprach er den letzten Tag in Engolsheim fast kein Wort. Die heilige Barbara vermißte seine lebhafte Unterhaltung und wurde unwillig. Als ihn der Großvater einen Augenblick allein hatte, fragte er:

„Junge, was ist dir denn in die Nase gefahren?“

„Nichts, Großpapa!“

Eva brachte ihren Sohn auf die Bahn. Der alte Herr hatte wieder einen Katarrh und wollte abends nicht ausgehen. Da erzählte ihr der bis dahin schweigsame Christof

Renatus auf dem ganzen Wege immer nur von Bärwalde. Auf dem Bahnsteig sagte er, ohne den Namen zu nennen, als sei es selbstverständlich, er könne von niemand anderem als Else reden, ‚sie' sei so klug, ‚sie' wisse alles. Und der aufrechte junge Mann mit seinem sicheren Offiziersbenehmen meinte fast wie ein Überwundener:

„Sie ist mir in allem über!"

Die Mutter wagte den ersten Einwand:

„Ist das ein Vorteil?"

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, soll denn die Frau dem Manne . . ."

Er unterbrach sie:

„Mama, da sagst du es ja! Herrgott noch mal! . . . wenn ich die bekommen könnte! . . ."

Eva musterte ihn ängstlich:

„Daran darfst du nicht denken!"

Er schob seine Hand in ihren Arm und flüsterte, während sie längs des Gleises auf und ab gingen:

„Meine liebe, gute Mama, warum soll das nicht möglich sein? Ich denke nur an sie, nur an sie!"

Eva versuchte zu scherzen:

„Na, na, Christof, wir haben doch oft genug deine Begeisterungen erlebt."

Er sagte beinahe wegwerfend:

„Pfui! Daran mag ich gar nicht denken!"

Sie erwähnte die Dame, von der er ihr so viel gestanden. Da wurde er fast böse:

„Das war eine Verrücktheit! Es wäre beinahe noch mehr gewesen! Großpapa hat mir gesagt: ‚Wer eine Ehe stört, ist ein Schuft!' Und der Schuft sollte ich sein?

Und dann hat er gesagt: ‚Eine Frau, die die Ehe bricht, begeht ein Verbrechen an ihrer Familie!‘“

Eva schloß die Augen:

„Lassen wir doch das!“

„Verzeih, Mama! Ich will dir nur beweisen, daß ich nicht mehr an diese Frau denke und Großpapas Worte nicht vergessen habe. Er hat gesagt: ‚Eine Frau, die die Ehe bricht, begeht ein Verbrechen an ihrer Familie, denn sie könnte ihrer Familie ein Kuckucksei ins Nest legen!‘“

Eva sah ihn an wie zu Tode erschrocken:

„Christof, was soll das bedeuten?“

Da machte er wieder die abwehrende Bewegung, die er seinem Großvater abgesehen hatte, jenes Abschütteln von Gedanken, von Gesprächen, die nicht angenehm waren:

„Verzeih, Mama, daß ich solchen Unsinn rede! Es ist doch nur, weil ich dir alles sage! Freut dich denn das nicht?“

Sie preßte seinen Arm:

„Ich bin ja so glücklich!“

„Es ist doch auch nur, weil ich mich davon reinigen wollte. An dieses Frauenzimmer, ja, wirklich ‚dummes Frauenzimmer‘, denke ich gar nicht mehr. Sie hat später genau so mit einem anderen angebandelt. Sie langweilt sich eben bei ihrem Mann, der noch mal so viel wert ist als sie. Ich verachte sie!“

„Christof!“

„Ja, ja! Denke dir doch Else dagegen! Dieses offene, starke, vornehme Wesen, dieses reine Mädchen, das mir ... ach Gott, ich würde ja so glücklich sein, ich wäre der glücklichste aller Menschen!“

„Christof, es geht nicht!"

Er blickte seine Mutter erstaunt an. In ganz anderem Ton, ruhig, fragte er:

„Warum denn nicht?"

„Weil . . . weil . . ."

Sie zog den Sohn weiter die Strecke hinaus, wo Anlagen im Dunkel träumten, während die Lichter der Station herüberblickten:

„Mein lieber Junge, schlag' dir das aus dem Kopf! Es geht nicht! Du weißt, wie Großpapa mit den Breitsamtern stand, wie wir alle . . . Ach Gott, ja, wahrhaftig, wie dein Vater . . . Du weißt ja das alles! Ich weiß, daß du es weißt! Erlasse es mir! Aber es geht nicht! Es ist ganz unmöglich!"

„Großpapa ist doch schon mehrmals drüben gewesen? Er steht sich doch mit Traugott ganz gut?"

Sie nahm seine Hände:

„Mein lieber Junge, fühlst du denn nicht, daß das alles äußerlich ist? Großpapa ist alt. In seinen stärksten, kräftigsten Jahren hätte Großpapa die Gesellschaft drüben . . . Er war ja nah dran, Ehrenreich zu fordern. Du weißt das alles nicht! Und wenn du mit einer solchen Absicht kämest, denn was willst du denn? . . ."

Er antwortete strahlend:

„Daß sie meine Frau würde!"

„Das erlaubt er nicht! Das geht nicht!"

„Sie heißt aber doch nicht ‚Breitsamter'!"

Eva zischte ihn an:

„Aber sie hat das Blut!"

Er war erstaunt:

„Und was geht das mich an?“

Nun wurde sie ganz verwirrt:

„Ja, ja, ja, ja . . . Aber allein, daß du in die Familie hineinkämest, wäre ihm eine Beleidigung, wie gut er auch jetzt ist. Ich bitte dich, tu's nicht. Willst du mir versprechen, nie wieder daran zu denken?“

„Das kann ich nicht!“

„Willst du mir versprechen, es wenigstens zu versuchen?“

„Das kann ich . . . kann ich nicht!“

Sie richtete sich auf. Ihr starker Leib ging vor, ihr Kopf zurück, und die großen schwarzen Augen öffneten sich unter den langen Wimpern:

„Man kann doch gegen sich kämpfen!“

„Mama, ich bin offen. Ich habe dir's so oft gesagt. Wenn man weiß, daß es nichts nützt, kann man doch nichts versprechen! Ich denke jeden Augenblick an dieses Mädchen! Ich weiß, daß Else mir über ist! Der Mann muß mehr sein als die Frau, meintest du vorhin. Ich weiß es, aber ich werde von ihr lernen, und eins kannst du gewiß sein: Herr bliebe ich!“

Er straffte sich in seiner ganzen muskulösen Breite und ballte beide Fäuste, die dann, sich öffnend, weit auseinandergingen:

„Auf den Händen tragen würde ich sie! . . . Dumme Redensart, aber ich kann keine andere finden! . . . Ich könnte alles für sie tun! Ich will mich von ihr belehren lassen! In den entscheidenden Fragen freilich — sei ganz ruhig — soll mir die Breitsamter-Tochter nichts sagen, da regt sich mein Werckſches Blut!“

Sie sah ihn hoffnungslos an. Ihre Arme sanken herab. Plötzlich begann sie halb zu lächeln:

„Vielleicht triffst du wieder eine andere, mein lieber, armer Junge, du mit deinem so leichtentzündeten Herzchen!"

Er schüttelte den Kopf. Sie zwang sich, heiter zu sein:

„Du sagst ‚nein'! Jetzt noch ‚nein'! Geh' ruhig fort! Nach dem Manöver kommst du ja wieder. Dann wollen wir uns sprechen!"

Und er:

„Ja, dann will ich eben mit Großpapa reden!"

Ihre Kraft war verbraucht. Es war, als fiele sie ganz zusammen, und sie sagte, wie einer, der dem Schicksal nicht entrinnen kann:

„Was soll ich da tun?"

Dann gab sie ihrem Sohne einen heißen Kuß und stand noch lange auf dem Bahnsteig, das Taschentuch an den Mund gepreßt, ihm nachblickend, wie er fröhlich winkte.

* * *

Als Christof Renatus nach dem Manöver in Engolsheim eintraf, war er tiefgebräunt und so mager geworden, daß seine Mutter im ersten Augenblick einen Schreck bekam.

Die heilige Barbara sah nichts davon, sie freute sich nur nach der Stille der Sommerwochen auf ihres Enkels Geschichten. Doch Christof Renatus blieb schweigsam. Sein Großvater mußte ihm — etwas ganz Ungewohntes — die Sätze förmlich aus dem Munde ziehen. Da fragte der Major, der gemütlich mit seiner Zigarre im Stuhl saß, den Rücken gebeugt, indem er sich den weißen Bart kraute und,

eine alte häßliche Gewohnheit des Rauchers, die Asche auf den Teppich schnippte:

„Junge, sage mal, ist dir nicht wohl?"

„Warum, Großpapa?"

„Du bist so still!"

„Ich bin müde!"

Er behauptete, die letzten Kaisermanövertage seien ungewöhnlich anstrengend gewesen. Da nun der alte Herr jetzt immer sein Nachmittagsschläfchen hielt — früher von ihm geradezu mit Verachtung von sich gewiesen —, schlug er vor, Christof Renatus möchte sich bis zum Abend hinlegen, und der junge Offizier ging auf sein Zimmer.

Eva hatte gedacht, ihr Sohn würde kommen, ihr sein Herz auszuschütten, doch alles blieb still. Sie lauschte ... er schlief gewiß? ... Nein, er lief auf und ab. Da faßte sie sich ein Herz und ging zu ihm. Er ward es nicht gewahr. Die Hände auf dem Rücken, stand er am Fenster und blickte hinaus. Sie schlich leise hin und umschlang ihren Sohn mit beiden Armen. Er fuhr zusammen, dann sagte er nur:

„Mama!", fiel ihr um den Hals und gestand, was er nicht gewagt, dem Großvater zu sagen, nämlich, daß er von der Bahn aus nicht nach Engolsheim gekommen sei, sondern zuerst nach Bärwalde.

„Mama, ich konnte nicht anders! Ich hielt's nicht aus! Ich mußte sie wiedersehen!"

„Ich hoffte ..."

„Ja, Mama, ich weiß, du hast gehofft, es sollte aus sein, nicht wahr? Ich bin nicht mehr leichtfertig. Früher habe ich mal für die geschwärmt, mal für jene, aber nur,

weil die rechte nicht gekommen war! Sie ist gekommen! Else! Ich habe gar nicht mehr gegessen im Manöver! Ich war wie krank! Ich habe immer an sie gedacht!"

Die Mutter fragte plötzlich:

„Hast du ihr geschrieben?"

„Wie kommst du darauf?"

Sie schien verlegen, es zu erklären:

„Ich dachte, wenn man getrennt ist . . ."

„Aber ich hatte doch nie mit ihr gesprochen!"

Das war ein Hoffnungsstrahl:

„Du weißt also nicht, ob sie . . ."

Er nahm seiner Mutter Hände und faltete die seinen darüber:

„Aber Mama, das war's ja! Deswegen hielt ich's eben nicht aus! Ich weiß ja gar nicht, wie sie denkt. Ich wollte hinüber, sie fragen, dann zu dir kommen und zu Großpapa und sagen: ich bringe das ‚Ja', Großpapa, wenn es dir recht ist!"

„Und wenn's ihm nun nicht recht ist?"

Der Zorn kam über ihn:

„Ich bin kein Sklave!"

Er raste im Zimmer auf und ab:

„Jeder will sein Lebensglück, seinen Fetzen Lebensglück! Hab ich nicht recht?"

Sie senkte den Kopf. Er stürmte weiter:

„Ich bin immer ein guter Enkel gewesen, ein guter Sohn hoffe ich auch. Ich habe alles getan, was er wollte. Allerdings sollte ich Landwirt werden, aber Großpapa hat ja erlaubt, daß ich Offizier werden durfte! Er hat's ja selber auch so gemacht! Es kehrt ja alles wieder!"

Eva hielt beide Handflächen an die Wangen:

„Ja! Es kehrt alles, alles wieder!"

Er beachtete ihre Worte nicht:

„Ich will dir sagen, was ich tue, Mama! Sagt Großpapa ‚nein', dann geh ich fort! Dann pfeife ich auf das Majorat!"

Der Mutter entfuhr ein unbestimmter Laut.

„Ja, du bist erschrocken, Mama! Das klingt dir unglaublich! Ihr sagt vielleicht, ich bin undankbar, aber was ist denn so ein Besitz? Was ist alles gegen das Sich-glücklich-fühlen? Sind wir nicht auf der Welt, um einmal glücklich zu sein? Einmal nur, in so einem dreckigen, albernen, verzweifelten, blödsinnigen Dasein? Wir leben ja nur einmal! Wir werden geboren, werden erwachsen, und eines Tages ist's futsch, aus, weg! Kein Mensch gibt es uns wieder!"

Sie dachte an die Abende, wenn sie mit der Schwiegermutter gelesen, die Stunden, die sie mit dem Pastor gesprochen:

„Sind wir auf die Erde gekommen, nur um uns hier auszuleben? Es gibt doch ein Höheres, ein Wertvolleres, ein Jenseits?"

Er war wie von Sinnen, daß er der Mutter ins Gesicht warf:

„Ach was, Jenseits! Ich glaube an kein Jenseits! Ich will mein Glück haben! Mein Glück ist — Else!"

Eva fand keine Antwort. Sie dachte nur: ‚Gott sei Dank, daß er mir's sagt! Wenn das die Eltern gehört hätten!'

Er schien sich des leidenschaftlichen Ausbruchs zu schämen,

machte wieder eine abwehrende Bewegung und fuhr ruhiger, niedergeschlagen fort:

„Also, Mama, ich war drüben: sie sind abgereist!“

„Ja, das wissen wir!“

Er brauste wieder auf:

„Und du schreibst mir's nicht?“

„Ich wollte daran nicht rühren!“

„Na ja, ihr wollt ja nicht, ihr wollt nicht! Aber Mama, ich will dir ruhig erzählen: Also abgereist! Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Aber habe ich euch was geklagt? Gewiß, schwatzen konnte ich nicht, aber habe ich geklagt? Übrigens, ist Großpapa nicht auch heftig? Wie er manchmal loslegt! Ich glaube aber, Großpapa sagt doch nicht ‚nein‘, wenn ich ihn sehr, sehr bitte! Ich halt's nicht aus, ich werde einfach runtergehen.“

Er lief zur Tür. Seine Mutter stürzte ihm nach:

„Du weckst ihn ja, er schläft!“

Christof Renatus blieb stehen:

„Er schläft? Großpapa schläft doch nicht?“

„Ja, er schläft jetzt immer nachmittags. Er hatte einen so furchtbaren Katarrh und hat nachts immer gehustet, gerade als du weg warst. Da konnte er nicht schlafen, und hat's dann am Tage nachgeholt. Nun ist er dabei geblieben: er macht jetzt immer sein Nachmittagsschläfchen. Er ist ja nicht mehr weit von achtzig!“

Christof Renatus sprach tonlos vor sich hin:

„Achtundsiebzig! Der gute Großpapa. Er hat mich so lieb und ich ihn auch. Er hat mir gesagt, Mama, er hätte mich von allem auf der Welt am liebsten. Ist das nicht schön? Glaubst du, daß er's mir dann abschlüge?“

Er ging sinnend ans Fenster und blickte hinaus. Als er sich umwandte und zu sprechen begann:

„Mama, weißt du . . .“, war das Zimmer leer.

* * *

Am andern Tage sah Christof Renatus so schlecht aus, daß der Großpapa zu seiner Schwiegertochter sagte:

„Er wird doch nicht etwa krank sein? Ich werde Doktor Becker holen lassen.“

Sie meinte nur, ‚es sei nicht notwendig‘. Am liebsten hätte sie ihm alles gesagt, doch sie fand, das müsse von Christof Renatus selbst kommen. Der Major aber blieb dabei, der Arzt solle gerufen werden. Er, der einst nicht hatte glauben wollen, daß sein Sohn krank sei, ja fast, daß es überhaupt Krankheiten gäbe, war jetzt doppelt besorgt. Er kam auf die Vermutung, Christof Renatus könne von seinem Vater erblich belastet sein: das Herz sei nicht in Ordnung. Er sagte es seinem Enkel. Der sah den Großpapa an:

„Es ist auch das Herz!“

„Was?“

Der alte Herr riß im Schreck die Augen auf und griff krampfhaft an die Brust. Da war der Enkel mit einem Satz bei ihm, umschlang den Großvater und erzählte alles.

Er hatte einen Zornesausbruch vorausgesehen, doch der Majoratsherr bewegte nur schweigend den Kopf hin und her. Er schien nachzudenken. Endlich machte er seine abwehrende, wegwischende Bewegung:

„Die Beckenburgs sind eine gute, alte Familie. Und das Breitsamter Blut? Ja, mein Gott, wer sucht sich denn

seine Mutter aus! Auf den Vater kommt's an, auf den Namen! Für Stiftungen mag's nötig sein, daß . . . nein, nein! . . . Dem Majorat steht nichts im Wege! Aber warum hast du's mir nicht längst gesagt? Hast du denn mit ihr gesprochen?"

Dem jungen Offizier blieb der Mund offen stehen. Er sah so komisch aus, daß der Großvater zu lachen begann. Christof Renatus war leise gekränkt:

„Ich rede sofort mit ihr!"

Er meinte, Gott weiß welche Wirkung es hervorbringen sollte, und war nun erstaunt, als der Großpapa immer weiter lachte, greisenhaft kichernd:

„Da geh doch hin! Ich wäre längst dagewesen! Nee sowas!"

„Aber sie ist nicht da!"

„Woher weißt du denn das?"

Dem Großpapa zuckte es um Augen und Mund. Christof Renatus rief, in die Enge getrieben:

„Ich bin gestern dagewesen!"

„Weiß ich!"

„Woher denn, Großpapa?"

„Vom Kutscher!"

„Und du hast mir nichts gesagt, Großpapa?"

„Hast du mir was gesagt, Christof?"

Es machte dem alten Herrn solchen Spaß, daß er wieder herzlich zu lachen begann. Doch er tröstete seinen Enkel:

„Sei ganz ruhig, sie kommen übermorgen zurück!"

„Übermorgen ist mein Urlaub zu Ende!"

„Abends. Früh kommen sie. Da kannst du gleich hinüber. Aber nur ja schnell! Ach Gott, so ein lieber, lieber Junge!"

Nun hing wirklich Christof Renatus der Himmel voller Geigen. Auch die heilige Barbara war zufrieden, denn abends nach dem Essen erzählte ihr Enkel Geschichten über Geschichten in fast unnatürlicher Aufregung.

Den Gärtner sandte er am andern Morgen aus, zu melden, wann die Beckenburgs vom Bahnhof kämen. Der Wagen stand schon angespannt. Als nun der alte Mann, die Mütze schwenkend, daherlief, so schnell er nur konnte auf seinen krummen Beinen und mit dem von langjähriger Gartenarbeit gebeugten Rücken, stieg Christof Renatus ein und fuhr hinüber.

Die Beckenburgs waren eben erst ausgestiegen: der Wagen fuhr noch um das Rondell, damit die Pferde abgekühlt in den Stall kämen.

Christof Renatus ließ sich bei Traugott Breitsamter melden. Der streckte ihm beide Hände entgegen mit all der Herzlichkeit, die er ihm immer zeigte. Wieder ging über die sonst immer ernsten Züge ein Strahlen, als er den jungen Mann sah. Der fragte sofort nach Else. Traugott machte ein erstauntes Gesicht:

„Sie sind in diesem Augenblick erst angekommen, aber sie bleiben ja bis zum Herbst bei mir!"

„Könnte ich sie denn nicht sprechen?"

„Sie wird sich wohl erst umziehen von der Reise."

„Ich muß sie so sprechen!"

Als Traugott Breitsamter zögerte, drückte der junge Mann seine Hand. Der ältere gab den Druck herzlich zurück:

„Für Sie, lieber Herr von Werck, will ich gern laufen! Also schnell, schnell!“

Er lachte, was man an Traugott Breitsamter noch kaum gesehen, und seine breite, untersetzte Gestalt stürmte die Treppe hinauf, daß auf seiner großen Glatze das Licht des Fensters spiegelte. Einen Augenblick darauf kam er heruntergesaust und lachte wieder:

„Meine Nichte wird gleich kommen, gleich, gleich!“

Dann fragte er ruhiger:

„Nun sagen Sie bloß mal, warum ist denn solche Eile notwendig?“

Christof Renatus platzte heraus — sie waren allein im Zimmer —:

„Ich will sie fragen, ob sie meine Frau werden will!“

Traugott wich einen Schritt zurück, so daß der junge Offizier erschrocken meinte:

„Ich habe wohl keine Aussicht?“

Herr von Breitsamter schien sich noch immer nicht fassen zu können:

„Ich weiß nicht! Es kommt sehr unerwartet!“

Christof Renatus lief im Zimmer auf und ab, fuhr sich durch das dichte Haar, steckte die Hände in die Taschen, schüttelte den Kopf und sagte, wie er jetzt allen sein Herz ausgeschüttet, nun auch zu dem Fremden:

„Ich habe das ganze Manöver nur an sie gedacht. Herr von Breitsamter, ist Ihnen nicht ausgerichtet worden, daß ich vorgestern dagewesen bin?“

„Doch!“

„Das war ja nur, um sie zu sehen! Wenn sie aber ‚nein‘ sagt, dann schieß ich mir . . .“

„Oho!"

Traugott Breitsamter schlang jäh den Arm um Christof Renatus' Schulter. Zärtlich wie einen Verwandten zog er ihn an sich. In der starken Bewegung des Augenblickes lehnte er seinen Kopf an des anderen Stirn. Der, ganz in Gedanken, fand nichts Erstaunliches dabei, sondern schämte sich nur über seine voreiligen Worte:

„Ich meine ... dieses Mädchen gefällt mir so, ... so, daß ich nicht sagen kann, wie!"

Traugott war ganz bewegt:

„Mein lieber, lieber Herr ... Herr Christof! Gleich solche Worte ... gleich solch entsetzliche Gedanken! Und es kann doch noch alles werden! Warum soll nicht alles gut werden?"

Der junge Offizier sah mit seinem gebräunten, schmal gewordenen Gesicht Traugott in die Augen:

„Glauben Sie wirklich, daß sie ‚ja' sagen könnte?"

Herr von Breitsamter tröstete wie ein Vater den verzweifelten Jungen. Er preßte ihn an sich:

„Ich will ihr alles sagen, nur meine Nichte ist eben sehr, sehr eigen. Die weiß, was sie will. Aber wie könnte eine Sie, gerade Sie ausschlagen!"

Christof Renatus sah ihn angstvoll an:

„Na ja, schön bin ich nicht, besonders schlau bin ich auch nicht. Ich habe keine Interessen, und sie ist mir so über! Aber das bewundere ich doch gerade an ihr!"

In dem Augenblick gab ihm Herr von Breitsamter einen Stoß:

„Pst!"

Die Tür war aufgegangen: ein kräftiges blondes Mäd-

chen in weißem Kleide trat herein: Else. Traugott flüsterte Christof Renatus noch etwa zu, das der junge Offizier in der Aufregung nicht verstand. Else machte unwillkürlich ein erstauntes Gesicht, als es die ungewohnte Vertrautheit der beiden sah. Dann ging ihr Onkel zur Tür:

„Else, Herr von Werck möchte einmal mit dir sprechen. Sei gut mit ihm, er verdient's!"

Er verschwand. Sie blieben voreinander stehen. Christof Renatus sagte:

„Gnädiges Fräulein, bitte verzeihen Sie den Überfall! Ich habe Ihnen nicht einmal Ruhe gelassen nach der Reise."

„Es war ja nur die Fahrt von Berlin."

„Trotzdem! Nämlich . . . ich war vorgestern schon hier . . ."

„So?"

„Ja, ich wollte Ihnen nämlich gern sagen . . . ich wollte Ihnen etwas Notwendiges sagen . . ."

Sie blieb ganz beherrscht:

„Vielleicht setzen wir uns?"

Und sie nahm Platz, während er stehen blieb, als hätte er ihre Worte gar nicht vernommen:

„Es hat mir, ich will nur ganz offen sein, es hat mir etwas an Ihnen so sehr gut gefallen, so großen Eindruck gemacht: daß Sie so entschieden sind. Und Sie wissen so viel, und Sie sagten damals, ich weiß noch jedes Wort, als wir uns zum ersten Male hier trafen, der Mann solle doch froh sein, wenn er kein Schaf in die Ehe bringe . . ."

Sie lächelte:

„Und Sie nannten mich ein Schäfchen!"

„Das meinte ich nicht so! Wirklich! Ich wollte nur sagen . . . ich meine: ich habe über die Frauen gar keine rückständigen Gedanken. Ich denke mir, die Frau soll die Gefährtin des Mannes sein, soll ihm helfen und er ihr. Die Frau soll nicht ein Schaf sein, das geduldig hinter ihm herläuft, sondern soll an der gemeinsamen Arbeit, am Leben, das wir zu leben haben, Anteil, ja vielleicht sogar zu tragen haben. Sie wissen, gnädiges Fräulein, ich werde mal der Majoratsherr von Engolsheim da drüben. Dort ist es sehr einsam. Wenn ich mich verheiraten würde, so müßte ich eine Frau haben, die ihr Teil mitarbeitet. Wir würden alles zusammen machen. Ach Gott, wäre das wundervoll! Nämlich, so schwer mir's würde, ich müßte dann doch den Abschied nehmen, denn das Gut gehört mir einmal, und . . . sagen Sie, würden Sie zu mir da rüber kommen?"

Über das sichere junge Mädchen, das, statt ein Triebleben zu führen, wie die meisten seiner Schwestern, sich um manche Erkenntnis der Dinge gemüht, kam eine seltsame Veränderung. Alle Gedanken über das neue Weib, über Gleichberechtigung, ja Überwiegen der Rechte der Frauen, die so lange unterdrückt gewesen, waren fortgeblasen. Zum ersten Male stand ihr einer gegenüber, der nicht alberne Liebenswürdigkeiten sagte, wie in ihrem bisherigen Dasein, auf den Bällen in Berlin, sondern einer, der Ernst machte. Irgend etwas zog sie an und rührte an das Weib in ihr. So wenig hatte sie selbst daran gedacht, daß die sonst so Schlagfertige keine Antwort fand, die Hände zusammenlegte und zu Boden blickte. Da er nun fühlte, daß er nicht gerade ein ‚Nein' erhielt, trat er dicht vor sie hin

und sprach von oben herab in ihr blondes Haar hinein, ohne ihr Gesicht zu sehen:

„Ich habe an der landwirtschaftlichen Hochschule mein Examen gemacht, zum Landwirt fehlt mir nur noch praktische Erfahrung, die ich gewinnen könnte. Ich habe keinen Vater mehr, nur meine Mutter lebt. Ich bin in guten Verhältnissen. Mein Großvater täte gewiß alles für mich. Ich werde über kurz oder lang einmal das Majorat Engolsheim übernehmen. Ja, so bin ich, jawohl!"

Er kam sich sofort unsäglich albern vor. Gerade diesem Mädchen gegenüber hatte er gemeint, sachlich sein zu müssen, und hätte ihr jetzt beinahe einen Blick in sein Portemonnaie gestattet. So warf er alles Künstliche ab, und der wirkliche Christof Renatus kam über ihn. Als ob er Großmama, wenn sie den grünen Schirm abgenommen, Großpapa, der mit der Zigarre im Lehnstuhl saß, und der lieben Mama von Potsdam und seinen Reiterfreuden erzählte, fuhr er lachend fort:

„Das ist ja alles Blech! Jetzt hätte ich Ihnen beinahe gesagt, wieviel Zähne ich habe. Ich habe sie alle noch. Nur drei Plomben! Ich reite gern, ich trinke gern, aber nicht zuviel. Ich bin froh im Kreis der Kameraden. Ich bin kein gelehrtes Huhn. Sie sind mir tausendmal über! Ich bin auch kein Tugendspiegel. Sie sind nicht die erste, die mich in Flammen setzt. Aber ich konnte gar nicht mehr schlafen. Das ganze Manöver habe ich an Sie gedacht. Dabei kenne ich Sie so wenig! Verzeihen Sie, daß ich so spreche. Sie haben mir eigentlich keinen Anlaß gegeben . . . aber wenn Sie ‚ja' sagen würden, Gottesdonnerwetter

nochmal, ich zünde die ganze Bude an, ich tanze mit Ihnen, ich verliere den Verstand vor Freude, das wenige, das ich an Verstand habe, denn ich neige mich vor dem Ihren. Sie sind mir über!"

Rot geworden bis tief in den Hals und bis hoch in das blonde Haar hinein, antwortete sie nicht überlegen, sondern ganz Weib, ja fast ängstlich:

„Sie verspotten mich ja!"

Er sprang auf sie zu, hockte am Boden wie ein Frosch und nahm ihre Hände:

„Sagen Sie doch ‚ja'! Bitte, bitte sagen Sie ‚ja'! Oder sagen Sie ‚nein', dann reiße ich sofort aus. Dann mache ich eine Reise um die Welt. Großpapa erlaubt's! Aber sagen Sie doch lieber ‚ja'. So antworten Sie doch nur etwas!"

Als sie eben den Kopf zu ihm heben wollte, drückte er mit aller Kraft ihre Hand:

„Wenn Sie ‚nein' sagen wollen, überlegen Sie sich's erst! Bitte, sagen Sie nicht gleich ‚nein'!"

Da lächelte sie schelmisch über ihr brennend rotes Gesicht:

„Ich will ja gar nicht ‚nein' sagen!"

„Also ‚ja'?"

Sie nickte. Die Kluge, Überlegene fand vor dem ernsten Werben des Mannes kein ‚Nein'.

Er nahm sie beim Kopf, und während sie die Stirn sinken ließ, vergrub er die Lippen in ihr Haar. Dabei rutschte er aus in seiner unbequemen Stellung, sprang auf, zog sie empor, faßte sie, die ebenso groß war wie er, um den Leib, hob sie mit der ganzen stämmigen Kraft seines

untersetzten Leibes hoch, wirbelte sie umher wie ein Kind und rief:

„Gott, ist das großartig von Ihnen!"

Er ließ sie nieder:

„Ich habe ja so eine wahnsinnige Angst gehabt! Ich bin ganz verrückt gewesen die zwei Tage. Ich hielt's nicht mehr aus! Wollen Sie denn wirklich?"

Sie antwortete, nun wieder ganz Herr ihrer selbst:

„Trauen Sie mir nicht zu, ‚nein' zu sagen?"

„Du!"

Sie lachte:

„Das geht nicht gleich so! Sie haben auch ‚Sie' gesagt!"

„Erst müssen wir aber doch die Mama fragen?"

Else richtete sich abweisend auf:

„Ich tu, was ich will!"

„Aber wir wollen's ihr doch wenigstens sagen?"

„Sagen — ja! Aber über sich entscheidet man selbst!"

„Und Sie haben entschieden?"

Sie nickte glückselig:

„Ja!"

Er küßte ihre Hände und wiederholte immer wieder seinen Dank. Dann erzählte er mit all seinem Mitteilungsbedürfnis und seiner Offenheit, daß er mit dem Großpapa schon gesprochen, daß es der Großpapa erlaubt, während ihm das Mädchen seiner Wahl eben vom Selbstbestimmungsrecht des Menschen gesprochen.

Else ging, um ihre Mutter zu holen. Der junge Offizier bemerkte erst jetzt, daß er ganz naß geworden war vor Erregung. Er tupfte sich die Stirn, und seine Gedanken

waren bei der Mama: wie glücklich würde sie sein! Er meinte nämlich, ihre Abwehr sei nur des Großvaters wegen gewesen.

Wie Else schön war, frisch, gesund, blond, stark! Die paßte aufs Land! Das fand der Großpapa gewiß auch!

„Christof!"

Er drehte sich um: da stand Traugott Breitsamter mit strahlenden Augen und doch fast schmerzlich emporgezogener Stirn, die Arme weit geöffnet:

„Christof! Christof!"

Im ersten Jubel fiel er dem, der nun sein Onkel werden sollte, um den Hals.

„Meine Else . . .!"

Er ließ das Wort klingen wie etwas, das es sonst auf der ganzen Erde nicht gab. Nun erst sah er, daß Traugott Breitsamters Augen seltsam glänzten: er weinte? Einen Augenblick war Christof Renatus betreten. Aber Traugott fand sofort eine Erklärung:

„Wissen Sie, Christof, wenn ich so ein junges Glück sehe und denke, daß mein eigenes Leben verpfuscht ist, und daß ich Dummheiten gemacht habe, unwiderrufliche Dummheiten . . . ach, es ist, daß man manchmal . . ."

Christof Renatus faßte im eigenen Glücke nicht den Schmerz. Traugott fuhr fort, als müsse er wiederum erklären:

„Man denkt nach über sich und was man verfehlt hat. Verstehen Sie mich recht, lieber Christof! Hinter mir liegt ein verpfuschtes Leben! Ich bin sonst nicht der Mann, der nahe ans Wasser gebaut hat! Aber manchmal überkommt es einen! Begreifen Sie das nicht?"

In Christof Renatus' Seele war trotz all seines Glückes ein tiefes Mitleid mit diesem Manne, zu dem ihn irgend etwas Unerklärliches zog, trotz jener Abneigung, die er einst als Kind gegen ihn empfunden. Er öffnete die Arme, und in einem jähen Überschwang drückte Traugott Breitsamter dem Neffen einen kurzen Kuß auf die Wange. Dann wandte er sich um und lief wie ein Wahnsinniger davon.

* * *

Baronin Elise von der Beckenburg, geborene von Breitsamter, stellte ihre Tochter in Engolsheim selbst als Braut vor. Damit ein Mann dabei wäre, begleitete sie ihr Bruder.

Aller Mädchenreiz schien über Else gegossen, als sie in Frau von Werds Zimmer trat. Die hatte sich gegen das Fenster setzen lassen und ihren grünen Schirm von den Augen genommen. Die Vorhänge, sonst das Licht abdämpfend, waren zur Seite gezogen, denn die heilige Barbara wollte die Braut genau sehen. Sie entschuldigte sich, daß sie nicht aufstehen könne, und begann natürlich sofort ein langes Jammerlied von ihren Leiden. Der Major fand, seine Frau könnte nun einmal von etwas anderem beginnen, darum griff er bald in die Unterhaltung ein, indem er Traugott auf landwirtschaftliche Dinge brachte.

Während die älteren miteinander redeten, saß Christof Renatus in Glücksträumen verloren da und betrachtete seine Braut.

Baronin von der Beckenburg hatte nichts Weltmännisches. Das Blut ihres Vaters Ehrenreich schien sich zu regen, wie sie die heilige Barbara, die gleichsam hofhaltend

dasaß, mit Artigkeiten überschüttete. Als der Major der Braut Engolsheim zeigte, mit der Andeutung, wobei er ab und zu Christof Renatus einen Blick zuwarf, daß sie hier einmal zu sagen haben würde, trottelte die Brautmutter mit, ein wenig fünftes Rad am Wagen.

Eva schritt hinterdrein, so kam Traugott an ihre Seite. Seine Augen liefen über die unvorteilhaft gewordene Gestalt und den grauen Kopf, den sie schief hielt, während des Gehens ab und zu mit dem Sonnenschirm Steinchen vom Boden fortschnellend. Er räusperte sich:

„Ich glaube, Christof Renatus bekommt eine gute Frau!“

„Das sollte mich freuen für meinen Sohn!“

„Mich auch! Er wird wohl nach Engolsheim übersiedeln?“

Hastig gab Eva zurück, ohne ihren Begleiter anzublicken:

„Er bleibt in Potsdam!“

„Aber Herr von Werck sagte mir eben, er würde, wenn er heiratete, den Abschied nehmen.“

„Ich glaube nicht, daß mein Schwiegervater die Verwaltung abgäbe, denn er ist der Majoratsherr, und nicht mein Sohn.“

„Aber er wird es doch einmal! . . . Es mag schwer sein, wenn man so lange regiert . . .“

„Mein Schwiegervater ist aber noch ganz frisch!“

„Das freut mich sehr! Ja, was in so einer langen Spanne Zeit alles geschieht!“

Eva sagte sofort:

„Und sich verändert!“

„Gewiß, gnädige Frau! Wir werden anders mit den Jahren! Ich bin sehr anders geworden! Sehr!"

Eva antwortete hastig und ging schneller, als wollte sie den Vorausschreitenden näher kommen:

„Und ich auch!"

Traugott Breitsamter spann den Satz fort:

„Mir ist wirklich, als ob die Vergangenheit nie gewesen wäre!"

„Das ist ein Glück für Sie, Herr von Breitsamter!"

Immer wieder kehrte er zurück zu seinem Gedankengang:

„Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, denkt man nach, was man verfehlt hat. Dann begreift man manches gar nicht mehr! Aber das liegt ja auch alles so fern!"

Zum erstenmal sah sie ihn an:

„Und das ist gut!"

Er schielte zu ihr:

„Dieses Fernwerden, dieses Vergessen ist ein Hilfsmittel der Natur. Nur so kann man weiterleben!"

Heftig fast gab sie zurück:

„Aber das Weiterleben ist oft furchtbar!"

„Nach Jahren ist alles vergessen!" sagte er, hob die Arme, ließ sie fallen und machte ein gleichgültiges Gesicht. Sie antwortete wie gereizt:

„Ganz gut, aber dann gäbe es keine Reue!"

Er machte wieder die achselzuckende Bewegung:

„Nach Jahren nicht mehr!"

Sie biß die Lippen aufeinander:

„Das wäre eine leichte Manier, die Schuld abzutun!"

Er huschte drüber hinweg:

„Ich bin lange in England gewesen. Wenn man da ein Jahrzehnt hindurch ganz andere Verhältnisse sieht, wird einem wirklich alles fern!“

Sie schwiegen wieder eine Weile, bis sie begann:

„Da ist Ihnen die englische Zeit nun auch fern?“

Er wurde lebhaft:

„Gott sei Dank! Die ist vorbei! Ich bin schwer gestraft worden, das können Sie mir glauben! Es war furchtbar!“

Sie sah zu den anderen, die aber nichts hören konnten, denn die Stimme des Majors tönte laut, dann blickte sie Traugott Breitsamter an — und etwas wie Haß schoß aus ihren Augen —:

„Glauben Sie, ich wäre nicht schwer bestraft genug?“

Sie stürmte ein paar Schritte vor und rief ihrem vorausschreitenden Schwiegervater zu:

„Papa, gehen wir nicht zu den Fasanen?“

„Ein andermal, liebes Kind! Es ist zu weit!“

Sie dachte: ‚wie hätte er früher darnach gedrängt, daß man die Fasanen sehen müsse! Ja, man wird anders mit den Jahren! Alles vergeht!‘

Als der feierliche Besuch endete, nahm Christof Renatus seine Braut beiseite:

„Else! und ich habe keinen Augenblick mit dir allein gesprochen!“

Sie sagte mit roten Wangen vom Gange:

„Du kommst hinüber! Wann wirst du kommen? Heute abend? Dann bleibst du zum Abendessen!“

Er war traurig:

„Ich habe ja keinen Urlaub mehr!“

„Aber mir zuliebe bleibst du!"

Er setzte ihr auseinander, wie der Dienst eine Gewalt sei über allen Forderungen zweier Menschen. Sie schien es nicht einzusehen und warf die Lippen auf:

„Der öde Drill . . ."

Er fühlte sich leise gekränkt in seiner Leutnantsherrlichkeit und versuchte einen Scherz:

„Na, Else, paß mal auf, wenn du erst mal Regimentsdame bist!"

Doch sie hörte nicht darauf und bat noch einmal:

„Tu's mir zuliebe, bleib da!"

„Ich kann nicht!"

Plötzlich wurde sie heftig:

„Na, dann laß es bleiben!"

Er flüsterte ihr erschrocken ins Ohr:

„Else, bist du bös?"

Sie zeigte ihm lachend die schönen Zähne, Gesicht und Hals wie Milch und Blut:

„Aber nein!"

Da ebbte ihm ein Blutstrom zum Herzen, er flüsterte:

„Ich möchte dich küssen!"

Und als es niemand sah, küßte er sie auf den Hals. Sie zog die Schultern in die Höhe, aber sie lachte. Mit dem Versprechen, ehe sein Zug ginge, noch einen Augenblick nach Bärwalde hinüberzukommen, trennten sie sich. — — —

Als die Wercks allein waren, wurde das Urteil über die künftige junge Frau abgegeben. Die heilige Barbara meinte:

„Sie sieht sehr vornehm aus!"

Und der Major:

„In der Landwirtschaft weiß sie gut Bescheid. Nicht bloß Blumen interessieren sie wie die Frauenzimmer sonst, sondern auch der Dung! Sie hat auch eine Ahnung von Chemie!“

Christof Renatus meinte:

„Ja, ich werde die Ohren steif halten müssen!“

„Allerdings, mein Junge!“ lachte der Major.

Erst als Christof Renatus packte, wurde über Elses Mutter gesprochen. Beim Major flammte doch die alte Breitsamter-Abneigung auf:

„Ganz der Typus! Klein und dick! Na, Gott sei Dank, daß die Braut von der Mutter nicht viel hat! Traugott Breitsamter ist ein orientierter Mann, aber die anderen, nee, nee . . . Sieht die ordinär aus!“

Die heilige Barbara, obwohl selbst dreimal so stark, stimmte ihm bei, ‚sie könne so fette Menschen nicht leiden‘.

Als dann Christof Renatus herunterkam im Reiseanzug und die Tasche schon auf den Jagdwagen geladen war, zog ihn der Großpapa nochmals in sein Zimmer. Er sprach davon, er würde alt, ewig könne das Dienen ja auch nicht dauern, und die letzte Zeit, die ihm auf der Erde noch vergönnt sei, möchte er doch gern mit eigener Hand den Enkel einführen in die Verwaltung:

„Mein Junge, jetzt ist der gegebene Augenblick, den Abschied zu nehmen! Sei nicht traurig, du armer lieber Kerl!“

Aber zu des Großvaters größtem Erstaunen meinte Christof Renatus, indem ihm das leise erregte Gespräch mit seiner Braut noch in den Ohren klang:

„Ich habe selbst schon daran gedacht, Großpapa!“

„Na ja, siehst du, so sind wir beide! Ich ahne was, und du denkst es auch! Nun leb wohl, mein Junge! Ich bin mit deiner Braut einverstanden. Bald werde ich nun Urgroßvater sein! Ja, ja, die Zeit vergeht!"

Er geleitete den Enkel in die Halle hinaus. Dort wartete Eva. Christof Renatus fragte vor dem Einsteigen seine Mutter:

„Gefällt dir Else?"

Sie antwortete herzlich:

„Sehr gut!"

Es war ihm aber nicht genug:

„Nur sehr gut?"

Sie lachte:

„Mein Dummchen! Was soll ich denn noch mehr sagen?"

Aber er fuhr mit dem leisen Gefühl davon, als ob ihre Begeisterung hätte heller klingen müssen.

Nur wenige Minuten blieben für Bärwalde. Im Dunkel des Parkes, in dem sie hin und her gingen, weil die alte Frau von Breitsamter gesagt: ‚ein junges Paar habe sich noch allerlei mitzuteilen!', umarmte Else mit einem Male stürmisch ihren Verlobten. Sie trug eine durchbrochene Bluse, und im Ansturm des Gefühls küßte er sie auf Schultern und Arme. Da umschlang sie ihn wieder. Wie sie ihm zum ersten Male die Zärtlichkeiten zurückgab, fühlte er ihren straffen, festen Körper, und eine große Glückseligkeit kam über ihn.

Als er dann einsam davonfuhr, lächelte er vor sich hin. Er fühlte: er hatte sie gewonnen!

Und Christof Renatus zündete sich eine Zigarette an,

paffte den Rauch von sich und summte ein Lied. Noch nie in seinem Leben war er so glücklich gewesen.

* * *

Leutnant von Werck reichte zum Bedauern seiner Kameraden den Abschied ein. Doch man verstand ihn, denn zu gleicher Zeit vernahm man, daß Major von Werck, eines der bekanntesten Herrenhausmitglieder der konservativen Partei, wegen hohen Alters sein Mandat niedergelegt habe. Wer ihn kannte, immer noch ein schlagfertiger Debatter, der, wenn er auch etwas langatmig sprach, doch auch scharf werden konnte, wunderte sich, daß er zurücktrat. Es hieß, er wolle den Enkel in die Verwaltung des großen Besitzes einführen; dazu könne er aber nicht wochen- und monatelang abwesend sein.

Christof Renatus trat also zu den Offizieren der Reserve über. Er hatte vor dem Augenblicke gebangt, wenn er einmal den bunten Rock ausziehen müßte, und nun wurde es ihm leicht, lebte doch in ihm nur ein Gedanke: seine Braut zu sehen. Er löste in Potsdam alles auf: nur die Pferde nahm er mit nach Engolsheim, denn er wollte fleißig reiten. Da aber seine Braut nicht ritt, so kam er wenig dazu, denn jeden Augenblick benutzte er, um drüben bei ihr zu sein.

Else interessierte sich, obwohl sie in der Theorie für körperliche Ausbildung des Weibes schwärmte, in Wirklichkeit nur insoweit für Pferde, als sie landwirtschaftlichem Gebrauch dienten, wie sie ihn auf dem Gute ihres Vaters kennen gelernt. Ein Büchermensch, hatte sie über alles gelesen. Nun war es ihr Stolz, vor dem Major ihr Licht

leuchten zu lassen in einschlägiger Literatur, die der alte Herr im Laufe eines langen Lebens nur so nebenbei kennengelernt, ohne sich sonderlich um Theorie zu bekümmern.

Der Major nahm das Brautpaar überall hin mit. Christof Renatus wäre aber lieber nur mit seiner Braut gewesen. Als er es Else sagte, antwortete sie:

„Wir sind ja abends allein!"

Das schien ihr genug. Dann saßen sie in einem Zimmer neben dem großen, wo die alte Frau von Breitsamter las oder häkelte. Elses Mutter und Schwester waren abgereist.

In dem Mädchen wohnten zwei Seelen: der immer bildungsdurstige Verstand und ein unbewußtes Sichregen der Sinne. In Christof Renatus aber war nur eine dunkle Glückseligkeit. Ihm hätte es genügt, stundenlang der Geliebten Hand zu halten und den Duft ihres blonden Haares einzuatmen. Nur bei ihr sein mußte er. In Engolsheim an die Entfernte denken, das hielt er nicht aus. Nein: ein kurzer scharfer Ritt hinüber, dann hinaufeilen und sie in die Arme schließen.

Sie aber hatte dann gerade gelesen und kam nicht einmal immer herunter. Er begriff nicht, daß sie nicht alles beiseite warf, wenn er erschien. Das ernüchterte ihn. Ja manchmal stieg leiser Ärger in ihm auf. Er sagte es ihr. Sie verstand ihn gar nicht:

„Es gibt doch noch andere Dinge, Christof! Du hast doch auch deine Pflichten? Ein Mann muß Pflichten haben und Tätigkeit!"

Er hatte aber, da ihm der Großvater das Gut noch immer nicht überließ, nichts zu tun, als an die Braut zu denken. Das erklärte er ihr einmal an einem jener

Abende, als sie im kleinen Zimmer saßen, nebenan bei offenstehender Tür Traugott und seine Mutter. Flüsternd gestand er ihr, — die da drin brauchten es nicht zu hören —:

„Ich möchte jeden Augenblick bei dir sein!"

„Hast du denn nichts zu tun, Christof?"

Er umschlang sie:

„Dich zu lieben!"

Sie ließ sich seine Zärtlichkeit gefallen, zog ihn plötzlich an sich und gab ihm seine Küsse zurück. Bald aber sagte sie:

„Ich ersticke!"

Lächelnd machte sie sich los. Er streichelte sie:

„Ach, du Arme!"

Von ihr war es aber nur ein Vorwand, und sie hielt ihn nun etwas von sich entfernt. Sie sprachen von der Hochzeitsreise. Christof Renatus wollte, da es Winter war, nach Italien. Sie aber wünschte in allen deutschen Städten die Museen zu sehen, die sie nicht kannte.

Dazu brachte sie ihm Bücher über Malerei und Skulptur, allgemeine wie Einzelschriften, und zeigte ihm Bilder. Er ließ sich von ihr vortragen, er beugte sich nieder und betrachtete, was sie ihm zeigte. Dabei legte er den Kopf an den ihren und schlang den Arm um sie. Es gab auch wohl einen verstohlenen Kuß. War sie aber mit ihrem hellen Verstande bei etwas, so wollte sie sich dem auch ganz widmen: sie schob also seine Hand zurück und sagte ein wenig schulmeisterlich:

„Wir wollen ernst sein!"

Nun blieb er steif neben ihr sitzen. Sie zeigte Abbildungen und sprach von Malern, Bildhauern, Architektur. Immer nur theoretisch, denn sie kannte nur wenig durch An-

schauung. Auf Schulen, Stile, Jahreszahlen, die sie am Schnürchen hatte, legte sie Wert. Er rieb sich die Augen und begann verstohlen zu gähnen. Da fragte sie ihn plötzlich, wie eine kleine Lehrerin:

„Was habe ich jetzt gesagt, Christof?"

Statt aller Antwort schloß er sie in die Arme, doch sie klappte die Bücher zu und ging hinüber zu Großmutter und Onkel, zurückschielend, ob er ihr folge. Sie wollte gerufen sein. Da er nun nicht kam, verschwand sie in der Tür.

An Christof Renatus nagte die erste Verstimmung. Er fragte sich: ‚Hast du etwas falsch gemacht?' Dann wieder kam ein Trotz über ihn: er wollte sich nicht unterkriegen lassen! Er hatte zu bestimmen, und nicht sie! Da gab er den Büchern, die noch auf dem Tisch lagen, einen Stoß, daß einer der dicken Wälzer aufblätternd zu Boden fiel, lehnte sich zurück und kreuzte mit finsterem Gesicht die Arme. Sie mußte wiederkommen! Doch er wartete vergebens.

Else hatte sich an den Tisch gesetzt, an dem die Großmama mit ihrer Arbeit saß. Traugott studierte im Abendblatt die Kurse. Er hatte dazu weit nach vorn auf der Nase einen Kneifer aufgesetzt, über den er hinwegschielte, als seine Nichte eintrat. Aber ernst, wenn es Arbeit galt, ließ er sich nicht stören; erst nach einer Weile faltete er die Zeitung zusammen und sah abwechselnd Else und seine Mutter an.

Das junge Mädchen hatte die Arme gekreuzt, genau wie ihr Verlobter im andern Zimmer. Traugott fragte:

„Wo ist denn Christof?"

„Drüben!"

Frau von Breitsamter fragte erstaunt:

„Ihr seid nicht zusammen?"

„Nein, Großmama!"

Traugott stand auf. Aber sie bat:

„Bitte, Onkel, laß ihn!"

Die Stirn in Falten, fragte er:

„Habt ihr euch gestritten?"

„Ach, gestritten nicht! Wir haben über Dinge gesprochen, die Christof nicht kapiert!"

Die Großmutter ließ ihre Arbeit sinken und sagte gedämpft — Angst in den Blicken, die sie zu ihrem Sohne gleiten ließ —:

„Else, ich habe es dir oft gesagt, du hast etwas so Überhebendes! Weil du ein paar Jahreszahlen weißt, die ich auch nicht weiß, meinst du, du bist allen über! Das ist nicht recht von dir, nicht hübsch und nicht klug!"

Das junge Mädchen warf die Lippen auf, über der starken, festen Brust die Arme gekreuzt. Traugott setzte sich neben seine Nichte:

„Else, verdirb dir's nicht! Du bist nicht nett mit ihm!"

„Und er nicht mit mir!"

Sorgenvoll runzelte Traugott Breitsamter die hohe Stirn:

„Aber um Gottes willen, das kann doch nicht jetzt schon losgehen! Wie soll denn das später werden? Solche Sachen darf man gar nicht erst aufkommen lassen! Glaube mir, ich rede aus Erfahrung!"

Er nahm ihre Hand:

„Ich bitte dich, tu uns das zuliebe oder dir zuliebe!"

Das junge Mädchen ließ die Arme los und beugte sich

zu ihrem Onkel, dessen scharfer Verstand sie immer angezogen:

„Christof hat so gar keine Interessen!"

Über Traugotts Gesicht ging ein Leuchten:

„Aber er ist ein lieber, offener, freier, natürlicher Mensch!"

Sie krampfte die Fingerspitzen zusammen und öffnete sie ein paarmal:

„Das hilft doch nichts! Er ist so ungebildet!"

Traugott Breitsamter wollte den Gedanken gar nicht weiterfressen lassen:

„Wenn er nur erst Tätigkeit hat! Paß auf! Er ist ein ganzer Kerl. Dann sollst du ihn sehen!"

Er erzählte, wie Christof Renatus einmal in Potsdam ein ertrinkendes Kind aus dem Wasser geholt, von der Parade kommend, wie er gewesen. Es war, als ob das Bild dieses kräftigen einfachen Triebmenschen, der zu ihren schlafenden Sinnen gesprochen, vom ersten Augenblicke an wieder lebendiger würde. Sie fragte:

„Onkel, was soll ich tun?"

„Geh hinein! Du darfst es auch nicht zum kleinsten Riß kommen lassen! Das wäre ja schrecklich! In sechs Wochen soll doch die Hochzeit sein!"

Nun ganz willenlos, fragte sie:

„Was soll ich ihm denn sagen?"

Die Großmutter stand auf, daß ihre Arbeit zu Boden fiel, ging ängstlich zu ihrer Enkelin:

„Ja, Else, wenn du das nicht weißt, das ist freilich schlimm! Ich will dir die beste Antwort sagen, die eine

Frau geben kann, sobald die geringste Verstimmung gewesen ist: geh hin und gib ihm einen Kuß!"

Else zögerte. Endlich raffte sie sich auf und verschwand im Nebenzimmer. Frau von Breitsamter und ihr Sohn sahen sich erschrocken an. Sie flüsterte:

„Um Gottes willen, was soll denn da werden?"

Er zuckte die Achseln:

„Ich will mal mit Christof sprechen!"

Sie nahm seine Partei:

„Der ist nicht schuld!"

Doch Traugott meinte:

„Er müßte energischer sein!"

Die alte Dame sah ihren Sohn traurig an:

„Bist du's gewesen?"

Und die Geschichte eines ganzen Mutterjammers klang daraus.

Ein Lächeln ging über sein Gesicht:

„Er ist ein so guter Junge! Kleine Verstimmungen gibt es immer!"

Als er in die Tür trat, kam ihm das Brautpaar entgegen, Arm in Arm. Er wandte sich zu seiner Mutter mit einem Blick, der zu bedeuten schien: ‚Hab ich's nicht gesagt?'

An diesem Abend gab die Braut Christof Renatus das Geleite bis zum Stall. Es war spät geworden, und der Kutscher schlief. Der Leutnant weckte ihn nicht, sondern sattelte selbst seinen Gaul. Es war ihm eine Freude, zu zeigen: ‚Wenn ich auch keine Ahnung habe, wann der Esel von Pinturicchio geboren ist, oder wer Veit Stoß war, siehst du, hier weiß ich Bescheid!'

Sie folgte ihm mit den Blicken, wie er die Arme straffte, den Gurt anziehend, und sein kurzer Stiernacken dunkelrot ward bei der Anstrengung. Mit einem Male umgriff sie ihn von hinten:

„Bist du gut?"

Er wandte sich, umfaßte ihren Leib und hob die schlanke, kräftige Mädchengestalt mit beiden Armen hoch, wie ein stämmiger kleiner Athlet. Sie rief ängstlich:

„Ich falle! Ich falle!"

Aber sie lachte dabei und fühlte prickelnd die Kraft des Mannes.

* * *

Auf und nieder ging die Liebe zwischen den beiden. Verstimmungen kehrten immer wieder. Christof Renatus, der zu Hause nichts zu tun hatte, als an seine Braut zu denken, nichts zu tun, als seine Ehe vorzubereiten, regte sich darüber so auf, daß er bisweilen in Engolsheim kein Wort sprach und der Major ihn öfters fragte, was denn nur eigentlich geschehen wäre. Er ärgerte sich über seinen Enkel, in der Meinung, es sei schlechte Laune, und sagte zur heiligen Barbara:

„Verlobte sind immer mehr oder weniger verrückt! Gott sei Dank, daß der Zustand nun bald ein Ende hat!"

Dann wieder ging er mit seinem Enkel — denn es war sicher nur die Beschäftigungslosigkeit, diesem ein Leben hindurch Beschäftigten ein Greuel — durch den Wald und zeigte ihm praktisch, was er an Forstwirtschaft am grünen Tisch erlernt. Wirtschaftsgebäude, Ställe wurden besucht, und der Majoratsherr sprach dabei in einem Ton, als könne der Kronprinz bald die Regierung antreten.

In der Tat hatte der alte Herr jetzt öfters wieder Niederlagen: Einmal eine Erkältung, so heftig, daß Doktor Becker meinte, es würde eine Lungenentzündung daraus. Aber die gewaltige Natur des Majors überwand es. Nur schonte er sich nicht. Schonung hatte er nie gekannt. Kamen aber solche Tage, so redete er ernstlich davon, bald die Leitung des Gutes abzugeben. Dann ging er mit seinem Enkel die Bücher durch. Erträge, Kosten wurden abgewogen und gezeigt, wieviel in dem großen Besitz an lebendigem und totem Inventar angelegt war.

Da geschah es einmal nach einem erneuten Zusammenstoß mit der Braut, daß Christof Renatus zwei Tage nicht nach Bärwalde ritt. Er kam darüber einigermaßen hinweg, denn er hatte zu tun. Wie er traurig zu seiner Mutter sagte: Der Segen der Arbeit!

Wenn Christof Renatus auch ihr gegenüber zuerst geschwiegen, auf die Dauer bedurfte seine mitteilsame Natur einer Menschenseele, zu beichten. Das geschah immer abends bei der Mama. Eva, die ewig unterjochte, weiche Natur, begriff Else nicht. Fast hätte sie ihrem Sohne gestanden, daß ihr von Anfang an das Mädchen nicht sehr gefallen, doch sie fürchtete, ihn zu kränken, und vergrub es wie alles in ihrer Seele.

Else kannte die künftige Schwiegermutter kaum, da Christof Renatus meist in Bärwalde war und sie nach Engolsheim nur kam, wenn die heilige Barbara im Unterhaltungsbedürfnis sie einmal einlud. Eva aber, nicht der Mensch, sich anderen mitzuteilen, wartete, daß Else zu ihr kommen sollte. Das geschah nicht, denn jener war diese leidende, passive Natur überhaupt unverständlich. Sie fand

auch geistig keinen Anknüpfungspunkt. Da Frau von Werck kaum von Engolsheim fortkomme, meinte sie, daß sie viel lesen müsse, und wunderte sich nicht wenig, wie Eva kaum wußte, was in der Bibliothek stand.

Als Christof Renatus nun schon seit vier Tagen von Else nichts gehört hatte, wurde er so unruhig, daß der Major ihn befragte. Sein Enkel wich aus: ‚es sei doch gut, er arbeite sich ein‘. Da sagte der alte Herr, der wieder einen seiner frischesten Tage hatte:

„Aber, lieber Junge! Du heiratest jetzt, dann wird es Weihnachten, dann macht ihr eure Hochzeitsreise, und bis ihr wiederkommt und eingerichtet seid, ist es Frühjahr. Am ersten April wollen wir darüber sprechen, ob du Engolsheim übernimmst. So eilig ist das nicht! Jetzt also vorwärts, besuche deine Braut!“

Er wunderte sich, daß Christof Renatus trotzdem bei den Wirtschaftsbüchern bleiben wollte, schmunzelte aber:

„Es freut mich eigentlich, Christof!“

Er war stolz, daß er Interesse zeigte. Im stillen sagte er sich auch: ‚Der wird ein rechter Werck! Die Weiber sollen ihn nicht unterkriegen! Wir haben anderes zu tun!‘

Als nun der fünfte Tag verging, Christof Renatus sich in Bärwalde nicht zeigte, von Else nichts vernommen ward, kam der Breitsamtersche Wagen: Traugott, der sich sonst ohne Aufforderung nie in Engolsheim blicken ließ, stieg aus.

Der Major war in die Stadt gefahren. Christof Renatus saß in seines Großvaters Zimmer über den Büchern, sah sie aber nicht an, denn er lief unausgesetzt ans Fenster, ob denn kein Brief käme. Als er den Bärwalder Wagen sah, schlug ihm das Herz. Er dachte, Else flöge in seine

Arme. Nun bat er Traugott hinauf in sein Zimmer. Die Treppe empor sprachen sie kein Wort. Drinnen aber fiel der junge Mann, geladen von Nervosität, Unruhe und Verzweiflung, dem künftigen Onkel, mit dem er sich jetzt ‚du' nannte, um den Hals:

„Kommt sie denn nicht?"

Traugotts Wange ruhte an der des jungen Werck:

„Du sollst kommen!"

„Nein, sie muß kommen!"

Traugott zuckte verzweifelt die Achseln:

„Was habt ihr denn nur?"

„Sie ist so merkwürdig gewesen!"

„Und sie sagt, du!"

„Dann will ich es dir erklären!"

Nun erzählte er, wie sie ihm wieder Unbildung und Mangel an Interessen vorgeworfen. Das ließe er sich nicht sagen. Dabei erhob er die Stimme:

„Eines weiß ich, und darüber wird sie sich klar sein müssen: Sie regiert nicht! Ich bin der Mann!"

Traugott meinte besänftigend:

„Das soll ja auch so sein! Habe nur etwas Geduld! Du weißt, dies Kommende ist ein so großer Schritt für ein Mädchen, daß sie vielleicht ein wenig nervös geworden ist. Willst du mir die Wahrheit sagen?"

Der junge Werck rief stolz:

„Die sage ich immer!"

Traugott blickte ihn forschend an:

„Liebst du sie?"

Christof Renatus sprudelte die Worte nur so heraus:

„Ja! Ich habe sie über alles gern! Nur in solchen

Augenblicken bin ich verzweifelt! Ich kann mir das als Mann nicht sagen lassen! Ich kann's nicht, und ich tu's nicht! Aber ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte ohne sie! Ich habe Else so lieb, so lieb, aber in solchen Augenblicken ... wenn sie so ist ... könnte ich sie vor Wut niederstechen! ... Ach Gott, es ist ja fürchterlich, was ich da sage, aber ich könnte für Else auch wieder alles tun, wenn sie lieb mit mir ist. Für sie will ich den ganzen Tag unterwegs sein, und abends nur immer sagen: Ich habe für dich gearbeitet! Ich habe geschuftet und gearbeitet diese fünf Tage, nur um zu vergessen, aber ich war immer zerstreut. Ich sollte was zusammenrechnen, ich konnte nicht zählen. Und ich bin in der Mathematik immer der Beste gewesen, was sonst nicht gerade Wercksches Talent ist!"

Traugott Breitsamter runzelte die Stirn. Er legte dem jungen Manne begütigend die Hände auf die Schultern:

„Es war ja nur eine Frage, Christof, für dein Glück! Denn ich ... ich habe dich so lieb gewonnen, laß mich das doch nur einmal dir sagen!"

Er umarmte ihn und preßte ihn zitternd an sich:

„Siehst du, ich war selbst so unglücklich in meiner Ehe. Mein ganzes Dasein ist heute verpfuscht! Ich sitze jetzt da, allein, habe niemand, niemand auf der Welt! In dieser Zeit habe ich dich so lieb gewonnen, ich darf's vielleicht gar nicht sagen, wie!"

Christof Renatus, der, so gern er Traugott mochte, doch mit Herz und Gedanken bei seiner Braut war, sah in dem Ausbruch des anderen Mannes nur die Sorge des Onkels, der das Schicksal seiner Nichte vielleicht bedroht sieht. Einen Augenblick hatte er sogar das Gefühl: ist das

echt? Darum wollte er noch mehr zeigen, wie er in das Mädchen verliebt war, und beschrieb ihre Gestalt, ihr Haar, ihre Hautfarbe, die Formen fast ihres Körpers.

Es hatte etwas leise Sinnliches, als sei in ihm eine starke Begierde, natürlich, wo zwei Menschen für das Leben sich vereinigten, aber doch bedenklich für das Glück einer Ehe, wenn sie zuerst und allein gilt.

Dabei kam die Sehnsucht, sie in die Arme zu schließen, so über ihn, daß er sich an Traugotts Brust warf und schluchzend erklärte, er wolle sofort mitkommen, sie nur wiederzusehen.

In Bärwalde stürmte er wie ein Rasender ins Zimmer und sprach, als sie eintrat, kein Wort, den stärksten Augenblick seiner Natur feiernd, nicht mit dem Verstande zu siegen, sondern mit der Kraft seiner breiten Gestalt, seiner straffen Muskeln, seiner glühenden Leidenschaft. Denn, wie immer, wenn er sie küßte, regte sich ihr Blut, das nur meist vom überragenden Verstande gedämpft wurde: ein Sich-versagen im Geist, ein Entgegenkommen mit den Sinnen, eine Liebe, der das regelnde Manometer fehlte, von der Natur diesem Mädchen nicht mitgegeben: das Herz.

* * *

Im alten Engolsheim war im zweiten Stock eine Flucht von Räumen für das junge Paar neu hergerichtet worden. Christof Renatus' Zimmer standen bereits fertig. Jene der Braut sollten während der Hochzeitsreise vollendet werden.

Wie die Vorbereitungen nun vorschritten, fragte der Major die heilige Barbara, was sie dazu sagen würde, wenn sie nächstes Frühjahr in die Stadtwohnung übersiedelten, die nun schon länger als ein Vierteljahrhundert leergestan-

den, denn dem Major widerstrebte es, das Haus, in dem eine Menge Familienbilder hingen, zu vermieten. Im ersten Augenblick war die heilige Barbara fast erschrocken:

„Aber mein Stuhl ist hier."

Der Major lächelte:

„Den könnten wir ja allenfalls mitnehmen!"

„Aber meine Zimmer."

„Die werden dort viel schöner sein!"

Als er ihr nun auseinandersetzte, daß sie auch mehr Zerstreuung haben würde, indem sie von ihren Zimmern den ganzen Stadtverkehr auf dem Marktplatze beobachten könnte, war sie gewonnen. Ja, sie redete sogar gern von der Übersiedlung im Frühjahr.

Ein paarmal schwankten zwar die Ideen hin und her: der Major meinte, man könne vielleicht noch den Sommer auf dem Lande verleben. Die Änderungen in seinen Absichten hingen mit seinem Gesundheitszustande zusammen: war er ganz der starke Mann, so schob er den Plan weiter hinaus, überfiel ihn aber ein neuer Katarrh, so wollte er schon früher in die Stadt übersiedeln und damit das Majorat seinem Enkel übergeben.

Es kam noch etwas hinzu: der alte Doktor Becker, der nichts mehr war, aber auch nichts mehr sein wollte als ein braver Landarzt, genügte ihm bisweilen nicht. Der Major hätte sich gern von einem anderen beraten lassen, mochte aber seinen langjährigen Freund nicht kränken. In der Stadt war es etwas anderes, und da es dort hervorragende Spezialisten gab, so meinte er, sie müßten ihm seine alte Kraft wiedergeben können. Er sagte sich aber nicht, daß der Verfall seines Körpers in den Jahren begründet lag,

er außerdem den Ärzten in der Stadt genau so wenig, ja vielleicht noch weniger gehorchen würde als dem alten Praktiker Becker, der ihn bald ein halbes Jahrhundert kannte.

Die Trauung in Bärwalde war in Rücksicht auf Gäste, die in der Woche nicht abkommen konnten, auf einen Sonntag festgesetzt. Am Sonnabend sollte der Polterabend sein. Bald begannen denn in Engolsheim die entfernten Verwandten Werck einzutreffen, denen durch die junge Ehe offenbar jede Anwartschaft auf das Majorat abhanden ging.

Auch Perpetua kam mit ihren Söhnen: Max, dem Kadetten, der zu Ostern schon bei Christofs Regiment eintreten sollte, Egon, dem Tertianer, und Karl, der noch nicht einmal Griechisch lernte. Aller Groll der heiligen Barbara über die lange Abwesenheit ihrer Tochter war verflogen. Es gab Umarmungen über Umarmungen, und sie begann, wie immer, von all ihren Leiden zu erzählen. Doch Perpetua ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern klagte ihrerseits über die eigene Verlassenheit, als ob das Wesen der Mutter sich in ihr wiederhole.

Dann saßen die drei Jungen bei der Großmama, die kleinen ungeduldig, denn sie wollten die Pferde ansehen und im Park herumtoben. Der Kadett dagegen umschmeichelte und bedauerte die Großmutter, so daß er derart ihr Herz gewann, daß sie ihm die Schlüssel zum Schreibtisch gab, ihn kramen ließ und ihm schenkte, was dem jungen Menschen etwa gefiel: ein Portemonnaie, ein Büchschen, ja sogar das Tintenfaß. Sie beraubte sich keines Notwendigen, denn die heilige Barbara pflegte die Feder nicht mehr einzutauchen.

Auch Asta war gekommen, still und ohne Aufsehen. Sie hatte sich selbst verbannt; wenn sie wiederkam — gut — aber es regte niemand groß auf.

Christof Renatus hatte einen Besuch bei seiner Braut gemacht, doch er kam bald wieder und blieb schweigsam sitzen, während Asta der Mama von Wiesbaden erzählte, wobei sie vom Major einiges Bedauern zu hören bekam, daß sie keine Anhänglichkeit an den alten Familienbesitz besäße. Die große, blonde, schlanke Frau, die viel jünger aussah als ihre Jahre, verteidigte sich in ihrer Selbstsicherheit nicht, sondern ging einfach auf anderes über. Von den Breitsamtern redete sie: es sei doch merkwürdig, wie man nun mit ihnen, von denen man lange Jahre kaum etwas gewußt, auf einmal in verwandtschaftliche Verbindung trete.

Der Major machte ihr ein Zeichen: Christof Renatus saß dabei. Er schien jedoch nichts zu hören, denn er hatte den Kopf mit dem dichten, tief in die Stirn wachsenden Haar gesenkt, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, die Hände ineinandergefaltet und blieb regungslos. Asta meinte:

„Man kann doch darüber reden! Es ist ja etwas ganz Erfreuliches!"

Der Major betonte:

„Allerdings! Und dann . . . Else ist ja gar keine Breitsamter, sondern eine Beckenburg! Sie sieht sehr vornehm aus!"

Asta wollte ihrem Neffen eine Liebenswürdigkeit sagen:

„Nun, Christof, klingen dir nicht die Ohren?"

Der fuhr in die Höhe:

„Wie meinst du, Tante?"

Sie blickten ihn erstaunt an. Seine Mutter aber verzog

schmerzlich das Gesicht. Am liebsten hätte sie ihn gefragt: ‚Ist denn wieder etwas geschehen?‘

Auch auf Lühne kam die Rede, und nun war es die heilige Barbara, die ihrer Tochter Gefühle schonen wollte und ihrerseits ein Zeichen gab, nicht davon zu sprechen. Es war aber so auffallend, daß Asta anfing zu lachen:

„Liebe Mama, ich will dich nur trösten: ich bin sehr glücklich allein! Überhaupt, ich weiß nicht, was die Menschen immer wollen, warum soll denn eine alte Jungfer durchaus unzufrieden sein? Wenn ich mir einbilde, ich sollte dem Herrn Gemahl abends die Pantoffel ans Bett schleppen, dann . . . ist es schon besser so!“

Perpetua meinte halblaut in ihrem Witwenschmerz: „Wenn man ihn nur lieb hat!“

„Ja, wenn, wenn, wenn! Aber wie selten ist das!“

Der Major brach ab:

„Das ist kein passendes Thema vor der Hochzeit. Jetzt wollen wir lustig sein! . . . Kennst du die Braut, Asta?“

„Nein, Papa!“

„Nun, wir fahren morgen früh hinüber. Ihr müßt ja doch Besuch machen vor dem Polterabend!“

Asta legte die Hände zusammen, was soviel hieß, wie: ‚Ach, du lieber Gott!‘

Dann begann sie wieder von ihrem geliebten Wiesbaden zu erzählen, als eine frische, fröhliche Frau, die keine Fesseln im Leben duldet und sich kraft genügender Mittel — sie hatte eine Tante beerbt — ihr Dasein schaffen kann, wie sie will.

Christof Renatus erhob sich, während sie redete, und küßte der Großmama die Hand. Zu Asta sagte er:

„Verzeih, liebe Tante, wenn ich nicht länger zuhöre, aber ich bin müde!"

„Nanu, ein junger Mann? Es ist doch noch nicht zehn?"

„Ich . . . habe allerlei zu ordnen!"

Es war große Stille, während er ging.

Kurz nach ihm verschwand auch seine Mutter. Man war es gewöhnt.

Eva wollte Christof Renatus noch aufsuchen auf seinem Zimmer, aber er hatte zugeschlossen und antwortete nicht, als sie klopfte. —

Am andern Morgen fuhren alle Wercks, auch die entfernten Verwandten, nach Bärwalde. Christof Renatus sollte dabei sein, doch im Augenblick, als es fortging, war er nirgends zu finden. Der Major tröstete sich mit dem Gedanken, er würde schon drüben sein, sie mit zu empfangen!

Er fragte Traugott nach seinem Enkel. Der wußte nichts von Christof Renatus. Der Major senkte die Stimme:

„Aber es hat doch nichts gegeben?"

Herr von Breitsamter kniff die Lippen zusammen, ohne den alten Herrn anzublicken:

„Kleine Reibungen kommen wohl bei jedem Brautpaar vor!"

Herr von Werck gab lange Lebenserfahrung wieder:

„Gewiß. Die anderen sind auch oft schuld: man will allein sein, wenn man so verliebt ist, und nicht immer allen Tanten Rede stehen. Na, morgen ist's ja vorbei!"

Er rieb sich die Hände und kicherte mit ein wenig heiserer Stimme vor sich hin.

Am Treppenabsatz kam Frau von Breitsamter ihnen

entgegen. Es wurde bekannt gemacht. Asta, schlank, blond, blieb etwas steif im Hintergrunde stehen.

Da erschien die Braut. Sie hatte die Trauer abgelegt und trug ein weißes Kleid. Es stand ihr nicht so gut wie das dunkle. Die Augen aller Wercks, die sie noch nicht kannten, liefen über sie. Die beiden jüngeren Bragge: Egon und Karl, betrachteten sie scheu wie ein Wunder; Max, der älteste, nur flüchtig, zu wohlerzogen, um sie anzustarren.

Nun ging es in Frau von Breitsamters Zimmer. Man verteilte sich nicht, sondern setzte sich um das Sofa im Kreise, noch erweitert durch die anderen Breitsamter, die allmählich eintrafen: zuerst Baronin Elise Beckenburg mit ihrer jüngeren Tochter Marie. Man wünschte der Brautmutter Glück. Sie nahm es fast mit dem gleichen vererbten Lächeln entgegen, das ihr Vater Ehrenreich gehabt. Marie war verlegen, und Perpetua, wie alles Weibliche am Sichvereinen junger Menschen voll rührendem Interesse, flüsterte Asta zu:

„Ein schwerer Augenblick! Das arme Ding!"

„Warum denn schwer?"

„Wenn die Schwester weggeht? Übrigens ist die eigentlich viel hübscher als Else!"

Asta gab leise zurück:

„Aber eine Puppe. In Christofs Braut steckt mehr drin!"

Der große Kreis mußte erweitert werden, denn es erschien noch der Geheime Regierungsrat Emanuel von Breitsamter, ziemlich dick und auch er erheblich kahl geworden. Die Schmisse auf seiner Backe schienen röter zu glühen als früher.

Zuletzt klirrten Sporen, der jüngste Breitsamter trat ein: Sigismund, der schmalste und schlankste. Eigentlich ein hübscher Mensch, war er zu rot im Gesicht. Vielleicht trug die unangenehme Ziegelfarbe seines Dragonerkragens dazu bei. Der Rittmeister hatte immer in bevorzugter Garnison gestanden, erst vor kurzem in ein Regiment an die Grenze versetzt, hielt er es nun für nötig, diese Tatsache mitzuteilen. Er behauptete, leider sei diese Uniform bekannt als die häßlichste der ganzen Armee.

Der Major sah ihn ohne Antwort scharf an. Und der Blick bewog den Rittmeister, in dem seines Vaters Ehrenreich Blut spukte, entschuldigend hinzuzufügen, es sei ein reizendes Offizierskorps.

Alle Breitsamter blickten unwillkürlich zum Major, dem einflußreichsten Grundbesitzer der Provinz, dem einstigen Gegner ihres Vaters Ehrenreich, dem Manne, der, einer anderen Generation angehörend, auch der älteste nicht nur seines Geschlechtes war.

Die Braut saß neben Asta, von allen beobachtet, gleichsam der zweite funkelnde Stein neben dem Major in dem geschlossenen, etwas steifen Ringe der Menschen. Asta sprach mit ihr, zuerst ein wenig von oben herab. Eine Manier, die ihr schon oft als Stolz ausgelegt worden, während sich darunter nur Befangenheit verbarg.

Die Braut redete nicht unbescheiden, doch so kühl, als ob das hier nur eine allgemeine gesellschaftliche Unternehmung sei, die sie persönlich nichts anginge. Da nun aller Augen sich, als das Gespräch stockte, auf sie richteten, sagte sie mit gedämpfter Stimme zu Asta:

„Es ist recht ungeschickt, wie wir sitzen. Großmama

meinte, wir müßten alle Platz haben. Da hat der Diener die Stühle zu einem Hottentottenkral zusammengestellt."

Die alte Frau von Breitsamter hatte nicht recht verstanden. Sie meinte, von ‚Grails' würde gesprochen, und erzählte, ihr Schwiegersohn sei Oberstleutnant geworden.

Durch irgendeinen Gedankengang kam man da auf den Leutnant, den Bräutigam. Man fragte die Braut nach ihm. Else zuckte die Achseln. In dem allgemeinen Schweigen sagte Marie von der Beckenburg zu ihrem Onkel, dem Rittmeister Sigismund Breitsamter:

„Wird denn Christof Renatus Uniform anziehen heute abend?"

Der Rittmeister verneinte. Der Kadett wollte seine militärischen Kenntnisse zeigen:

„Aber morgen zur Trauung!"

Und gerade, daß man über ihn sprach, unterstrich es, wie Christof Renatus fehlte. Da gab der Major das Zeichen zum Aufbruch. Bei der Verabschiedung fragte er die Braut, ob er sie im Wagen mit hinübernehmen sollte nach Engolsheim. Sie könnte zum Frühstück bleiben! Aber sie lehnte ab: sie habe noch eine Menge zu tun. Während der Rückfahrt sagte der alte Herr zu Perpetua:

„Am Ende hat sie's nicht recht gefunden, daß Christof Renatus nicht da war? Gerade bei dem Besuch mußte er auch dabei sein! Na, ich werde ihn schon hinüberschicken!"

Doch der Bräutigam war nirgends zu finden.

Als der alte Diener den Ärger des Majors sah, rannte er in den Park, um Christof Renatus zu suchen. Sie hatten ihn alle gern im Hause, und er wollte seinem jungen Herrn den Rüffel ersparen. Gewiß saß er irgendwo an einem seiner

Lieblingsplätze. Die kannte er ja genau. Der alte Mann ging genau wie damals, als er Christofs Vater im Park gefunden, die breite Allee hinab bis zum Wasserbecken und rief, die Hände als Schalltrichter an den Mund legend, nach allen Seiten:

„Herr Leutnant! Herr Leutnant!"

Keine Antwort.

Kurz vor dem Frühstück, eben noch zu rechter Zeit, erschien Christof Renatus. Der Großvater zog ihn beiseite, denn die Verwandten brauchten es nicht zu hören:

„Junge, wo hast du denn gesteckt? Wir suchen dich im ganzen Hause wie eine Stecknadel!"

Sich ereifernd, fuhr er fort, ehe sein Enkel eine Antwort hatte geben können:

„Überhaupt, ich bin mit dir nicht zufrieden! Bist du denn nur so verliebt, daß du ganz den Kopf verloren hast? Wir haben heute früh den Besuch in Bärwalde wahrhaftig ohne dich erledigen müssen! Das war sehr fatal, sehr fatal!"

Christof Renatus machte wieder die gleichsam abwehrende Bewegung, als wolle er etwas von sich abschütteln:

„Großpapa, ich war mit dem Gärtner im Jagen neun."

„Warum mußt du denn ausgerechnet gerade jetzt dahingehen?"

„Du weißt doch, daß das Bärwalder Dreieck da dranstößt mit dem Luch!"

„Ja, und?"

„Traugott würde es hergeben. Wir haben es zusammen angesehen."

Der Major blickte seinen Enkel erstaunt an:

„Was hat denn das damit zu schaffen, daß du nicht da warst?"

Christof Renatus wurde verlegen:

„Er will das Ganze hergeben!"

Der Major rollte die Augen:

„Ich versteh noch immer nicht!"

„Großpapa, er weiß, daß wir es brauchen! Er will es zur Hochzeit schenken!"

In dem alten Herrn wachte plötzlich ein Learzorn auf:

„Ich bin ooch noch da!"

Christof Renatus war ganz betreten:

„Es sollte ja eine Überraschung für dich sein, lieber Großpapa!"

„Ach was! Solche Überraschungen von den Leuten mag ich nicht! Statt hinter meinem Rücken Pläne zu schmieden, wäre es besser gewesen, du hättest dich zur richtigen Zeit eingestellt! Was hätte wohl dein Kommandeur gesagt, wenn du einfach bei einer Parade gefehlt hättest?"

Christof Renatus senkte den Kopf.

Es ging zum Essen. Dabei nahm der Major von Christof Renatus keine Notiz, sondern wendete sich zu seinen drei Enkeln Bragge. Das ließ sich der Kadett, trotz aller sonstigen Bescheidenheit, nicht entgehen und renommierte ein wenig aus dem Korps.

Als sie nachmittags in des Majors Zimmer saßen, sprach Christof Renatus kein Wort, so daß Asta zu Perpetua sagte:

„Na, einen glücklichen Bräutigam denkt man sich eigentlich anders!"

Aber der Major konnte nie lange zürnen und rief seinem Enkel zu über das ganze Zimmer:

„Donnerwetter noch mal, Junge, Kopp hoch! Du kennst mich doch! Wenn's ooch mal blitzt, es hat ja nicht eingeschlagen! Und an einem Tage wie heute! Komm mal rüber zu mir, mein Sohn!"

Christof Renatus erhob sich langsam. Sein Großpapa nahm ihn mit aller Zärtlichkeit bei beiden Wangen und küßte ihn:

„Nun mach mal ein freundliches Gesicht! Was, immer noch nicht? So! Endlich! Na, dann ist's gut!"

Sie setzten sich an den Schreibtisch, er holte die Katasterkarte hervor, und Christof Renatus mußte ihm das Stück zeigen, das Traugott Breitsamter abtreten wollte.

Es war jenes Dreieck, das wie eine Mühle von Sanssouci in den Besitz der Werck hineinragte. Der Major fuhr mit dem Zeigefinger über die Grenze, wie sie würde, wenn das Dreieck zu Engolsheim gehörte. Dann aber sagte er mit seiner vornehmen Gesinnung, die nie etwas ohne Gegenleistung geschenkt haben wollte:

„Mein Junge, er soll was anderes dafür kriegen! Die ganze Schonung nicht, denn man muß dem Nachbarstaat, wenn man auch eine Allianz mit ihm schließt, keinen Beobachtungsposten einräumen, aber bis dahin kann er's kriegen! Wir wollen mal gleich heute abend drüber reden! Nun aber, lieber Junge, setz dich mal auf deinen Schinder und reite 'nüber zu deiner Braut!"

Christof Renatus, der nach einem gestrigen erneuten Zusammenstoße mit Else die Nacht kein Auge geschlossen, hatte den ersten Schritt nicht tun wollen. Der Befehl aber

war ein Wink von oben, und er lief in den Stall, legte, da der Schlüssel zur Sattelkammer fehlte, eine Decke auf seinen Gaul, schwang sich auf und jagte davon.

In Bärwalde war niemand zu erblicken. Die Vorbereitungen zum Polterabend nahmen alle in Anspruch.

Traugott war auf die Bahn gefahren, um Grails abzuholen, die alte Dame blieb unsichtbar. Der Bräutigam, vertraut im Hause, fragte die Jungfer. Die Damen zögen sich an.

Schon war er nahe daran, sich wieder auf sein Pferd zu schwingen und in doppelt rasendem Tempo davonzujagen, als ihm auf der Treppe Traugott und der neuernannte Oberstleutnant und seine Frau entgegenkamen. Sie begrüßten fröhlich den Bräutigam, doch er blieb ernst und bat aufgeregt Traugott:

„Kannst du mich nicht zu Else führen?“

Der sah mit seinem alten Blick der Liebe den jungen Menschen an und sagte zu Schwester und Schwager:

„Ihr kennt ja eure Zimmer!“

Während sie zum zweiten Stock emporstiegen, klopfte er bei seiner Nichte:

„Wer ist da?“

„Onkel Traugott! Mach mal auf!“

„Ich kann nicht, ich zieh mich an!“

„Christof ist da!“

Keine Antwort.

„Wirf doch irgend was über!“

„Ich habe keine Sachen!“

„Wie lange dauert's denn noch?“

„Ich kann jetzt wirklich nicht!“

„Aber Christof will dich sprechen!"

Die Stimme wurde scharf drinnen:

„Er ist ja heute früh nicht dagewesen!"

„Else, es ist nicht der Augenblick, das zu erörtern. Es genügt, daß er jetzt da ist, und ich bitte dich dringend, zieh dich an! Man hört mich übrigens hier draußen! Mach mal auf, ich warte an der Tür!"

Sie öffnete den Türspalt, und man sah im Spiegel des Toilettentisches drüben, daß sie wirklich beim Umkleiden war.

Er flüsterte hastig:

„Liebe Else, tu mir den Gefallen, tu dir selbst den Gefallen! Sieh ihn jetzt! Denke dir mal, für den Menschen, der morgen dein Mann sein wird, kannst du das doch tun! Für ihn sollst du alles tun!"

Sie antwortete nur:

„Ich kann jetzt nicht!"

Nun war er empört:

„Du willst nicht?"

„Also gut, Onkel, wenn du's wissen willst: ich will nicht!"

Er zog die Tür heftig zu. Man hörte den Schlüssel innen herumdrehen und den Riegel vorschnappen. Traugott stürzte fort. Auf dem Treppenabsatz hielt er inne. Langsam stieg er endlich die Stufen nieder. Er wollte Christof die Wahrheit sagen, doch als er seiner ansichtig wurde, brachte er es nicht über sich:

„Else läßt dich grüßen und sich entschuldigen. Sie ist ganz ausgezogen . . ."

„Ich warte!"

„Aber sie hat ihre Sachen nicht. . . . Laß dir's genügen! Ihr seid den ganzen Abend zusammen. Du kommst wieder!"

Christof Renatus gab Traugott ruhig die Hand. Der drückte sie kräftig und versuchte zu lächeln:

„Auf Wiedersehen heute abend! Denke dir nur, wie's vor so einem Polterabend ist! Da geht eben alles drunter und drüber!"

Christof Renatus jagte, auf die Decke seines Pferdes geklemmt, nach Engolsheim zurück, daß der Kies spritzte. Er sah seinen Gaul gar nicht an, als er ihn im Stall übergab. Aber er ging nicht ins Schloß. Die Parkwege lief er hinab, zuerst in rasendem Tempo, dann, als er die Vernunft allmählich wiedergewann, immer langsamer. Die Worte fielen ihm ein, die ihm irgendeiner gesagt, Traugott oder der Großpapa: es wäre doch für eine junge Frau eine große Umwälzung in ihrem Dasein. Das Bild seiner Braut stand immer wieder vor seinen Augen, und je mehr er nicht an ihr Wesen dachte, sondern die begehrte Gestalt vor seiner Phantasie gaukelte, desto ruhiger wurde er.

Als er aus dem Park zurückkehrte, zeigte er der Mutter, die schon fertig dastand, ein so strahlendes Gesicht, daß sie ihm nicht einmal sagte, was sie sich doch vorgenommen zu tun: es sei höchste Zeit zum Anziehen!

Das Hemd mit den Knöpfen lag schon da und der Frack: ehe der Großpapa sichtbar wurde, war er fertig. Die heilige Barbara hatte wieder einmal einen großen Entschluß gefaßt: sie wollte hinüberfahren zum Polterabend. Keiner im Hause rechnete ernstlich damit, denn sie besaß gar kein passendes Kleid. Die Unruhe hatte allein

die Jungfer zu tragen, mit der unausgesetzt der Gedanke erwogen wurde, ob oder ob nicht. Als es nun Zeit war zum Fortfahren, saß die dicke alte Dame noch ebenso in ihrem Stuhl wie vorher und nahm von Christof Renatus gerührten Abschied, als ob sie ihn schon jetzt nicht wiedersehen würde. Der Major war in bester Laune:

„Nee, nee, Bärbchen, du wirst ihn noch nicht los! Wir kommen wieder! Du mußt ihn schon noch ein bißchen behalten!"

Sie schlug die Hände zusammen:

„Ach, wie gern!"

Nun erst sahen die drei jungen Bragge, die sich bei der Großmama versammelt hatten, den Großvater im Schmucke seiner Orden, und der alte Mann, der über diese und jene wohlverdiente Auszeichnung sich einst ehrlich gefreut, ließ sich bewundern:

„Wie ein Pfingstochse, nicht wahr?"

Der Kadett erklärte seinen jüngeren Brüdern die Auszeichnungen. Ein paar nannte er freilich falsch. Dann wurde die ganze Gesellschaft in vier Wagen verteilt, denn der Hausbesuch der Werckschen Verwandten nahm allein zwei in Anspruch.

* * *

Bärwalde war nicht wiederzuerkennen. Das Erdgeschoß mit den Gesellschaftsräumen, das seit Ehrenreich Breitsamters Tode verödet lag, prangte im Blumenschmuck. Bei der Kerzenpracht der Kristallüster, von den Spiegeln zurückgeworfen, kamen die Räume erst zur Geltung. Traugott hatte Lohndiener aus der Stadt in Livreen gesteckt, die einst sein Vater angeschafft, als er sich noch in Träumen

gewiegt, er würde einmal ein großes Haus machen. Teppiche waren bis zum Eingang gelegt, und dort für den Fall, daß es regnen sollte, ein Zeltvorbau errichtet.

Da der Major auf Pünktlichkeit hielt, trafen Wercks als erste ein. Die Braut war noch nicht einmal erschienen. Traugott führte den Major durch die Räume, die ein Werck geschaffen und ein Breitsamter nur kostbarer ausgestattet. Sie sprachen über die Bilder, die aber, wie alle Kunst, von des Majors Interessenwelt zu weit ab lagen, als daß er von anderem geredet hätte, als was sie darstellten.

Den übrigen Werck, weit entfernten Verwandten, denn die Linien hatten sich seit Jahrhunderten getrennt, zeigte Frau von Breitsamter die Räume. Was ihr Mann einst angeschafft, kannte sie genau, von den Gemälden jedoch, die ihr Sohn hinzugefügt, wußte sie nur diesen oder jenen großen Meister bei Namen, der denn auch bei den leidlich kunstfremden Herrschaften eine gewisse staunende Achtung fand. Damit es nicht zu heiß werden sollte, standen noch die Fenster offen, und man blickte in den Park hinaus, den diese Landjunker und Offiziere im Grunde viel schöner fanden als die Kunstpracht an den Wänden.

Christof Renatus fragte seine demnächstige Schwiegermutter nach der Braut. Frau von der Beckenburg schickte ihre jüngere Tochter hinauf, sie zu holen. Aber es dauerte — und sie kam nicht.

Währenddessen fuhr ein Wagen nach dem andern vor: Leute aus der Stadt erschienen, Menschen, wenn auch mit Wercks nicht auf Besuchsfuße, doch alle den Majoratsherrn von Engolsheim kennend. Gewissermaßen in den

Mittelpunkt gestellt, den hohen Ordensstern, den er bei seinem Ausscheiden aus dem parlamentarischen Leben für Wirken im Gemeindienst erhalten, auf der linken Brust, stand er da und nahm die stillen Huldigungen entgegen, wie einer, der es gewohnt ist, denn er hatte sein halbes Leben hindurch präsidiert und vertreten.

Und wie sie alle Christof Renatus ein freundliches Wort sagten, erwähnte fast jeder seinen Großvater: der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.

Allmählich hatten die Säle sich gefüllt. Asta, immer für sich, stand in einer Ecke und betrachtete durch ihre Lorgnette die Menschen. Der Geheime Regierungsrat Emanuel von Breitsamter, wie es hieß ein hervorragend tüchtiger Jurist, aber immer noch mehr alter Korpsstudent als Gesellschaftsmensch, blieb sozusagen als Gegenstück allein auf der anderen Seite des Saales. Rittmeister von Breitsamter dagegen lief in der ‚häßlichsten Uniform der deutschen Armee‘ mit seinem grellroten Kragen umher, alle mit den gleichen Worten begrüßend, indem er den Leuten, die ihn in dieser Uniform nicht kannten, erzählte, er sei an die äußerste Grenze des Reiches versetzt, gleichsam in die Verbannung geschickt worden.

Egon und Karl von Bragge wurden ab und zu von ihrer Mutter oder vom Großpapa geholt, der sie irgendwo vorstellen wollte. Dann machten sie, Hände an der Hosennaht, Verbeugungen, aus denen sie feuerrot wieder auftauchten. Max von Bragge, der Kadett, der sich unter den fremden Menschen nicht recht geheuer fühlte, hatte sich an Marie von der Beckenburg herangeschlängelt. Da sie ebenfalls niemand kannte, war sie glücklich, eine fühlende

Seele zu finden. Er erzählte ihr von allen Schwierigkeiten seines Kadettenlebens, sie dagegen schüttete ihm ihr Herz aus über das Pensionat in Bendorf am Rhein, in dem sie zwei Jahre lang den letzten Schliff erhalten, um ‚fertig‘ in die Welt hinauszutreten.

Als die Braut noch immer nicht erschien, stahl sich Christof Renatus fort. Er dachte: ‚sie erwartet mich‘. Heute wollte er großmütig sein und vergessen, daß sie wenigstens diesmal zuerst zu ihm kommen mußte.

Christof Renatus ging an ihr Zimmer und klopfte. Er bekam keine Antwort und klopfte wieder. In der Erregung und vom raschen Springen die Stufen hinauf, hämmerte ihm das Blut in den Ohren, daß er meinte, sie habe gerufen. Er klinkte, und die Tür ging auf. Da saß sie am offenen Fenster. Das Licht fiel von hinten auf ihr blondes Haar, daß es spiegelte in seinem hellen Gold, fiel auf ihre runden Schultern, die aus dem durchbrochenen Kleide leuchteten, und man sah die vollen schlanken Arme abgezeichnet.

Sie mußte seinen Eintritt nicht bemerkt haben, denn sie rührte sich nicht. Mitten im Zimmer blieb er stehen. Die Kerzen am Spiegelschrank, vor dem sie sich angekleidet, waren tief herabgebrannt, auf dem Tisch stand eine Lampe, deren Schirm abgenommen worden, um mehr Licht zu geben.

Christof Renatus dachte: sie weint, sie versteht nicht, daß ich noch nicht gekommen bin. Die Liebe — ja, Liebe trotz des Streites von gestern. Und in heißem Gefühl stürzte er auf sie zu und hielt ihr von hinten die Augen zu. Dabei zerrten seine ungeschickten Daumen ihr schön frisiertes Haupt, denn die Mutter hatte aus der Stadt eine Friseuse

kommen lassen. Else streifte mit Gewalt seine Hände ab, warf sie wütend seitwärts und wandte sich um:

„Laß mich! Du zerstörst mich ja ganz!"

Dann trat sie vor den Spiegel, wo von den Lichtern das Stearin wie Tropfsteinbildung auf die Glasmanschette getropft war, und zupfte mit nervösen Fingern ihr Haar zurecht. Er folgte ihr und sagte, einen Schritt hinter ihr stehen bleibend, während er im Glase ihr Gesicht sah:

„Verzeih, Else!"

Sie antwortete nicht. Er trat näher:

„Else, sei mir nicht böse, daß ich heute früh nicht gekommen bin. Ich war traurig von gestern!"

„Ich auch!"

Sie blieb abgewandt, aber er verlor noch nicht die Geduld:

„Ich weiß, ich hätte kommen müssen. Wenn ich geahnt hätte, daß sie schon fortfuhren, wäre ich auch dagewesen. Verzeih, bitte, verzeih!"

Sie sagte, wie aus Träumen auffahrend:

„Bist du denn schon da?"

„Wir warten!"

„Warten? Ach ja, Marie ist dagewesen. Ich dachte nur, es wäre ein Scherz!"

„Unten sind schon alle versammelt! Es war beinahe peinlich!"

Weich und ruhig erklärte sie:

„Das habe ich nicht gewollt! Man hat über soviel nachzudenken. Ich habe wirklich gemeint, Marie macht einen Scherz. Ich bin nie pünktlich, da läßt mir immer Mama, wenn wir ins Theater gehen, eine Viertelstunde vorher

sagen, es sei schon zu spät. Dann weiß ich, daß ich immer noch Zeit habe! Aber was rede ich? Sind sie wirklich schon da?"

„Alle!"

Immer noch traf sie keine Anstalten, hinunterzugehen.

„Komm doch, Else!"

Sie legte die Hände über die Augen:

„Laß mir noch Zeit!"

„Es geht nicht mehr, Else! Wir müssen jetzt hinunter!"

„Können wir uns nicht mal aussprechen, Christof?"

Er nahm ihre Hand:

„Else, wann und wo du willst, aber nur jetzt nicht. Die Leute fragen sich ja, wo du bleibst!"

Sie war ganz geistesabwesend:

„Laß sie doch fragen!"

Beinahe wie sein Großvater rief er:

„Es gibt doch Pflichten!"

Da brauste sie auf:

„Pflichten? Ach was, Pflichten! Jeder Mensch steht für sich! Ich habe immer allein gestanden! Marie: normale Gans! Mama? Mama: ist gut, aber Mama! Mama! Ach! An Papa hatte ich eine Stütze! Daß Papa mir gestorben ist, mein lieber, lieber, guter Papa! Du weißt nicht, was ein Vater bedeutet!"

Er schüttelte niedergeschlagen den Kopf:

„Ich habe ja meinen Vater nicht gekannt!"

„Aber ich habe Papa gehabt! Warum mußte er gerade von der Erde fort, wo ich ihn am notwendigsten brauchte!"

Christof Renatus streichelte ihre Hände und zog sie an die Lippen:

„Aber Else, jetzt hast du mich!"

„Wir sind uns noch zu fremd!"

„Du bist mir nicht fremd!"

Sie starrte ihn an. Ihre Pupillen irrten ins Leere:

„Was wissen wir eigentlich von anderen Menschen? Papa habe ich gekannt, von Kindheit auf. Er hat mir alles beigebracht. Mit ihm habe ich gelesen und studiert! Meinen Papa, den habe ich gekannt, wen kenne ich noch?"

„Ich kenne dich!"

„Du? Du kennst mich nicht, und ich kenne dich nicht, und mir kommt manchmal . . . soll ich ehrlich gegen dich sein?"

„Das mußt du!"

„Mir kommt es manchmal wie etwas Ungeheuerliches vor, daß ich dir so schnell ‚ja' gesagt habe."

Er stammelte:

„Aber seitdem haben wir uns kennen gelernt!"

„Gewiß, und doch, sollten Menschen, um sich wirklich zu kennen, nicht erst jahrelang miteinander verkehren müssen?"

Er rief warm:

„Das werden wir! Viele, viele Jahre wollen wir glücklich zusammen sein! Ich will ein ganz alter Trobbel werden und du eine alte, alte Frau. Und immer wollen wir glücklich zusammen sein. Und dann kennst du mich und ich dich auch!"

„Aber jetzt noch nicht!"

„Nein, aber du wirst mich kennen lernen, und ich will dich kennen lernen!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Doch! Doch! Komm her! Komm!"

Er blickte sich um, es war kein Sofa im Zimmer. Da drückte er sie nieder in einen Sessel, zog sich die Hosen des Fracks herauf, daß sie keine Kniee machen sollten, ließ sich neben ihr nieder und sagte leise:

„Ich kann keine großen Worte machen, aber ein ehrliches Herz wirst du bekommen! Ich will keine Seitenblicke tun, werde dich nie eifersüchtig machen, nur dich lieben, nur immer dich. Wenn dann Jahre vergangen sind, kommen wir beide so zusammen, wie du es wünschest und wie ich es nicht anders will. Ich will nicht auf den Knieen vor dir herumrutschen und dich anbeten, aber — habe ich dir das nicht schon einmal gesagt? — du wirst drüben in Engolsheim dich um alles kümmern! Du wirst in Haus und Hof mit mir gehen! Ich werde dich um alles fragen. Du sollst alles mitbestimmen! Wir wollen sein, wie sagt der Pastor?: ‚ein Geist und ein Fleisch!' Großpapa sagte es gestern noch. Er hat eine so schöne Stelle aus der Bibel vorgelesen, siehst du, so wollen wir sein!"

Sie zuckte die Achseln:

„Du bist doch sonst nicht so religiös gewesen?"

„Ich bin es auch gar nicht! Aber ich glaube an Gott, an das Gute, und daß zwei Menschen, die sich lieben, zusammenkommen müssen, und daß Menschen einander nichts antun sollen. Und ich glaube, daß Gott dann mit uns sein wird! Und in unserer Ehe will ich alles, alles für dich tun, Else!"

Sie lehnte sich ganz im Stuhl zurück, so daß er sie loslassen mußte:

„Ich kenne dich doch zu wenig!“

Er zog das Taschentuch und tupfte sich die Stirn:

„Aber Else, laß uns darüber ein andermal reden! Jetzt müssen wir hinunter, wir müssen!“

Überhebend, wie ihr Ton leicht gegen ihn war, meinte sie:

„Siehst du, bei den wichtigsten Fragen denkst du an gesellschaftliche Dinge! Ich pfeife auf die ganze Bande da unten!“

Er hatte solche Worte aus ihrem Munde nie gehört:

„Else, es ist doch nicht ein beliebiger Moment! Es ist unser Polterabend!“

„Ich will keinen Polterabend!“

„Dann hättest du es sagen müssen! Und ich hätte dir geholfen. Ich, der ich immer für dich bin! Ich hätte mit dir gesagt: ich mag auch keinen Polterabend. Dann hätten wir darauf verzichtet und wären einfach morgen vor den Altar getreten.“

Sie hielt die Hände vor die Augen:

„Denken, daß das morgen . . .“

„Ja, morgen! Morgen gehörst du mir!“

„Aber so laßt einem doch Zeit!“

Jetzt geriet er außer sich:

„Else, das ist doch nicht mehr möglich! Alles ist bestellt, sie sind alle da! Was würden denn die dazu sagen?“

„Man bestellt es einfach ab!“

„Das ist ausgeschlossen!“

„Nichts ist ausgeschlossen!“

Allmählich beherrschte er sich nicht mehr. Er wollte sie zwingen. Sie mußte hinunter. Ihm war es gewesen, als

ob jemand geklopft hätte, aber er mochte sich geirrt haben, und nun rief er in schärferem Tone:

„Wer einmal ‚ja‘ sagt, hat ‚ja‘ gesagt! Morgen ist die Trauung, und dabei bleibt's!“

„So? Und wenn ich nun Zeit verlange?“

„Das kannst du nicht!“

Sie sprang auf:

„Kann ich nicht? Ich kann, was ich will!“

„Aber nicht einen solchen Skandal!“

„Ach so, weil die Menschen sich wundern könnten? Das ist es?“

Er war ganz verwirrt:

„Nicht das allein! Wie soll ich dir's denn sagen: Else, ich habe dich so lieb! Ich bin so unglücklich gewesen über unsere Trennung gestern abend. Ich habe diese Nacht kein Auge zugetan!“

Sie sah ihn prüfend an:

„Das ist Redensart!“

Er schrie:

„Nein, das ist keine Redensart, sondern ich bin . . . nun, wenn du's wissen willst . . ., im Park bin ich herumgelaufen. Ich bin übergestiegen zu euch, mitten in der Nacht. Hier unter deinem Fenster habe ich gesehen, wie die Sonne aufging. Dann bin ich nach Haus und war halb wahnsinnig vor Unglück und vor Ärger und vor Zorn und vor . . . Liebe!“

Er packte sie bei den Armen, sie an sich zu ziehen. Sie aber wehrte sich:

„Laß mich!“

„Du willst nicht?“

„Nein, ich will nicht, daß du mich berührst.“

„Ich darf dich nicht einmal mehr . . .“

„Nein, du sollst mich nicht anfassen! Es geht mir jedesmal . . . Ich weiß nicht. Ich will dir's sagen. Ich schäme mich nicht: ich werde dann schwach . . .“

Er lachte und umschlang sie:

„Das sollst du ja!“

„Ich will nicht schwach werden!“

Der kleine starke Athlet wollte sie packen und wie einst aufheben und zur Tür tragen:

„Ich schleppe dich hinunter. Ich trage dich . . . du liebe, liebe . . .“

Sie drängte ihn von sich fort. Beide Hände stemmte sie gegen seine Schultern, aber sie kam nicht los und schrie:

„Laß mich!“

Er senkte den Mund zu ihrem Hals, da rutschte ihre Hand ab, und wie er die Lippen doch auf ihre Schulter drückte, schlug sie ihn wütend auf den Kopf. Er ließ los und stammelte:

„Else!“

Dabei wischte er sich über die Stelle. Jäh ernüchtert, wußte er nicht, was geschehen. Vor dem Spiegel mit den tropfenden Kerzen stand er und strich sich das Haar glatt, als sei es in Unordnung gebracht von dem Schlage. Totenbleich wandte er sich um:

„Else, was hast du getan?“

Sie stand, die Lippen aufeinandergepreßt, in ihrer schlanken Größe ihn etwas überragend, vor ihm. Erschrocken über sich selbst, sagte sie nur, während ihre Lippen bebten und Tränen in ihre Augen traten:

„Du sollst mich nicht berühren!“

Er betonte langsam jedes Wort:

„Und . . . du . . . schlägst . . . mich?“

Sie bat, aber sie streckte ihm nicht die Hände entgegen, sie trat keinen Schritt zu ihm:

„Verzeih!“

Ohne Antwort ging er zur Tür. Sie rief:

„Christof!“

Er fuhr herum:

„Else, ich verstehe dich nicht!“

Wie im Selbstgespräch entglitt es ihren Lippen:

„Ich mich auch nicht!“

Er strich immer mechanisch das Haar zurück, als könnte er die Spur des Schlages wegwischen, des Schlages, der vielleicht nur ein Ausrutschen, gewiß ein Sich-wehren gewesen:

„Tut dir's leid?“

„Ja!“

Er wartete, sie würde auf ihn zustürzen, ihm um den Hals fallen: mit einem Kuß wäre alles ausgelöscht gewesen. Doch sie rührte sich nicht. Da sagte er, und seine Stimme bebte noch immer:

„Ich gehe jetzt hinunter!“

Er wendete sich. Die Tür fiel zu. Während er die Treppe hinabschritt zur Gesellschaft, die wartete, strich er sich immer wieder über das Haar. Die Flügeltüren unten standen offen, man hörte das Summen der Stimmen. Traugott Breitsamter kam ihm entgegen, die hohe, endlose weiße Stirn in Falten gelegt:

„Warst du oben?“

„Jawohl!"

„Kommt sie denn?"

„Ich weiß nicht!"

* * *

Daß irgend etwas vorging, konnte unmöglich verborgen bleiben. Alle Welt fragte nach der Braut. Man war begierig, sie zu sehen, denn dieser und jener der Gäste aus der Stadt kannte sie noch nicht. Nur der Major merkte nichts von Elses Abwesenheit. Er war zu umringt. Eva dagegen fragte ihren Sohn:

„Wo bleibt denn deine Braut?"

Er antwortete nicht. Geistesabwesend stand er da.

„Ist sie etwa nicht wohl?"

Da übernahm Elses Mutter — sie hatte mit Eva Brüderschaft gemacht — die Antwort, die alte Erklärung wiederholend:

„Liebe Eva, denken wir an uns selbst. Es ist doch eine große Veränderung im Leben eines Mädchens, und meine Else nimmt alles so genau."

Eva fand nur die Antwort:

„Sie scheint sehr ernst zu sein!"

Baronin von der Beckenburg verteidigte ihre Tochter:

„Sie nimmt das Leben leider viel zu schwer. Sie muß immer den Grund erforschen. Das hat sie von meinem Mann. Ach Gott, daß er das nicht mehr erlebt hat! Er wäre so glücklich gewesen! Und die beiden standen so eng zusammen, Vater und Tochter! Denke dir, liebe Eva, ich war beinahe eifersüchtig auf ihn! Aber sie ist ein so gescheites Mädchen!"

Asta kam herüber:

„Soll ich etwa mal hinaufgehen? Ich bin mit meiner zukünftigen Nichte sehr gut ausgekommen!“

Baronin von der Beckenburg schien dagegen: es könne sich ja doch nur um Augenblicke handeln. Oberstleutnant von Grail fragte scherzend:

„Sage mal, Elise, was ist denn eigentlich los mit deiner Tochter? Das Kleid ist wohl nicht fertig geworden?“

Während sie noch sprachen, verstummte wie beim Eintritt von höchsten Herrschaften die Unterhaltung: die Braut war da.

Alle Blicke wandten sich ihr zu. Die Damen beurteilten ihr Kleid, ihr Aussehen. Man war der Meinung, sie sei etwas blaß. Sie war aber totenbleich. Doch plötzlich wechselte ihre Farbe: als sie dem Major gegenüberstand, lief eine Blutwelle über ihre zarte, schneeweiße Haut. Der alte Herr nahm wieder seine stolze, gerade Haltung an, wie in früheren Jahren, reichte ihr den Arm und führte sie mitten in die Gesellschaft hinein, während er — der einzige, der die Verzögerung nicht bemerkt zu haben schien — zu ihr sagte:

„Nun wappne dich mal mit Mut, denn jetzt wirst du von allen Seiten angestarrt!“

Seine Blicke liefen rundum, als meinten sie: ‚Nun, was sagt ihr denn zu meiner neuen Enkelin? Schlank, vornehm, was? Ja, die Beckenburgs sind 'ne alte Rasse, und die Breitsamters haben nichts daran verdorben!‘

Er steuerte mit ihr zu Christof Renatus. Die Damen fanden die Szene reizend. Sie beugten sich vor, um zu sehen, wie Braut und Bräutigam, die morgen fürs Leben

zusammengegeben werden sollten, einander begegneten. Christof Renatus blieb starr stehen, aber ein glückliches Lächeln der Erwartung ging über seine Züge. Er dachte: ‚Jetzt streckt sie mir die Hand entgegen!‘ Sie tat es nicht. Da meinte er leise, als der Major ihren Arm losgelassen:

„Gott sei Dank, du bist gekommen!“

Sie dämpfte ihre Stimme:

„Ich weiß nicht, ob ich recht tue, Christof!“

Er strich sich wieder über den Kopf, das Haar zu glätten, wo sie ihn mit der kleinen derben Faust getroffen. Dann bot er ihr den Arm. Sie nahm ihn, hing aber nur die Hand hinein. Er wußte nicht, wohin er ging, und steuerte irgendwo in die Menschen hinein.

Man unterhielt sich mit dem Brautpaar. Er hörte Worte. Er gab irgendeine Antwort. Bald bildete sich ein Kreis um die beiden. Auch Else antwortete kaum. Was sie sprach, war Redensart. Die Damen aber freuten sich über die ‚naive Verlegenheit‘. Eine sagte zur anderen, dabei blickten sie sich gegenseitig lächelnd an:

„Es ist auch furchtbar schwer!“

„Aber . . . schön!“

Traugott Breitsamters Blicke ruhten auf dem Brautpaar. Tiefe Falten lagen auf der hohen glatten Stirn. Auch er sagte jedem ein paar mechanische Worte. Am längsten sprach er mit den beiden jüngeren Bragge, die allein an der Wand standen und sich freuten, daß jemand sich um sie kümmerte. Als der Kadett, immer noch in der Unterhaltung mit Marie von der Beckenburg, angeredet ward, flüsterte Traugott seiner Nichte zu:

„Wie geht's denn mit Else?“

„Ich weiß nicht, Onkel, was sie hat!"

„Sie gibt ja keine Antwort!"

„Onkel, sage ihr doch etwas!"

„Ich werde mich hüten! Jetzt geht's ja auch sofort zum Souper!"

Dann rannte er nervös hin und her, den Herren mit seinem steifen Lächeln mitteilend, ‚er bitte, sich die Dame zu holen', wobei er nochmals darauf aufmerksam machte, daß im ersten kleinen Saal, durch den sie gekommen, die Sitzordnung aufliege.

Nun drängten sich die Herren um den Tisch, wo auf einem großen Bogen Papier die Namen aufgezeichnet waren. Währenddessen blieben die Damen allein.

Das Brautpaar stand an der Wand stumm nebeneinander. Christof Renatus suchte eine Anrede an seine Braut. Er fand nichts, er mochte sich den Kopf noch so zerquälen. Ihm schoß durchs Hirn: Wie ist es möglich, daß du nicht weißt, was du Else sagen sollst? Aber er kam zu keinem Entschluß. Sie blickte der Reihe nach die Bilder an, sah zum Kronleuchter hinauf, und als nun endlich Christof Renatus sie nur fragte: „Bist du denn gut?" sagte sie nicht böse, aber mit tiefem Seufzer:

„Ach, wenn es das nur wäre!"

„Brauchen wir mehr?"

„Ich dächte doch!"

Da fand er Worte:

„Nein, ich dächte nicht! Else, wir haben uns nicht verstanden! Es ist ganz gleich, was du sprichst! Nur sprich! Und wenn du mir jetzt sagtest, daß es dunkel draußen ist, aber der Tag schön war, und daß viel Menschen hier sind!

Sage mir, daß es heiß und daß das Parkett glatt ist, und ich werde glückselig sein! Ich will nur wissen, daß du überhaupt mit mir sprichst!"

Aber sie gab ihm keine Antwort.

Inzwischen waren die Herren zurückgekehrt und suchten sich ihre Damen.

Christof Renatus führte seine Braut. Auf dem Wege zum großen Saal, in dem gegessen werden sollte, versuchte er mehrmals, ihre Hand zu drücken, doch sie lag leblos in seinem Arm. So gab er es auf und schritt mit ihr, den Blick fest geradeaus gerichtet, zwischen den Menschen hindurch, die dem Brautpaar förmlich eine Gasse machten. Wenn er ein bekanntes Gesicht sah — er wußte in seiner Erregung nicht, wer es war —, das ihm zulächelte, so lächelte er wieder. Und auf der anderen Seite lächelte mit gezwungenem Ausdruck die Braut. Dann sagten wieder die Damen, an denen sie vorüberkamen:

„Gott, die Armen! Wie glücklich sie sind und können's nicht zeigen! Aber die Braut ist reizend! Sie ist ja fast größer als er! Er sieht nicht übel aus: so frisch, so jugendlich, so gesund!"

Darüber nahm man Platz. In der Mitte war ein Ehrentisch. Dort saß das Brautpaar nebeneinander, der Major, Eva, die alte Frau von Breitsamter, Traugott und Baronin von der Beckenburg. Rund herum an kleineren Tischen nahmen die übrigen Familienmitglieder, die Gäste Platz.

Einer der Vettern Werck, der von den Breitsamters nichts weiter als das Bankier-Herkommen wußte, meinte, es würde wahrscheinlich aufgehauen werden. Nun war er,

der schon die Weste weiter geschnallt, enttäuscht, als es ein zwar vorzügliches, doch nicht übertriebenes Souper gab.

Bald klang die Unterhaltung von allen Seiten. Nur das Brautpaar saß stumm am Tisch. Traugott richtete ab und zu das Wort an seine Nichte, aber sie gab kaum eine Antwort. Sie starrte auf den Teller oder zur Decke hinauf. Nur wenn der Major sich zu ihr wendete, zeigte sie einen freundlichen Ausdruck.

Er, der Redegewandte, jetzt freilich etwas Rede-Entwöhnte, brütete über den Worten, die er sprechen wollte; mit sich beschäftigt, bemerkte er der Braut Geistesabwesenheit nicht. Eva dagegen ließ ihre Blicke ängstlich hin und her wandern zwischen Else und ihrem Sohn.

Man hatte sich geeinigt, keine großen Reden zu halten; die kamen ohnedies beim Hochzeitsmahl. Von beiden Seiten sollte nur je einer sprechen: der Major für die Werck, Traugott für die Breitsamter. So würden die Familien sich gleichsam gegenseitig nur begrüßen.

Der Majoratsherr hatte in der gottesfürchtigen, verzeihenden Stimmung, die mehr und mehr seinen Altersstil bedeutete, gerade die Absicht, das gegenseitige Verhältnis zwischen Bärwalde und Engolsheim zu berühren. Er hatte es Traugott gesagt. Den freute es, denn er wußte, aus dem Munde des Herrn von Werck konnte nur Versöhnendes kommen. Und er war um so mehr einverstanden gewesen, als er dadurch heute noch das Brautpaar aus den Reden ausgeschaltet sah; denn er empfand dunkel, wie die Verstimmung zwischen den beiden so tief ging, daß er aus der Sorge nicht herauskam, bis das unlösliche Band sie morgen vor dem Altar vereinigt hätte. Er zählte die Stunden bis dorthin

und fühlte sich schon erleichtert, weil die Braut hier saß. Vor all den Menschen konnte nichts geschehen, nur allein sein durften die beiden nicht. Es war gut, daß die Abende vorbei waren, wo sie Gelegenheit fand, seine ‚Unbildung' festzustellen.

Traugott Breitsamter, Vaterstelle vertretend, hatte Eva zu Tisch geführt. Wie immer, redeten sie nur das Allernotwendigste miteinander. So ruhig er schien, mit seiner starren Art des englischen Gentleman, so erregt war er dennoch. Er mußte sich Luft machen. Darum sagte er unvermittelt zu seiner Nachbarin:

„Wenn der Tag nur erst vorbei wäre!"

Sie sah ihn erstaunt an:

„Das habe ich oft in meinem Leben gedacht!"

Er huschte darüber hinweg:

„Gnädige Frau, es ist zwischen den beiden nicht alles, wie es sein sollte!"

„Ja, mein Sohn tut mir leid!"

Traugott gab gereizt zurück:

„Die Schuld ist nie ganz auf einer Seite!"

„Leider nein!"

Aber nicht immer persönliche Dinge vermutend, wie sonst die Frauen, ging sie nicht weiter darauf ein. Auch er war zu ängstlich mit dem Verlauf des heutigen Abends beschäftigt:

„Er weiß sie nicht zu nehmen! Wenn er ihr etwas Interesse zeigte! Ihre Bücher, die Kunststudien sind dem Mädchen alles gewesen! Das geht nicht mit einemmal auszulöschen!"

Eva fuhr auf:

„Und meines Sohnes Interessen?"

„Gewiß, gnädige Frau, aber jetzt müßte er klug sein! Später wird es schon anders werden, wenn sie im Gleichmaß der Tage Beschäftigung haben."

An den Nebentischen merkte man nichts von Verstimmungen und machte sich keine anderen Gedanken, als daß es galt, sich zu unterhalten, gut zu essen und gut zu trinken.

Oberstleutnant von Grail erzählte den Damen Geschichten aus Berlin. Rittmeister von Breitsamter half ihm dabei, trotz seines abscheulichen Kragens, denn er wollte zeigen, daß er auch in der Hauptstadt gestanden und nicht nur da draußen an der Grenze.

Einer der Brautführer, ein blutjunger Offizier, hübsch, hochaufgeschossen, unterhielt sich ohne Aufhören mit seiner kleinen Nachbarin, einer Werck. Schön war sie nicht, aber er schien ganz entflammt, denn sobald er nur mit etwas Weiblichem in Berührung kam, gingen ihm Augen, Mund und Herz über. Die anderen Brautführer waren Kameraden von Christof Renatus, zu denen der Kadett Bragge bewundernd aufsah, denn ihren hellblauen Rock mit den Gardelitzen sollte er ja in einem Jahre tragen. Sie achteten nicht auf das Brautpaar. Erst am Nachmittage angekommen, hatten sie nur eine Absicht: sich nach Kräften zu unterhalten. Den Brautjungfern erzählten sie nun ihre Reitertaten und Scherze aus Potsdam, daß die jungen Mädchen die Augen aufrissen.

An den anderen Tischen hatte Traugott Herren und Damen aus der Stadt so verteilt, daß sie möglichst zueinander paßten. Die einzigen entfernten Verwandten, die Beckenburgs nur besaßen — denn die Familie war allein

auf zwei männliche Augen gestellt —, saßen mit Asta an einem Tisch, weil sie früher gleichfalls in Wiesbaden gelebt hatten.

Da klang leises Gläserklirren. Die Unterhaltung schwieg, nur der Brautführertisch scherzte weiter. Oberstleutnant von Grail rief fröhlich einem der jungen Offiziere zu, den er aus früherem Dienstverhältnis her kannte:

„Merken Sie sich das Komma, wo sie stehengeblieben sind! Nachher erzählen Sie weiter!"

Da schon völlige Stille eingetreten war, klangen seine Worte so laut, daß alles erstaunt sich nach ihm umblickte. Der joviale Offizier duckte sich tief auf seinen Teller.

Traugott Breitsamter hatte sich erhoben. Er begann leise, ruckweise sprechend, wie einer, der nicht gewöhnt ist, Reden zu halten:

„Meine Damen und Herren! Gestatten Sie mir zu allererst, meiner Freude Ausdruck zu geben, daß Sie sich zu dem frohen Anlasse hier eingefunden haben. Ich danke Ihnen dafür im eigenen Namen, der ich hier für meinen verstorbenen Schwager, den Vater der Braut, stehe, sowie im Namen meiner Mutter. Das Geschick hat es gewollt, daß mein Vater diesen Freudentag in seinem Hause nicht mehr erlebt. Denn es ist für uns ein besonderer Freudentag, nicht nur, weil meine Nichte einen Mann bekommt, den wir alle von Herzen liebgewonnen haben, sondern weil er gerade aus dem uns benachbarten Hause stammt. Mögen die Bande, die durch die Ehe mit Engolsheim geschlossen werden, immer dauern."

Er unterbrach sich und blickte auf seinen Teller, einen Augenblick stockend. Dann fand er den Faden:

„Wenn ich von Engolsheim spreche, wird jeder damit eine Person in Verbindung bringen, einen Mann, den ich heute in den Vordergrund stellen möchte, denn er ist der Doyen der Familie unseres lieben Christof Renatus. Ich meine Herrn Major von Werck. Seine ehrwürdige, aufrechte Erscheinung — jawohl, bitte, Herr Major, gestatten Sie, daß ich . . . — ich meine, seine ehrwürdige aufrechte Erscheinung ist jedem seit langen Jahren bekannt, steht Herr Major von Werck doch bald vor seinem achtzigsten Geburtstage. Ich wünsche unserem lieben Christof Renatus und seiner Braut, wenn sie drüben in das Nest einziehen, das ihnen der Großvater bereitet hat, daß sie zu ihm aufblicken mögen, um zu lernen, von seiner unermüdlichen Tatkraft ein ganzes langes Leben hindurch, von seinem ritterlich vornehmen Sinn. Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mit mir das Glas zu erheben und es zu leeren auf die von Werck, deren Haupt, sowie auf seine leider durch Krankheit heute verhinderte Frau Gemahlin. Die Familie von Werck lebe hoch!"

Die Gesellschaft war aufgestanden, ein ‚Hoch!' klang durch den Saal, aber Nachzügler klapperten hinterdrein. Das zweite ‚Hoch!' tönte schon stärker, und beim dritten riefen die jungen Offiziere am Brautführertisch so hell, daß nur die Stimme des Oberstleutnants von Grail sie übertönte, der es aller Jugend zuvor zu tun schien. Die Gläser klirrten aneinander. Ein Hin- und Herpilgern begann: jeder wollte mit dem Major anstoßen, der sich statt des Brautpaares inmitten einer Huldigung sah. Der Gefeierte reichte, das Glas in der Linken, allen Herren die Hand, den Damen küßte er sie, sogar manchem jungen

Mädchen, denn er war so gerührt, daß ihm die Augen übergingen.

Braut und Bräutigam blieben am Tische stehen. Der Großvater wollte zu ihnen kommen. Er setzte das Glas fort und umarmte Christof Renatus:

„Mein Junge, hast du die unverdient schönen Worte gehört? Wenn irgendwas dran ist, daß dein Großvater sich umgetan hat in der Welt und nicht hinterm Ofen gelegen, so nimm dir das daraus: Suche deinem alten Namen Ehre zu machen! Dazu wird dir deine Else helfen!"

Er gab ihm noch einen Kuß, dann erst sah er, daß die Braut steif stehen geblieben war. Die Knöchel beider Hände auf den Tisch gestützt, die Augen starr zur Decke erhoben. Er rief:

„Else!"

Sie schrak auf, doch statt freudiger Umarmung sagte sie:

„Ich bin's nicht wert!"

Er hörte es gar nicht in all seiner Rührung und Begeisterung, sondern zog sie, die nicht eine Bewegung ihm entgegen machte, an sich:

„Nur nicht zu bescheiden sein, liebes Kind! Man darf sein Licht nicht unter den Scheffel stellen!"

Dann wandte er sich zu ein paar jungen Offizieren, die noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, mit ihm anzustoßen.

Man setzte sich wieder. Wie eine Bildsäule, gerade aufgerichtet, ohne Wort und ohne Blick nahm die Braut Platz. Eine Weile wurde schweigend weitergegessen, dann erhoben sich wieder die Stimmen, und nun, wo die erste Spannung vorüber war, lauter als zuvor.

Der Major saß stumm da. Plötzlich klang abermals Läuten am Glase. Er hatte sich erhoben. Sofort war Stille. Er begann:

„Lassen Sie mich, verehrte Damen und Herren, danken für die liebenswürdigen Worte, die wir soeben von Herrn von Breitsamter vernommen haben. Herr von Breitsamter hat das freund-nachbarliche Verhältnis betont. Gestatten Sie mir an diesem Tage ein offenes Wort zu reden, das Leisetreter gerade heute nicht berühren würden. Ich meine das Verhältnis der Breitsamter zu den Werck und der Werck zu den Breitsamter. Es ist nicht immer so gewesen wie jetzt. Vor Jahr und Tag wäre der Gedanke kaum erwogen worden, ob ein junges Mädchen vom Blute dieses Hauses, dessen schöne Gastfreundschaft wir genießen, sich verbinden würde mit dem demnächstigen Majoratsherrn von Engolsheim, einem Werck. Wir Werck sitzen seit vielen Hunderten von Jahren auf unserem Grund und Boden. Die Herren von Breitsamter sind zwar seit langem Patrizier unserer lieben benachbarten Stadt, haben jedoch den Aufstieg, den wir seit dunkler Mittelalterzeit hinter uns haben, erst in der vorigen Generation gemacht. Ich weiß nicht, ob das in unserer Zeit nicht schwerer ist als einst. Was wissen wir im Grunde bestimmt von dem, was einmal war! Lassen wir es gewesen sein! In meinen alten Jahren habe ich mich immer mehr zu diesem Gedanken durchgerungen: wir müssen Welt und Entwicklung nehmen, wie sie ist! So konnte auch das gewisse gespannte Verhältnis — ich sehe keinen Grund, nicht davon zu sprechen — zwischen den Breitsamter und den Werck nicht so bleiben. Es gab nämlich einst eine Verstimmung darüber, daß seinerzeit Bärwalde vom Majorat ab-

getrennt worden ist. Nicht mit Recht, denn es war ein Nebenbesitz, und wenn einer sein Geld verschleudert, so mögen die Nachkommen es besser zusammenhalten, aber nicht jammern. Zu diesem Besitz nun gehörte eine Mühle von Sanssouci, für Engolsheim das ‚Dreieck' geheißen. Dieses Dreieck, uns ein Pfahl im Fleisch, hat der Enkel des seinerzeitigen Erwerbers von Bärwalde, der von mir hochgeschätzte Herr Traugott von Breitsamter, vorgeschlagen einzutauschen gegen einen Grundstreifen, der den Besitzern von Bärwalde mehr Luft gibt, nach der Seite zu, wo — lachen Sie, meine Damen und Herren — ein Stacheldrahtzaun die Breitsamter und Werck trennte. Diesen Stacheldrahtzaun haben wir damit zerrissen, und das besiegeln wir, indem ein Werck heute eine Breitsamter-Enkelin in unser Haus führt. Meinem lieben Christof Renatus ist das vorbehalten. Vor uns sitzt er, meine Herrschaften . . . hm . . . hm . . ."

Der Major, der glänzende Redner von einst, war ein wenig entgleist und half sich nun mit einem Scherze darüber hinweg:

„Wir haben zwar ausgemacht, vom Brautpaar solle nicht die Rede sein, sondern nur von den Familien — wie Souveräne den Text der Tischreden vorher miteinander tauschen —, aber so gänzlich kann man denn doch — nicht wahr, meine verehrten Damen und Herren? — eine liebreizende Braut nicht unterschlagen. Ich habe die Freude gehabt, ihren Herrn Vater, pardon, ihren Herrn Großvater zu kennen, das Bild eines deutschen Edelmannes. Sie ist nach ihm geraten. Ihre verehrte Frau Mama, die als Tochter dieses Mannes uns Nachbarn zusammengeführt hat, gab ihr Teil Breitsamtersches Blut dazu. So ist sie die

Rechte geworden, indem sie nicht nur mitbringt den Verstand, sondern auch, was höher ist denn alle Vernunft — lassen Sie mich mit den Worten der Schrift reden —, ‚den Frieden Gottes‘. Ja, Frieden möge sie bringen in unser altes Haus . . .“

Während er sprach, sich einmal rechts, einmal links wendend, daß man ihn an allen Tischen vernähme, hatte die Braut die Hände vors Gesicht geschlagen, und ihr blonder Kopf sank tief auf den Teller hinab.

Christof Renatus versuchte sie aufzurichten, aber sie fiel völlig zusammen. Als der Major, die Störung bemerkend, innehielt, sagte Traugott entschuldigend:

„Sie ist so bewegt!“

Der Major, im Begriff, dem Ende seiner Rede zuzueilen, rief:

„Einen Augenblick! Einen Augenblick!“

Plötzlich erhob sich die Braut und stammelte in der völligen Stille:

„Ich kann nicht mehr! Ich kann kein Lob einstecken, das mir nicht gebührt! Ich kann meinem Bräutigam nicht sein, was ich soll. Ich werde es ihm nicht sein!“

Ihre Mutter kam um den Tisch herum und fiel ihr in den Arm:

„Else!“

Aber die machte sich los:

„Nein, es ist niemals zu spät, einen Fehler gutzumachen! Ich habe mich übereilt!“

Traugott wandte sich zu Christof Renatus:

„Sie weiß nicht, was sie sagt! Hilf mir doch!“

Aber der blieb starr und steif. Der Major blickte Eva fragend an:

„Was ist denn eigentlich?"

Die sagte gedämpft:

„Wir müssen ihr Zeit lassen! Sie ist ein sonderbar nachdenkliches Wesen!"

Da kam der Ärger über den alten Herrn:

„Zum Donnerwetter noch mal, läßt man mich denn nicht zu Ende sprechen!"

Traugott bat:

„Herr Major, ich glaube, es ist besser; meine Nichte ..."

Aber der rief ungeduldig:

„Was ist denn los? Was hat sie denn? Das ist ungezogen!"

Das schien ihr die Zunge zu lösen:

„Ich kann nicht!"

Der Major zischte sie an:

„Was kannst du nicht, liebes Kind?"

„Ich kann Christof Renatus' Frau nicht werden!"

Traugott stand da wie gelähmt, die weiße hohe Stirn nach hinten, die Augen halb geschlossen, die Lippen aufeinandergepreßt. Über den Major aber kam der alte Werck-Zorn:

„Und das sagst du jetzt? Dann können wir ja gleich nach Hause fahren!"

Er warf seine Serviette hin und verließ den Saal. Traugott eilte ihm nach. Im Nebenraum lief der Majoratsherr auf und ab, die Hände in den Taschen, daß der Frack sich bauschte und der Ordensstern wagrecht stand. Er schrie Herrn von Breitsamter an:

„Zum Donnerwetter, ist sie verrückt geworden?"

„Ich bitte um Verzeihung, meine Nichte . . .“

„Der Deubel soll Ihre Nichte holen!“

Und er gebrauchte einen alten Leutnantsausdruck, wie einer im höchsten Zorn Worte hervorsucht, die sonst nie über seine Lippen kommen:

„Ist sie denn besoffen?“

Traugott war totenbleich:

„Man muß ihr Ruhe gönnen!“

„Ruhe gönnen? Das ist nett! Es gibt eben Momente, wo sowas nicht existiert!“

Eva, die in der Tür erschienen, legte ihrem Schwiegervater besänftigend die Hand auf die Schulter. Aber er schüttelte sie ab, stand wieder da in ganzer Größe, den Kopf hintenüber, und der lange weiße Bart zitterte, als er mit Donnerstimme Herrn von Breitsamter anhauchte:

„Glauben Sie, daß ich mir sowas gefallen lasse! Ich, der ich hier noch den Breitsamters Rotz auf die Backe schmiere! Das kommt davon, mit euch sich einzulassen!“

Traugott riß die Augen auf:

„Herr Major, nicht wir haben uns eingelassen, sondern . . . Christof!“

Im Nebensaal hatte man die erhobenen Stimmen gehört, doch niemand kam, als die Mutter der Braut und die alte Frau von Breitsamter.

Aber Christof Renatus hatte Traugotts letzte Worte gehört. Er meinte, sein Großvater, zu dem er aufschaute, würde gekränkt, und alle Sympathie für Traugott erlosch mit einemmal, als er den breiten, kleinen Mann sah mit der Riesenglatze und den zornfunkelnden Augen. Christof Renatus trat dicht an Herrn von Breitsamter heran:

„Solche Sprache verbitte ich mir gegen meinen Großvater!“

Traugott antwortete ein wenig von oben herab:

„Wir sprechen ja gar nicht miteinander!“

Da rief Christof Renatus, entnervt von schlafloser Nacht und den Kämpfen der letzten Tage, jäh zum ‚Sie‘ zurückkehrend:

„Aber ich rede mit Ihnen!“

Traugott sah den jungen Offizier an, mit dem Übergewicht der Jahre dessen, der sein Vater sein konnte, und sagte ruhig:

„Christof, was fällt dir ein?“

„Gar nichts fällt mir ein! Meinen Großvater lasse ich nicht beleidigen! Das ist kein Ton, mit ihm zu sprechen! Oder ist das etwa doch hier der Ton? Sind wir in ein falsches Nest geraten? Nur Lack außen, und jetzt kommt's raus?“

Traugott hob drohend den Zeigefinger und schleuderte ihn hin und her, wie einer, der einem Schulbuben droht:

„Junge, was fällt dir ein?“

Christof Renatus holte aus mit der Hand breit ausgestreckt:

„Herr von Breitsamter!“

Traugott trat zurück, Schritt um Schritt:

„Christof! . . . Du?“

Christof Renatus aber sah nur den anderen zurückweichen. So wandte er sich zu seinem Großvater um, der starr dastand, die jähe Wendung der Dinge nicht fassend, und sagte mit wegwerfender Handbewegung:

„Feigling!“

Da stürzte der kleine, untersetzte Mann auf Christof Renatus zu mit einem gurgelnden Schrei. Ihm, der ebenso groß und breit war wie er, dem das Haar noch jugendlich voll bis tief in die Stirn hineinwuchs, starrte er ins Gesicht, und die im Zorn erhobene Hand sank herab, als lähme ihn eine dunkle Macht.

Christof Renatus aber steckte die Hände in die Taschen: „Es wäre nicht das erstemal, Herr von Breitsamter!"

Der stammelte:

„Was meinen Sie?"

Eva hatte von hinten ihren Sohn gepackt. Er wußte nicht, wer ihn berührt, aber er kam zur Vernunft und wollte nicht weitersprechen. Doch Traugott meinte kalt:

„Nun, mein Junge, was wolltest du denn sagen?"

Christof Renatus kreuzte die Arme:

„Ich verbitte mir solche Anrede! Ich heiße ‚von Werck'! Und wenn Sie's wissen wollen, Herr von Breitsamter, nun, Sie wissen es ja, es ist nicht das erstemal, daß einer es für nötig hält, Ihnen die Antwort ins Gesicht zu schreiben!"

Man hörte einen dumpfen Fall. Der Major, zu sich selbst gekommen, seitdem gewissermaßen der eigene Zorn auf einen anderen übergegangen war, blickte sich um: Baronin Beckenburg und Asta bemühten sich um Eva, die zu Boden gesunken war. Auf der anderen Seite stand Frau von Breitsamter dicht an der Wand, das Taschentuch an den Mund gepreßt.

Traugott starrte auf seinen Gegner, aber an ihm vorbei, als erblicke er in der Ferne Vergangenheit und Zukunft, beide unmöglich: eine Vergangenheit, die er längst begraben wähnte, eine Zukunft, an die er nicht denken konnte.

Christof Renatus wandte sich zu seinem Großvater:

„Nun, dann haben wir freilich hier nichts mehr zu suchen!"

Der Major nahm seinen Arm:

„Komm, Christof! Man soll immer nach seinem ersten Gefühle gehen! Ich alter Esel hätte nicht schlapp werden sollen!"

Er zog ihn mit sich fort, an Eva vorbei. Als er die alte Frau von Breitsamter stehen sah, erwachte in ihm sein ritterliches Gefühl, und er trat, ohne Traugotts Gegenwart zu beachten, auf die kleine alte Dame zu:

„Gnädige Frau, es tut mir sehr, sehr leid!"

Ohne sich umzublicken, schritten sie der Treppe zu.

Es waren aber nur Damen anwesend. Herr von Breitsamter hatte durch einen anderen Ausgang das Zimmer verlassen.

* * *

Die im Saal Zurückgebliebenen begriffen den Vorgang nicht. Sie dachten, der Braut sei unwohl geworden. Die jungen Leute am Brautführertisch aber bildeten sich ein, der Major, dessen Rede ein wenig altersbreit geraten, habe sich über eine Unterbrechung geärgert. Oder hatten etwa die Anspielungen auf das jahrelang gespannte Verhältnis zwischen Engolsheim und Bärwalde einen Breitsamter gekränkt?

Traugotts Brüder hatten das eigenwillige Wesen ihrer Nichte öfters erlebt. Aber wenn sie mit ihrer Mutter Zusammenstöße gehabt, waren sie stets auf Seite Elses ge-

wesen, denn die kleine dicke Baronin von der Beckenburg, geborene von Breitsamter, war nicht besonders erleuchtet und trumpfte immer im unrechten Augenblick auf.

Jetzt waren sie aber doch empört über die Braut. Am meisten Oberstleutnant von Grail. Der ‚Outsider‘ hatte sich vielleicht noch mehr gefreut als Breitsamters selbst über die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarn. Als der Rittmeister nun dem hinausgestürzten Major folgen wollte, hielt er ihn zurück:

„Sigi, ich bitte dich, lasse sie!“

Der Rittmeister, röter noch als sonst, rief:

„Man muß doch sehen, was los ist!“

Der Oberstleutnant nahm seinen Arm:

„Nur kein Öl ins Feuer gießen! Traugott ist schon hin, die Mama auch, Elise ebenfalls, das ist doch wirklich genug! Viele Köche verderben den Brei!“

Der Geheime Regierungsrat trat zu Bruder und Schwager. Seine Schmisse glühten von den paar Gläsern Wein:

„Das ist eine höchst fatale Geschichte! Dummes Frauenzimmer, die Else! Ich muß gestehen, das ließe ich mir doch nicht gefallen! Wenn nun uns das passierte! Nehmen wir mal an, ich wollte 'ne Werck heimführen, wir säßen drüben in Engolsheim beim Souper, und plötzlich erklärte das kleene Biest: ‚Ick will nich!‘ Zum Donnerwetter noch mal, wer wäre denn da der Beleidigte?“

Und sie hatten das Gefühl, als müßten sie mit den anderen noch im Saal befindlichen Wercks sprechen. Der Oberstleutnant fragte, als sei nichts geschehen, den Kadetten:

„Wo wollen Sie denn eintreten, Herr von Bragge?“

„In Potsdam, Herr Oberstleutnant! Bei den vierten Garde-Dragonern!"

„Ja, Potsdam ist eine schöne Garnison! Da habe ich als Leutnant gestanden! 's ist freilich schon lange her!"

Der Rittmeister sagte Perpetua eine Artigkeit über das Aussehen ihrer Söhne. Der Geheime Regierungsrat hatte sich an die entfernten Verwandten Werck gewendet mit der Redensart, ‚es würde schon alles wieder ins Gleis kommen! Die Braut sei etwas schwierig.' Dem Herrn von Werck, mit dem er gerade sprach, schien das aber nicht zu genügen, er gab keine rechte Antwort. Da kam unerwarteterweise Hilfe von Asta:

„Ich glaube, die Braut hat sich etwas vorschnell entschieden!"

In dem Augenblick hörte man nebenan Christof Renatus' helle Kommandostimme. Unwillkürlich drängte alles zur Tür, die in den Nebensaal führte, und man sah gerade noch Großvater und Enkel verschwinden. Nun flutete die ganze Gesellschaft hinein. Leute, die sich heute einander noch nicht genähert, begannen ein Gespräch. Die Damen sagten:

„Das ist ja aber schrecklich!"

Und die Herren:

„Was ist denn eigentlich los?"

Man sah die alte Frau von Breitsamter an der Wand lehnen, noch immer das Taschentuch an den Mund gepreßt. Eva wurde hinausgeführt.

Einer der Brautführer, die nach Bärwalde gekommen, um sich zu unterhalten, wollte an keine Störung glauben und meinte beruhigend:

„Ach was, das renkt sich alles wieder ein!“

Doch Traugott Breitsamter, der Major und der Bräutigam fehlten. Nun sah man sich um nach der Braut, die an dem peinlichen Zwischenfall Schuld trug.

Else war nicht zu erblicken.

Endlich sickerte durch, was in dem Nebenraum geschehen. Man erfuhr, daß der Major scharfe Worte gebraucht hatte in seinem berechtigten Zorn, daß Traugott ihm entgegnet, und Christof Renatus, der seinen Großvater für beleidigt hielt, ihm sozusagen an die Kehle gesprungen sei.

Ein paar ältere Herren aus der Stadt erinnerten an die Bedrohung Traugotts durch Christof Renatus' Vater, den abgebrochenen Zweikampf und Christof von Wercks Tod. Jüngere Leute ließen es sich erzählen, denn von den Vorgängen, nun über ein Vierteljahrhundert zurückgelegen, war manchen nur bekannt, daß ‚mit Traugott Breitsamter nicht alles in Ordnung‘ sei. Da aber Major von Werck die Familienverbindung gestattet, ja sogar heute gefeiert, konnte unmöglich etwas an dem Schloßherrn von Bärwalde hängen geblieben sein: Klatsch! Klatsch, wie bei Dreiviertel aller Beziehungen unter Menschen!

Der Oberstleutnant sagte seinem Schwager Sigismund wütend ins Ohr:

„Was bedeutet das nun wieder mit Traugott? Daß uns auch das noch in die Suppe fallen muß! Denn jetzt ist's einfach aus!“

Der Rittmeister brummte:

„Wir können's uns doch unmöglich gefallen lassen!“

„Aber Traugott hat uns die Sauce angerührt!“

„Nee, Else mit ihren verdrehten Ideen!“

„Hilft nichts, die Geschichte ist jetzt verfahren!"

Inzwischen hatten sich gleichsam zwei Lager gebildet. Die Werck fanden sich zusammen auf der einen Seite, die Breitsamter mit ihrem Anhang auf der anderen. Der Kadett, der seinen Vetter Christof Renatus bewunderte, war sofort für ihn, ohne zu wissen, was geschehen. Ein Herr von Werck meinte:

„Ich glaube, es ist das beste, wir fahren zurück! Weitergegessen kann doch unmöglich werden!"

Da machten die beiden jungen Bragges traurige Gesichter: sie wollten gern noch alles haben, was auf dem Menü stand. Da sie aber ihren ältesten Bruder mit finsterer Miene stehen sahen, runzelten sie gleichfalls die glatten Stirnen.

Ein Breitsamterscher Diener meldete Asta:

„Das gnädige Fräulein möchten einen Augenblick herauskommen!"

Sie ging ruhig, beinahe lächelnd über diesen ganzen ‚Schwindel', wie sie es nannte. Da stand der alte Krischan und sagte mit bekümmertem Gesicht:

„Der Herr Major hat den Wagen herübergeschickt. Die anderen beiden Wagen kommen auch gleich. Der Herr Major ist mit dem Herrn Leutnant zu Fuß herübergekommen!"

„Zu Fuß?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein! Es war ja kein Wagen mehr hier. Wir sollten doch die Herrschaften erst in drei Stunden abholen! Wenn das dem Herrn Major nur nicht schlecht bekommt! Im bloßen Frack! Der Überzieher muß noch hier sein, ich kann ihn nur nicht finden!"

Asta fragte den alten Diener, der ihnen ein Freund im Hause war:

„Was sagt denn Papa?"

Krischan näherte seine glattrasierten Lippen ihrem Ohr:

„Gnädiges Fräulein, Herr von Breitsamter wird ja Herrn Leutnant fordern!"

„Ach, keine Spur!"

„Herr Major hat's gesagt!"

„Es wird nicht alles so heiß gegessen!"

„Herr Major meint, es gäbe keinen anderen Ausweg! So ein Unglück! Wenn ich denke, wie ich den armen Herrn Leutnant Christof damals im Park gefunden habe, und so-was soll noch mal losgehen . . .!"

„Aber reden Sie doch keinen Unsinn, Krischan!"

„Nee, nee, 's ist Ernst! Der Herr Leutnant sagt's auch!"

„Krischan, — später davon. Ich werde die anderen holen! Wieviel haben denn Platz in dem Wagen?"

„Sechs, gnädiges Fräulein."

„Im Landauer?"

„Ich bin mit dem Bahnomnibus da."

„So! Wissen Sie was: ich fahre mit einem der Wagen, die noch kommen sollen. Daß nur erst mal meine Verwandten fort sind!"

Sie ging hinein, wo jetzt in förmlicher Scheidung an der Hinterwand des Saales die Breitsamter standen, vorn aber an der Tür, gleichsam im Begriff, sich zu entfernen, die Engolsheimer. Asta fragte nach der alten Frau von

Breitsamter. Es hieß, sie sei nicht mehr da. Nun erst fiel ihr Eva ein. Da sagte sie zu den Verwandten:

„Fahrt nur immer! Ich muß Eva suchen!"

Die Werck machten den Breitsamter drüben Verbeugungen, die stumm erwidert wurden. Nur der Oberstleutnant kam herüber, küßte den Werckschen Damen die Hand und sagte zu Perpetua:

„Gnädige Frau, Sie glauben nicht, wie entsetzlich peinlich das für uns ist! Darf ich Ihnen unser Bedauern aussprechen!"

Der Kadett aber begrüßte keinen Breitsamter, sondern schritt davon, wie aus einem Hause, dem Fehde angesagt worden. Seine beiden Brüder, noch unsicher in Weltanschauung wie Formen, drückten sich verstohlen.

Die Herrschaften aus der Stadt mußten noch dableiben, bis die Wagen, nach denen man geschickt, ankamen. Währenddessen standen die Gäste umher, verstimmt, ernst das Vorkommnis besprechend.

Man hatte Eva in Frau von Breitsamters Zimmer gebracht. Die alte Dame saß neben ihr und machte Umschläge. Als Asta eintrat, schloß die Bewußtlose, die eben angefangen, sich zu bewegen, wieder die Augen.

Asta nahm der Schwägerin Hand:

„Der Wagen ist unten!"

Eva reckte sich wie im Traum und wandte sich nach der anderen Seite. Da sagte Asta zu Frau von Breitsamter, daß es Eva hören sollte:

„Gnädige Frau, ich komme in einer Viertelstunde wieder. Bis dahin wird meine Schwägerin schon so weit sein. Inzwischen danke ich Ihnen für all Ihre Liebenswürdigkeit

in diesem schweren, wie mir scheint, sehr schweren Augenblick."

Die alte Dame schlug die Hände zusammen und blickte das Fräulein von Werck trostlos an. Asta ging hinaus. Draußen traf sie ein Stubenmädchen, das fragte sie nach der Braut.

„Das gnädige Fräulein hat zugeschlossen!" war die Antwort.

„Ganz gleich! Führen Sie mich hin!"

Das Mädchen zeigte ihr die Tür, und sie klopfte:

„Ich bin's, Asta! Du kannst ruhig aufmachen, Else, denn ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Aber vielleicht möchtest du mit jemand sprechen."

Ein Spalt öffnete sich. Eine ängstliche Stimme fragte:

„Sind Sie allein?"

„Ja, ich bin allein."

Sie trat ein:

„Aber du kannst ruhig ‚du' sagen! Ich mag die Köchinnenmanier nicht: heute lieb und ‚du', und morgen bös und ‚Sie'."

Asta legte der Braut beide Hände auf die Schultern:

„Du bist doch ein vernünftiges Wesen. Es kann also keine Laune sein."

„Bitte, glaube das nicht!"

„Nein, nein. Sowas kommt doch nicht über Nacht! Also sprich dich aus. Vielleicht kann ich aufklären, vielleicht helfen. Komm!"

Sie setzten sich nebeneinander, und Asta fragte ohne Vorwurf, nur mit dem Tone der Vernunft, warum sie es

sich nicht früher überlegt und es so weit habe kommen lassen. Else starrte vor sich hin:

„Ich habe ja zuerst gewollt!“

„Und du willst nicht mehr?“

„Ich kann mich nicht entschließen!“

„Also, du magst ihn nicht!“

Else blickte zu Boden. Es quälte sie, ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Endlich fand sie Worte:

„Er hat mir ja gefallen! Er hat mich eben übertrumpelt! Es war etwas, das mich manchmal zu ihm zog! Aber wir sind zu ungleich!“

Die Tante dachte an Christof Renatus:

„Er ist ein guter, lieber, anständiger Junge.“

„Genügt das zur Ehe?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich — ich weiß es auch nicht! Ach Gott, ist das entsetzlich! Aber ist es nicht besser, man sagt nein, wenn man Zweifel hat, und wäre es noch im letzten Augenblick?“

„Du hättest es dir früher überlegen sollen!“

Das junge Mädchen sprang auf:

„Ja, wie schlau man hinterher ist! Jetzt weiß ich's. Ich weiß, ich muß allein sein, ich muß nachdenken können, muß studieren und darf nicht gestört sein, wenn der Herr Gemahl gerade das will oder jenes!“

„Ich bleibe dabei: das hättest du dir früher überlegen sollen! Also, was soll ich drüben sagen?“

Else, nicht mehr scharf, blickte ängstlich Asta an. Die redete ihr fast heiter zu:

„Du kannst es ruhig sagen. Ich bin dein Feind nicht! Ich kann dich sehr wohl verstehen. Ich habe sogar ganz

ähnlich gedacht wie du! Laß dir etwas erzählen: Es gab mal einen großen, starken Siegfried. Er hat mich zwar nie gefragt, aber ich fühlte, ein Wort von mir, und er hätte gesprochen. Er hat sich inzwischen getröstet. Wahrscheinlich hatte er sich schon lange getröstet. Ich kenne die Männlichkeit! Also ist nichts verloren! Das nebenbei. Nun, ich habe eben damals gedacht wie du. Zwar bin ich nicht, wie Christof uns von dir erzählt hat, in allen Kunstgeschichten beschlagen, aber ich wollte nicht auf einem kleinen Waldgute versauern. Dieser Herr und Gebieter war aber nur möglich unter seinen Buchen. In Nizza hätte er keine gute Figur gemacht. Zwei Seelen wohnten in uns: wie bei euch! Du siehst, Else, ich verstehe dich. Am meisten freut es mich, daß du mich reingelassen hast, um mit dir zu reden."

Else sagte warm:

„Ich habe noch mit keinem Menschen gesprochen!"

„So? Weißt du denn, daß unsere Familien aneinander geraten sind?"

Else schien erschrocken:

„Ich bin doch nur ehrlich gewesen?"

„Gewiß! Aber weißt du wirklich nichts? Christof Renatus hat deinen Onkel Traugott bedroht!"

„Das habe ich doch nicht gewollt!"

„Es ist aber so! Wenn Weiber klatschen, weiß man nie, was herauskommt! Wenn Männer aneinander geraten, weiß man nie, wie's endet!"

Else sagte stockend:

„Aber der gute Onkel Traugott kann doch nichts dafür!"

„Kann Christof Renatus etwa dafür?"

Else, ganz verwandelt, ganz Weib, flehte nun plötzlich:

„Hilf mir, sprich mit ihnen!"

Die Landjunkertochter von Engolsheim antwortete kurz:

„Papa pflegt zu sagen: Tacet mulier in ecclesia! Keiner von uns hat vor fünfundzwanzig Jahren, als dein Onkel Traugott sich mit meinem Bruder schoß, auch nur erfahren, was geschehen!"

In dem entschiedenen, bewußten Geschöpf erwachte immer mehr das ängstlich weiche Weib:

„Ich will meinen Onkel auf den Knieen bitten . . .!"

„Tu das nicht!"

„Dann will ich Christof Renatus anflehen!"

„Ihr geht euch ja nichts mehr an!"

Else stand da wie vernichtet:

„Ja so, er geht mich ja nichts mehr an! Vor einer Stunde noch . . . und jetzt ist er ein Fremder! Aber ich habe ihn gern, nur nicht gern genug, als daß wir ein Leben zusammentun könnten! Mein Gott, das habe ich doch nicht gewollt! Menschen müssen doch ruhig auseinandergehen können! Sage ihm, Tante Asta, sage ihm, ich lasse ihn um Verzeihung bitten! Er soll mich vergessen! Ich bin's nicht wert! Aber ich habe doch gekämpft! Er soll nicht glauben, daß mir's so leicht geworden ist! Ich habe geweint . . . so geweint! — nein, das sage ihm nicht!"

Als ob die Erwähnung der Tränen sie ausgelöst, warf sie sich in einen Stuhl und verbarg ihr Gesicht. Asta legte ihr ein paarmal die Hand auf die Schulter. Bei jeder Berührung aber kam ein neuer Sturm über das Mädchen. Das alternde Fräulein von Werck betrachtete das junge, hübsche, blonde Geschöpf, ihr äußerlich ähnlich fast in niedersächsischer

Rasse, aber: weinen um einen Mann? Das begriff sie nicht. Sie zuckte die Achseln: was wollte sie da helfen? Und sie ging hinaus.

* * *

Major von Werck lief noch immer im Frack, mit dem Ordensstern, in seinem Zimmer auf und ab. Christof Renatus saß am Tisch, die Hände gefaltet. In nervöser Erregung bewegte er die Finger knetend hin und her, daß seine kräftigen Arme sich spannten. Einen Augenblick blickte er auf:

„Großpapa, wenn du dich nur nicht erkältet hast! So ohne Überzieher herumzulaufen!“

„Hoho! Mir war warm genug! Warm genug haben sie mich gemacht, Christof! Dieser Breitsamter, dieser verfluchte Schweinigel von Traugott! Das kommt davon: der erste Eindruck bleibt doch immer der richtige! Ein Menschenalter hindurch geht man den Leuten aus dem Weg, beschränkt sich auf die äußerste Artigkeit. Dann kommt man ihnen entgegen, will man sich mit ihnen verheiraten, und sie beleidigen einen ... Wenn ich nur nicht den ersten Schritt getan hätte! Wenn ich's nur nicht zugegeben hätte! Als du zu mir kamst, hätte ich sagen müssen: Jede andere, aber kein Breitsamtersches Blut! Hinterher ist man natürlich schlau, schlau, schlau!“

Christof Renatus preßte noch immer seine Finger zusammen und schüttelte den Kopf, als könne er nicht fassen, was da geschehen. Sein Großvater aber lief auf und ab, die Hände unter dem Frack auf dem Rücken zusammengelegt:

„Ich wußte immer genau, wen ich mochte und wen nicht! Wenn jemand nur ins Zimmer trat, wußte ich: den kannst du nicht vertragen! Dann wollte ich wohl gerecht sein, weil man mir sagte, er sei ein vortrefflicher Mensch, und ich kam ihm entgegen. Ein Jahr ging's, bis der Kerl mit einem Male eine Hauptschweinerei machte! Das erste Gefühl hatte mich nicht getäuscht, daß er mir gewogen bleiben sollte! Instinkt! Instinkt, wie bei Jagdhunden, bei Indianern! Bei der Kolonialdebatte sagte mal einer, der Neger röche, und darum widerstände er uns Weißen immer bis zu einem gewissen Grade! Die Breitsamter müssen auch ihren besonderen Gestank haben! Verdammte Gesellschaft! Mein armer, armer Junge!"

Er stürzte auf seinen Enkel zu, nahm ihn beim Kopf und drückte ihm heftig einen Kuß nach dem andern auf die Backe. Christof Renatus stand auf:

„Lieber Großpapa, sorge dich nicht um mich! Laß mich's allein abtun!"

Aber der alte Herr schüttelte den Kopf:

„Ein Vierteljahrhundert hat's geruht, und ich hoffte, ich würde in Frieden in die Grube fahren! Lieber Junge, du bist dir doch klar, daß jetzt eine Forderung kommt?"

Christof Renatus kreuzte die starken Arme, warf den Kopf hintenüber und lächelte eisig:

„Ich warte auf den Kerl!"

„Recht so, mein Junge! Es gibt eben Dinge, die lassen sich nicht vor Gericht auslöschen mit zwanzig Mark! Dinge gibt's, da wacht der deutsche Mann und der deutsche Zorn auf! Aber daß ich's noch erleben muß! Nie habe ich dir über das Unglück mit deinem Vater gesprochen. Du solltest

nicht in der Erinnerung groß gezogen werden. Weißt du noch, Christof, wie du als Bengel diese Mär erzähltest vom ‚zweiten Schuß'? Ich war wütend, weil das schlafen sollte, und nun? Soll denn alles immer wiederkehren? Habe ich nicht genug daran, daß ich meinen Sohn verloren habe?"

Christof Renatus sah den Großvater an:

„Großpapa, um mich brauchst du doch keine Angst zu haben!"

„Man weiß nie, wie so was abläuft! Aber du sollst dich nicht hinstellen! Ich will meinen Stamm behalten! Mit mir hat er zuerst gesprochen!"

Des alten Herrn Augen leuchteten, er warf den ausgestreckten Zeigefinger drohend hin und her:

„Jawoll, gegen mich ist er zuerst unverschämt gewesen! Ich habe das erste Recht, mein Junge! Da tritt der Alte zuerst ein!"

„Großpapa! Das ist ausgeschlossen! Ein Mann wie du!"

Der Major blickte seinen Enkel verdutzt an. Dann schüttelte er seinen weißen Kopf, und der lange Bart flog hin und her:

„Meinst du, ich sei schon zu alt? Ich werde meinen Mann schon noch stehen!"

Christof Renatus schlang die Arme um seinen Großvater:

„Großpapa! Die Sache ist ganz einfach! Du hast damit wirklich nichts zu tun! Von einem alten Herrn wie dir steckt der Kerl ein scharfes Wort ein und muß es einstecken! Die Beleidigung, die kam von mir!"

Er ließ den Großvater los:

„Erst ist großes Verbrüderungsfest zwischen den Werck und den Breitsamter, dann werde ich auf einmal abgelehnt, sozusagen rausgeschmissen? Großpapa, gegen Else will ich nichts sagen! Es waren schon vorher Kämpfe genug, und ich habe alles mögliche geahnt; aber Herr von Breitsamter mußte uns für sie um Verzeihung bitten. Statt dessen . . .“

Er knirschte mit den Zähnen. Vor Erregung versagte ihm das Wort. Der Sturm des Zornes, der über den alten Mann gekommen war, war dagegen abgeebbt. Er ließ sich auf seinen Stuhl am Schreibtisch nieder und hörte dem Enkel zu, der sich bemühte, ihm den Gedanken auszureden, als ob er Herrn von Breitsamter gegenüber zu treten hätte. Christof Renatus zuckte verächtlich die Achseln:

„Die Sache ist höchst einfach! Ich habe ihm angeboten, was mein lieber seliger Papa ihm angeboten hat! Mein armer Papa, den ich nie gekannt habe! Auf deutsch: ich habe ihm ein paar Maulschellen angeboten! Großpapa, ich warte auf ihn . . . Verzeih, wenn ich jetzt etwas anderes sage, Großpapa: ich habe einen wahnsinnigen Durst!“

Der alte Herr stand ruhig auf, nur seine alten Hände zitterten noch, während er selbst zur Klingel ging:

„Weiß der Deubel, ich ooch!“

Einen Augenblick darauf kam der Diener und meldete, die Herrschaften seien zurückgekommen. Der Major unterbrach ihn:

„Krischan, 'ne Flasche Bier, oder was willst du haben, Christof?“

„Ja, bitte Bier, Großpapa.“

„Also: zwei Flaschen Bier.“

Der alte Diener sah erschrocken die beiden an: den

alten Herrn mit gerötetem Gesicht, das doppelt abstach gegen den schneeweißen langen Bart, und Christof Renatus nervös und bleich. Er lachte den guten Hausgeist an:

„Ja, Krischan, ich habe 'nen Mordsbrand!"

„Jawohl, Herr Leutnant."

Der Alte dachte: so ist die Entlobung? Und er meinte im stillen, während er das Bier holen ging: ‚Na, dann ist's am Ende doch nicht so schlimm!'

Die beiden drinnen im Zimmer saßen regungslos in ihren Stühlen. Der Major hatte sich eine Zigarre angesteckt, der Leutnant eine Zigarette. Sie pafften stumm. Als das Bier kam, schoben sie zur Seite, was auf dem Tisch stand, damit der Diener das Tablett hinstellen könne, dann trank jeder ein Glas, ohne abzusetzen, goß sich noch einmal ein, und ein zweites folgte, während Krischan, sich umwendend, davonschritt zur Tür, die er nur langsam schloß.

* * *

Den Augenblick, Christof Renatus das Gespräch mit Else mitzuteilen, hielt Asta nicht für gekommen. Sie konnte ihren Neffen auch keinen Augenblick allein sehen. Am Abend hatte sich schon alles zurückgezogen, am Morgen reisten die übrigen Verwandten ab: mit ernsten Gesichtern die Herren, mit Tränen die Damen. Aber die heilige Barbara durfte es nicht merken.

Darum hatte der Major gebeten. Die Ahnungen der dicken alten Dame, mit ihrem Herzen möchte nicht alles in Ordnung sein, waren nämlich nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Was ihrem verstorbenen Sohne den Tod gebracht, war bei ihr als Keim vorhanden gewesen, und Dok-

tor Becker hatte gewarnt, sie Aufregungen auszusetzen. Man teilte ihr also vor der Hand nur mit: wegen Unwohlseins der Braut hätte der Polterabend ein Ende finden müssen. Es blieb dahingestellt, bis wann die Hochzeit verschoben worden sei. Aber da nun jene, die mit ihr sprachen, nicht völlig in ihren Angaben übereinstimmten, sagte sie:

„Das kommt davon, wenn man nicht selbst dabei ist! Man gewinnt kein rechtes Bild!"

Am nächsten Tage schon erklärte sie ihrem Mann:

„Hör mal, ihr schwindelt!"

Da gestand er ihr schonend, die Verlobung habe aufgehoben werden müssen. Von dem Zusammenstoß mit Traugott Breitsamter freilich sagte er kein Wort. Doch wider Erwarten fand sich die alte Dame mit der Gleichgültigkeit des Alters damit ab. Durch jahrelanges Krankenlager war sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie noch ganz tiefen Anteil an dem Schicksal anderer hätte nehmen können. Sie sah vor allen Dingen eins: wenn aus der Verlobung nichts wurde, brauchte sie auch nicht nach der Stadtwohnung überzusiedeln. Darauf hatte sie sich zwar gefreut, weil sie von ihrem Fenster aus so viel zu sehen bekäme, doch auch gegraut: bei ihrer Schwerfälligkeit fürchtete sie den Weg von Engolsheim in die Stadt.

Eva blieb auf ihrem Zimmer, allen unsichtbar. Die heilige Barbara freute sich, daß sie, alt und so krank, den Schreck ganz anders überstanden hatte als die Gesunde, und sagte zu Asta mitleidig überlegen:

„Eva ist doch wirklich eine zu weiche Natur!"

Christof Renatus war bereits in seine neuen Ehemannszimmer im anderen Stockwerk übergesiedelt. Er floh seine

Mutter: sie zu schonen und sich zu schonen. Er wußte, daß sie abends zu ihm kommen würde, und während er ihr sonst alles gestanden: jetzt durfte er nichts sagen, denn er erwartete Herrn von Breitsamters Forderung. Der Großpapa fragte, sobald sie sich allein befanden, und sie verstanden einander:

„Ist niemand dagewesen?"

Christof Renatus schüttelte den Kopf. Waren aber die anderen anwesend, so telegraphierten einander die beiden. Ein In-die-Höhe-ziehen der Brauen:

‚Weißt du von etwas?'

Ein leises Seitwärtsneigen:

‚Nein!'

Christof Renatus hatte Krischan gesagt, er sei zu Hause, wenn zwei Herren kämen. Aber niemand erschien. Der Morgen verstrich. Eva zeigte sich nicht. Asta saß bei der Mama. Die Verwandten waren abgereist.

In der Stadt war das Vorkommnis des Abends fast einziges Gespräch. Auch Herr von Lühne, der, ohne seine eheliche Mamsell, mit seinem vorweltlichen Wagen erschienen war, um einen Feuerversicherungsabschluß zu machen, erfuhr davon. Er stopfte achselzuckend die weichen Manschetten seines Hemdes — denn er verbauerte mehr und mehr — in den Ärmel:

‚Was geht mich's an! Sie haben mich ja nicht mal eingeladen!'

Und doch schien es ihn etwas anzugehen, denn die alte Abneigung gegen Traugott Breitsamter schoß empor:

‚Dem Kerl geschieht ganz recht! 's ist ja ein Irrsinn, mit den Breitsamters sich gar noch verheiraten zu wollen!

Das hätte mein guter Christof mal wissen sollen! Ich glaube, der Major ist nicht mehr ganz bei Troste!'

Aber er war sehr bei Troste, der Major. Er lag mit seinem Enkel sozusagen auf der Lauer den ganzen Tag bis zum Abend. Nach jedem Wagen blickten sie aus, auf jedes Räderknirschen hörten sie, und immer fragten sie, in der Meinung, sie hätten es verpaßt, den alten Krischan, ob niemand dagewesen sei. Aber die Dunkelheit brach herein, und keiner erschien. Enkel und Großvater steckten immer in des alten Herrn Zimmer beisammen. Die Damen sahen sie nur bei Tisch, und auch da konnte Asta kein vermittelndes Wort anbringen, denn die heilige Barbara war dabei. Ab und zu griff sie nach Christof Renatus' Hand und sah ihn an, als wollte sie sagen: ‚Du lieber, armer Kerl!'

Eva hatte sich durch die Jungfer entschuldigen lassen: „Die gnädige Frau ist zu angegriffen."

Sie bekam das Essen auf ihr Zimmer, schickte es aber unberührt wieder herab. Die heilige Barbara ließ ihrer Schwiegertochter viel Schönes sagen. Sie konnte sie noch einen Stock höher nicht besuchen, denn der Weg vom Eßzimmer bis zu ihrem eigenen war die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Als Christof Renatus nach Tisch seinem Großvater folgen wollte, nahm ihn Asta beim Ärmel, ihn zurückzuhalten. Doch er machte eine Gebärde.

„Ich muß mit!"

Sie flüsterte:

„Nur einen Augenblick!"

Da drehte der Major sich um:

„Liebes Kind, laß uns heute! Morgen ist auch noch ein Tag!"

Und Christof Renatus mußte mit ihm gehen.

Am Abend sprachen Großvater und Enkel noch immer unten, im gleichen Gedankengang: werden Traugott Breitsamters Zeugen kommen oder nicht! Kurz vor zehn Uhr gestern abend war der Zusammenstoß gewesen: die vierundzwanzig Stunden liefen nun bald ab.

Der Major sah nach der alten Empire-Uhr, die in der Ecke in ihrem Mahagonigehäuse dumpf und gleichmäßig die Sekunden tickte, paffte den Rauch seiner Zigarre von sich und blickte Christof Renatus, der bewegungslos im Stuhle saß, an, als wollte er sagen:

‚Jetzt hat der Kerl gleich verspielt!‘

Als nun die Uhr aushob und es zehn schlug, ging der Major in die Halle, von Christof Renatus gefolgt, öffnete das Portal und trat auf die Brücke. Dort standen die beiden an dem kalten, klaren Dezemberabend und blickten sich um. Drüben dämmerten die Buchenbestände des Parkes, darüber der dunkle Himmel. Schnee war über Nacht gefallen, daß die Wege sich abzeichneten. Die beiden starrten in dem großen Schweigen hinüber, wo am Ende der Allee das Pförtnerhaus lag. Endlich wandte der Major sich um:

„So! Nun ist's aus!“

Dann kehrte er mit Christof Renatus in die Halle zurück und schloß selbst ab, daß es beim Einspringen der Feder unter den Kreuzgängen gellte. Sobald sie in des Majors Zimmer allein waren, rief er:

„Vierundzwanzig Stunden hat er jetzt verstreichen lassen! Bei deinem Vater war's dieselbe Geschichte! Aber damals hat er sich doch gestellt! Sind das englische Ideen? Oder ist er feige?“

Christof Renatus lachte:

„Das habe ich ihm ja gesagt!"

„Hast du ihm das gesagt?"

„‚Feigling!' habe ich ihm gesagt."

In Aufregung und Altersvergeßlichkeit war es dem Major entfallen:

„Wirklich? Das hast du ihm gesagt? Na, dann bist du ihm ja nichts schuldig geblieben!"

„Nein, Großpapa, wir sind ihm nichts schuldig geblieben! Höchstens die Antwort auf den Schuß, den er mehr gehabt hat als der arme Papa!"

Der Major strich nachdenklich den langen, silberweißen Bart:

„Richtig!"

Christof Renatus steckte die Hände in die Taschen:

„Da er sich nicht rührt, werde ich ihm also die Antwort geben!"

Einen Augenblick umfaßten des alten Herrn Augen liebevoll den Enkel, seinen Stolz, sein Glück, eine Sekunde lag etwas in ihnen wie ein ängstliches Zögern. Aber nur eine Sekunde. Dann antwortete er ebenso knapp und ruhig, wie Christof Renatus:

„Gut! Morgen! Gute Nacht, mein Junge! Der Tag war aufregend! Ungewißheiten mag ich nicht! Jetzt wissen wir, woran wir sind! Ich bin müde! Schlaf nur ganz ruhig! Morgen früh um acht erwarte ich dich zum Frühstück! Die Weibsleute brauchen nicht dabei zu sein! Gute Nacht!"

Sie umarmten sich stürmisch und drückten sich zweimal

die Hand. Christof Renatus ging. Der Major klingelte, Krischan trat ein. Herr von Werck sagte nur:

„Morgen früh acht Uhr Frühstück für den Herrn Leutnant und mich! Hier in mein Zimmer!"

„Und das gnädige . . ."

Der Major machte seine scharfe, schneidende, abwehrende Bewegung:

„Wir beide! Gute Nacht, Krischan!"

„Gute Nacht, Herr Major!"

* * *

Nach der Polterabendszene war Traugott Breitsamter nirgends zu finden. Auch die Dienerschaft wußte nicht, wo er sich befand. Seine Brüder und sein Schwager suchten ihn vergeblich im Wirtschaftshof. Inzwischen hatte es leise angefangen zu schneien. Nun begannen der Regierungsrat und die beiden Offiziere den Park abzusuchen. Aber nirgends war eine Spur von Traugott Breitsamter zu entdecken. Als die Herren sich an den Wasserkünsten, für den Winter mit Brettern verschalt, wie verabredet, trafen, sagte der Oberstleutnant:

„Hier kann er nirgends gewesen sein! Man müßte doch Spuren im Schnee finden!"

Der Geheime Rat, der bei seinem starken Körper und bewegungslosen Leben kein Freund war von langen Spaziergängen, vor allem nicht in der Nacht bei Schnee und Kälte, meinte ärgerlich:

„Er ist wahrscheinlich in der Stadt! Wir wollen lieber ins Haus gehen!"

Der Oberstleutnant dämpfte, obwohl der ganze weite Park verlassen lag, die Stimme:

„Es ist ja schrecklich, daran zu denken! . . . er könnte sich doch nicht was angetan haben?“

Der Rittmeister war empört:

„In so 'nem Moment?“

Aber der Geheime Rat schüttelte den Kopf und trat hin und her im Schnee:

„Das sähe ihm gar nicht ähnlich!“

Während sie nebeneinander den Weg zurückstapften, meinte der Oberstleutnant:

„Man muß an alle Fälle denken! Wenn ich auch zehnmal finde, daß Else im Unrecht ist und die Werck sich gekränkt fühlen müssen: ‚Feigling‘ läßt man sich nicht an den Kopf werfen! Das darf er nicht auf sich sitzen lassen! Der Beleidigte ist jetzt Traugott!“

Der Geheime Rat ging schneller:

„Verfluchtes Mädel! Was die Weiber einem da einbrocken! Und wir müssen's ausbaden!“

Als sie zurückgekehrt, suchten sie abermals das ganze Haus ab: Traugott war nicht zu entdecken. So gingen sie schließlich zur Ruhe, aber in allen Zimmern brannte noch bis zur Dämmerung Licht.

Am andern Morgen war der Gesuchte plötzlich da. Es kam heraus, daß er in der Tat im Park sich befunden: nach der einzigen Richtung war er gegangen, die man für ausgeschlossen gehalten: nämlich nach Engolsheim. In dem Dreiecke, das er den Wercks hatte eintauschen wollen, war er die Nacht umhergeirrt. Darüber wurde kein unnützes Wort verloren, sondern der Oberstleutnant fragte:

„Lieber Traugott, gestatte mir, über die Angelegenheit etwas zu sagen!“

Der nickte stumm, die Hände über dem Knie gefaltet, und starrte vor sich hin.

„Also: den Werck ist ohne Zweifel eine schwere Kränkung zugefügt worden. Else ließ es nicht nur bis zur Verlobung, sondern bis zum Polterabend kommen, ehe sie ‚nein‘ sagte. Verschärft wird es noch dadurch, daß die Beziehungen zwischen den beiden Familien bis dahin nicht gerade glänzende gewesen sind und von Werckscher Seite aus der erste Schritt zu uns unternommen worden ist. So könnten wir hingehen und unser tiefstes Bedauern aussprechen. Aber nun kommt ein Zweites, zwar in ursächlichem Zusammenhang mit Elses unverantwortlichem Benehmen, aber doch eine Sache für sich. Du, lieber Traugott, bist beleidigt worden!“

Traugott fuhr auf:

„Es war nur ein Mißverständnis! Der junge Mann hat gemeint, ich hätte seinen Großvater beleidigen wollen! Das hat mir aber ganz fern gelegen! Ich möchte keine Geschichte daraus gemacht haben!“

Der Oberstleutnant sah seine Schwäger erstaunt an:

„Es tut mir leid, aber ich kann die Sache nicht so ansehen! Der junge Mann hat — die Gründe sind eine Sache für sich — die Hand gegen dich erhoben!“

Traugott sprang auf:

„Das hat er nicht!“

„Dann bin ich falsch berichtet worden!“

Der Geheime Rat brummte, streckte seinen starken Leib

vor und rieb, die Augen mit der Hand beschattend, seine Schmisse. Der Rittmeister aber sprang auf:

„Traugott, ich bin sehr erstaunt, wie du die Sache ansiehst! Mir ist auch berichtet worden, er hätte dich beschimpft!"

Traugott wandte sich erregt zu ihnen:

„Vergeßt nicht, daß der junge Mann durch Else schwer gekränkt war und, verwirrt in jeder Beziehung, wahrscheinlich gar nicht wußte, was er redete!"

Der Oberstleutnant streckte die Hand aus:

„Pardon! Ob man, was geschehen ist, mit Verwirrung oder Herzenskränkung erklären kann, bleibt Sache für sich! Er mag kommen und um Entschuldigung bitten! Das würde ihm nur Ehre machen. Er wird es aber wohl freiwillig nicht tun. Dagegen gewiß, wenn zwei von uns hinübergingen und eine Erklärung von ihm verlangten!"

Traugott wollte ihm ins Wort fallen, doch der Oberstleutnant fuhr so schnell fort, daß er nicht zum Reden kam:

„Bitte, laß mich erst meinen Gedankengang verfolgen: Mit derartiger Mission betraut, würde ich jenem, der sich vergessen hat, zwar rückhaltlos sein Unrecht vorhalten, ihm aber zu einer Entschuldigung goldene Brücken bauen. Denn sich zu entschuldigen, kann jedem, der in Heftigkeit sich vergessen hat, nur zur Ehre gereichen. Ich sehe keinen andern Weg, lieber Traugott, als daß wir hinübergehen. Sagen wir, ich, wenn du mich damit betrauen willst, und vielleicht Emanuel, als dein ältester Bruder. Es soll ja noch keine Forderung sein, nur eine Klärung. Da Eile not tut und niemand anders hier ist, soviel ich weiß, bin ich dafür. Sonst würde sich ja der Bruder nicht dazu empfehlen!"

Traugott sagte kurz:

„Unmöglich!"

Die drei fuhren auf. Der Oberstleutnant rief:

„Ich sehe keinen andern Ausweg!"

Traugott Breitsamter aber stöhnte, während er die Stirn tief fallen ließ, daß man nur noch die blanke Kugel seines weißen Schädels sah:

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

Der Rittmeister zischte:

„Du mußt!"

Der Oberstleutnant dachte an das Wort, das er am Tage vorher gebraucht: mit englischen Ansichten käme man bei uns nicht durch, und begann kalt zu sprechen, wie jemand, der einer Gesinnungsweise gegenübersteht, ihm unverständlich und unmöglich:

„Wir haben weder die Macht noch den Beruf, an unsern gesellschaftlichen Zuständen etwas zu ändern. Wenn du in einer Kaste bist und bleiben willst, mußt du dich dem fügen, wie die Kaste denkt. Und ich meine, sie denkt richtig! Wollten wir das System einführen des ruhigen Einsteckens, dann würden wir aufhören zu sein, was wir sind!"

Traugott blitzte ihn an:

„Wer spricht von Einstecken?"

„Mein Lieber, sei nicht böse, aber es kommt darauf hinaus!"

Traugott erhob sich und trat dicht vor den Schwager:

„Wenn ich aber nicht kann! Wenn es nun Dinge auf der Welt gibt, die über menschliche Sitte sind! Wenn es nun Gesetze gibt, von der Natur gezogen, die irgendein Ehrbegriff nicht brechen kann, denn sie waren, ehe die Ehre war!

Ich sage euch: an diesen jungen Mann zu rühren, steht nicht in meiner Macht! Ich kann nicht! Ich darf nicht! Ich will nicht, und ich werde nicht!“

Plötzlich raste er im Zimmer auf und ab, griff sich an den Kopf und schrie:

„Warum muß das kommen! Warum muß alles wiederkehren! Ich habe mich siebenmal gehäutet, neunmal, hundertmal! Ich habe mit meiner Vergangenheit nichts zu tun, ich will nichts von ihr wissen! Meine Ehe liegt wie ein Traum hinter mir, was vor dieser Ehe gewesen ist, existiert nicht mehr! Warum kann man das nicht abschütteln! Ich weiß nichts mehr von der Vergangenheit! Ich will nichts davon wissen! Sie darf nicht ein ganzes Leben hindurch herumspuken! Ich habe graues Haar, soweit auf meinem nackten Schädel noch was wächst! Ich alter Esel, der ich allein stehe in der Welt, der ich mich um niemand kümmere! Mir ist alles ganz gleich! Mögt ihr denken, was ihr wollt! Ich kann nicht! Ich lege nicht die Hand an diesen Menschen! So, jetzt wißt ihr's!“

Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, warf sich in einen Stuhl, wälzte sich umher, stöhnte und gebärdete sich wie ein Rasender. Der Geheime Rat hielt ihm den Arm:

„Traugott! Traugott! Es will dich ja keiner drängen! Wir stehen nur ein für deine Ehre, für unsere Ehre, für unsere Familie! Traugott! Traugott! Komm doch zu dir!“

Der schrie aber nur immerfort:

„Ich tu's nicht! Ich will's nicht! Ich kann's nicht!“

Mit einem Male blickte er die andern groß an:

„Und ich darf nicht!“

Da stand der Rittmeister auf. Über sein rotes Gesicht — nicht so auffallend rot bei dem Zivil wie bei seinem Uniformkragen — lief eine warme Welle. Er sagte wie etwas Selbstverständliches:

„Gut, Traugott, dann werde ich Christof Renatus stellen!"

Aber Traugott rief:

„Das darfst du nicht!"

Dann rannter er ins Zimmer nebenan, wo er schlief, und warf die Tür hinter sich zu. Der Oberstleutnant sagte ein paarmal hintereinander:

„Das geht nicht! Das geht nicht! Das geht nicht!"

Und der Rittmeister:

„Hat er denn das Herz nicht auf dem rechten Fleck?"

„Na, na, na!" beruhigte der Geheime Regierungsrat. Aber der Rittmeister wollte davonlaufen:

„Ich geh hinüber und werde Aufklärung verlangen! Ich, für meine Person!"

Oberstleutnant von Grail hielt ihn beim Arm:

„Laß mal, lieber Sigi, laß mal! Traugott weiß nicht, was er tut! Einen Menschen in der Stimmung darf man nicht seinem Schicksal überlassen! Wartet mal! Ich werde mit ihm reden! Vielleicht kriegt die Geschichte da ein anderes Gesicht!"

Damit verschwand er im Nebenzimmer. Die Brüder blieben zurück. Sigismund stand Traugott nicht besonders nah, auch Emanuel kannte ihn wenig: schon seit jungen Jahren war er in seinen Dienststellungen immer weitab von Bärwalde gewesen. Die Schwäger dagegen hatten sich

immer gesehen, außerdem schien der Oberstleutnant seinem ganzen Wesen nach zur Vermittlung besonders geeignet.

Minuten vergingen, Herr von Grail kam nicht wieder. Der Rittmeister ging hastig hin und her. Der Geheime Regierungsrat blieb ruhig sitzen und schüttelte nur ab und zu den Kopf, als wollte er sagen: ‚Blödsinnige Geschichte das!‘

Da mit einem Male ging die Tür auf: Oberstleutnant von Grail trat ein. Der joviale Mann, der sich immer nur scherzend den ‚Outsider‘ genannt, machte ein eisernes Gesicht, und als die beiden ihn fragend anblickten, sagte er:

„Lieber Emanuel, lieber Sigi, Traugott hat mir eine vertrauliche Eröffnung gemacht. Ich sehe darnach die Sache völlig anders an und stimme Traugott bei! Ich bitte euch, vor der Hand euch daran genügen zu lassen, wenn ich euch sage, daß ein Zusammenstoß zwischen den beiden unter allen Umständen vermieden werden muß! Ich bitte auch dich, Sigi, nicht für deinen Bruder eintreten zu wollen! Es würde nur ein schlechtes Licht auf ihn werfen, denn man würde sich mit Recht wundern, daß er nicht selbst handelt! Ich werde mich bemühen, einen Ausweg zu finden! Ich bin noch nicht in der Lage, ihn zu nennen! Ich bitte euch, mir zu vertrauen und mir allein die Angelegenheit zu übergeben!“

Der Regierungsrat stand ruhig auf:

„Na, wenn er's nicht mal seinem Bruder sagen will ... blödsinnige Geschichte!“

Aber des Oberstleutnants Stimme klang warm:

„Wenn ihr euch mal später Traugotts Vertrauen gewinnen wollt, so wird er es euch gewiß sagen! Ich darf es nicht!“

Der Rittmeister schüttelte den Kopf:

„Aber das ruhig so lassen!“

„Wer spricht von lassen? Ich habe gesagt: ich übernehme die Angelegenheit. Wenn jemand etwas dagegen sagt, dann bin ich da!“

Seine Augen waren aufgerissen, die Stirn faltig zusammengelegt, er hatte die Stimme erhoben. Der Geheime Rat hielt die Türklinke schon in der Hand, der Rittmeister folgte mit dem Oberstleutnant, und der ältere sagte zu dem jüngeren Offizier:

„Ich werde morgen privatim hinübergehen! Heute sähe es aus, wie Kartelltragen! Ich will mit dem jungen Mann reden, und ich denke, wir werden zu einer befriedigenden Lösung kommen!“

Er hielt nochmals inne:

„Geb's Gott!“

Dann gingen die drei hinaus.

* * *

Als Christof Renatus seine neue Wohnung im zweiten Stock aufsuchte, pfiff er in nervöser Erregung ein Lied. Durch die schönen Räume, die ihm sein Großvater eingerichtet, ging er hastig und atmete tief. Den ganzen Tag war in ihm nur der Zorn lebendig gewesen, jetzt aber das befreite Gefühl, daß er ihm an die Kehle wollte, dem Schuft, der nicht einmal den Mut hatte, die letzte Folgerung zu ziehen.

Er dachte an die langen Gespräche, die er an diesem Tag mit seinem Großvater über die ‚Duellfrage‘ gehabt. Ihm schwirrten seine Worte im Kopf herum:

‚Es gibt Fälle, wo man sich auflehnt gegen Gott, der

uns hat schuldig werden lassen und andere schuldig gegen uns, sich auflehnt, seine Ehre rein zu erhalten; Fälle, wo man nicht zum Kadi laufen mag, und nicht, wie der Mann des vierten Standes, den Gegner totschlägt auf offener Straße, sondern, in einer Kaste geboren, mit der Absicht, darin zu bleiben, einen Nebenmenschen vor die Pistole zwingt! Ich bin in solch schwerer Lage, Gott sei es gedankt, noch nie gewesen! Ich betrachte den Zweikampf als Sünde vor meinem Herrn und Gott, aber wenn meine Ehre, die anders nicht geschützt wird, mich dazu zwingt, so will ich hinterher als reuiger Sünder Gott um Verzeihung bitten, daß ich ein anderes Menschenleben ihm habe aus seiner Schöpfung reißen wollen!'

Wie nun Christof Renatus so wanderte durch die Räume, für das Glück seiner Zukunft eigens hergerichtet, wachte neben empörten Gedanken, die ihn den ganzen Tag über beherrscht, auch die schmerzliche Erinnerung an die verlorene Braut wieder auf. Augenblicke der Schwäche kamen, daß er hätte hinüberlaufen mögen und sie auf den Knieen bitten: ‚Versuche es mit mir!'

Ja, der abenteuerliche Gedanke stieg in ihm auf, ihr Zeit zu geben. Nach einem halben, nach einem Jahr erst sollte sie sich entscheiden! Und immer wieder stand dabei ihre körperliche Erscheinung vor ihm, die ihn mehr in Bande geschlagen als ihre Seele.

Dann wieder war es ihm, als schmerze die Stelle am Kopf, wohin sie ihn geschlagen, brennend wie eine offene Wunde.

Er hörte Traugotts Worte, wie ein Vater den Sohn abkanzelt, ein Nachklang von Elses schulmeisterlicher Art,

wenn sie ihm abends beim Durchblättern der Bücher auf den Zahn gefühlt.

Und halb in Sehnsucht, halb in Wut über die ihm angetane Kränkung stöhnte er laut auf. Da fiel sein Blick auf ein paar Bücher auf dem Tisch, darunter ‚Lübkes Kunstgeschichte'. Er wußte, wer sie ihm geschenkt: die Mama. Er sollte, sich bildend, dem Wesen, das ihm doch gestern auf ewig entschwunden war, näher kommen. Plötzlich standen ihm Tränen in den Augen, Tränen des Jammers über das verpfuschte Leben, Tränen der Wut über das, was ihm angetan worden. Er lief ins Schlafzimmer, wo wiederum alles für ihn mit liebender Hand hergerichtet war, endlich in die noch leeren Räume daneben, die während der Hochzeitsreise zu Elses Zimmern hätten eingerichtet werden sollen.

Er lachte in Wut und Schmerz laut auf und warf die Türen hinter sich zu, eine nach der anderen. Als er in sein Zimmer zurückkehrte, stand seine Mutter vor ihm.

„Mama?"

„Ja, Christof! Ich muß mit dir sprechen!"

Er schüttelte den Kopf:

„Mama, sei mir nicht böse: ich kann nicht mit dir sprechen!"

Trotzdem nötigte er sie, in einem der Sessel, einer seltsamen Tapeziererlaune, Platz zu nehmen: zwei Stühle, die Sitze einander abgekehrt, waren mit den Armlehnen verbunden, so daß, wer darin zurückgelehnt lag, zu engem Gespräch mit dem Gegenüber verbunden schien.

Christof Renatus, vom eigenen Schicksal gefangen, hatte an die Mutter nicht gedacht. Sie sah übernächtig aus, ihr Haar, sonst spießbürgerlich eng an den Kopf gelegt,

hing heute wirr herab, als hätte sie keine Zeit gehabt, es zu ordnen.

Christof Renatus wollte ihr nichts sagen. Hatte die Großmama erfahren, weshalb ihr Sohn Herrn von Breitsamter gegenübergestanden? Alles kehrte wieder, jeder hatte gewisse Kämpfe durchzumachen, gleichsam wie das Altern. Er nahm auf der anderen Seite im Zwillingsklubsessel Platz, zog die Hände seiner Mutter an die Lippen und küßte sie:

„Liebe Mama, es darf dich nicht kränken, aber ich muß mich selbst damit abfinden!"

Sie fragte schluchzend, mit heiserer Stimme:

„Christof, was geht vor?"

Da begann er — aber er konnte sie nicht ansehen dabei — zu erzählen, welche Schwierigkeiten zwischen ihm und seiner Braut bestanden. Auch der Mutter beichtete er, daß er in der Nacht vor dem Fenster seiner Braut das Frührot erwartet wie ein sehnsüchtig dummer Junge. Mehr wollte er nicht sagen. Sie schüttelte den Kopf mit den müde gesenkten Lidern, rot vom Weinen:

„Es ist etwas anderes!"

Er wußte, sie meinte den Zusammenstoß mit Traugott Breitsamter, doch er fragte:

„Was soll es sein?"

„Traugott!"

Christof Renatus sprang auf und trat hinter die Mutter, daß sie ihn nicht sehen sollte:

„Es gab etwas, liebe Mama! Aber es ist ja erledigt!"

Sie wandte sich im Stuhl um:

„Christof, sagst du die Wahrheit?"

Er suchte sich so zu stellen, daß sie ihm nicht ins Gesicht sehen konnte. Dann erzählte er, wie der Großpapa und er gestern den ganzen Tag gewartet:

„Herr von Breitsamter hat sich jetzt jedes Rechtes begeben!"

In Gedanken daran begann Christof Renatus erregt zu werden:

„Er hat Großpapa angegriffen, Großpapa, den Beleidigten, denn Elses Absage traf doch die Familie, und nicht mich allein! Das konnte ich nicht dulden! Von diesem Kerl am allerwenigsten, der heute die Werck leben läßt, froh, daß wir im Hause sind, zur höheren Ehre der Herren von Breitsamter, . . . und morgen . . ."

Eva sprang auf:

„Christof, sage mir die Wahrheit: was hast du vor?"

Er zögerte einen Augenblick, dann schoß es heraus:

„Ich will den Kerl fordern!"

„Christof, das darfst du nicht!"

Er zuckte verachtungsvoll die Achseln:

„Vorausgesetzt, daß er sich stellt, der feige Hund!"

Die kleine, häßlich gewordene, rundliche Frau, die Traugott Breitsamter immer aus dem Wege gegangen war, verteidigte ihn plötzlich:

„Er ist kein Feigling!"

„So! Ein Kerl, der sich . . . Ohrfeigen anbieten läßt?"

Die Mutter kreischte:

„Christof, . . . er hat . . . deinem . . . deinem . . . Vater . . . gegenüber gestanden!"

„Mag sein! Damals war er jünger, jetzt ist er ein

alter Trottel mit einer Glatze bis in den Buckel rein, ein Jammerkerl, der es duldet, daß ich ihm, wie mein lieber armer Papa, eine . . . nun, ich habe mich beherrscht, ich werde meine Hand nicht beschmutzen! Er wird's schon verstanden haben!"

Wie betäubt, fand sie keine Antwort mehr. Er fuhr ruhiger fort:

„Verzeih, Mama, den heftigen Ton. Aber wenn ich daran denke . . . Ich verachte Leute, die das Herz nicht auf dem rechten Fleck haben!"

„Das darfst du nicht von ihm sagen!"

„Mama, du verteidigst den Kerl auch noch?"

Sie wurde ganz verwirrt:

„Ich? Ich sage nur . . ."

Er warf sich um ihren Hals:

„Mama, arme liebe Mama, habe keine Angst! Er sagt ja doch ‚nein'! Vierundzwanzig Stunden hat er sich nicht gerührt! Jetzt ist's zu spät!"

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht:

„Es wird also nichts geschehen? Dann will ich dich um etwas bitten! Versprich es mir!"

Er streichelte ihren runden Rücken, als ob er ein liebes, gutes Pferd besänftigte, und legte seine rote Wange an ihr bleiches Gesicht:

„Nun, Mama?"

„Du sollst mir versprechen, daß du ihm nicht gegenüber trittst!"

Christof Renatus lächelte erstaunt:

„Liebe gute Mama, das kann ich nicht!"

Sie schrie auf:

„Du willst ihn also doch fordern?"

„Natürlich!"

„Das darfst du nicht!"

„Mama, ich darf nicht nur, ich muß!"

„Kein Gesetz kann das verlangen!"

„Doch, liebe Mama! Das einfachste Gesetz, nämlich das, was mir mein sicheres Gefühl vorschreibt!"

„Das kann dein Gefühl dir nicht vorschreiben!"

Er lächelte noch immer:

„Doch, Mama!"

Sie nahm ihn flehend bei den Händen:

„Die Natur muß dir ja das Gegenteil sagen!"

„Gewiß: Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

„Aber es ist noch etwas anderes dabei! Christof, ich bitte dich, demütige mich nicht!"

Er zog ihren Kopf an seine Schulter:

„Mamachen, ich dich demütigen? Dich, dich, dich, mein Mamachen?"

„Jawohl, denn du zwingst mich, dir etwas zu sagen ..."

„Sagst du mir nicht alles?"

Sie stöhnte laut auf:

„Ist das entsetzlich!"

Plötzlich riß sie sich von ihm los, und die Hände vorm Gesicht, lief sie im Zimmer auf und ab. Er fand sich seltsam bewegt, fast erschrocken: so hatte er die ruhige Mama noch nie gesehen.

Da begann sie mit ihm zu ringen um das Versprechen, abzustehen von Traugott Breitsamter. Sie liebkoste seine Wange, sie küßte ihn, sie schmeichelte, sie flehte:

„Noch nie habe ich dich um etwas gebeten! Es ist das erstemal! Versprich mir's, Christof!"

Er wurde warm und weich:

„Alles, Mama, will ich dir versprechen! Nur das kann ich nicht!"

„Siehst du, wenn ich von dir etwas verlange, gerade das kannst du nicht!"

„Nein, Mama, das kann ich auch nicht! Sage, ich soll vernünftig sein und an Else nie wieder denken, so will ich es tun! Wenigstens will ich's versuchen! Sage mir, ich soll Engolsheim fünf Jahre nicht wiedersehen, zehn Jahre nicht! Sage mir, ich soll versprechen, nie wieder an ein Glück zu denken. Sage mir, was du willst, Mama! Soll ich dir versprechen, daß ich dich nie verlassen werde? Daß ich immer hier bleiben will? Zieh in die Zimmer, die für Else bestimmt waren! Fordere, was du willst, aber was du verlangst, das kann ich nicht! Kann's nicht!"

Sie ging zum Stuhl zurück, in dem sie gesessen, ließ sich schwer nieder, lehnte sich weit zurück und atmete tief:

„Dann . . . dann . . . dann muß ich dir die Wahrheit sagen!"

„Die Wahrheit?"

„Ja, dann muß ich mich demütigen, Christof! Dann muß ich den Kelch bis zur Neige leeren! Dann muß ich allem, was ich, seitdem du geboren bist, gelitten habe, die Krone aufsetzen! Ist es denn nicht möglich, daß mir das erspart bleibt?"

„Ich verstehe dich nicht, Mama!"

Sie lachte verzweifelt:

„Wie sollst du mich denn verstehen! Wer soll denn das überhaupt verstehen! Es kann ja kein Mensch verstehen! Ich habe mich doch selbst nicht verstanden! Bin ich irrsinnig gewesen? Sie reden jetzt — du liest es jeden Tag in den Blättern — bei jedem dritten Angeklagten von einem Dämmerzustand! Ist es das? Ich habe immer gemeint, wenn sie vor Gericht eine solche Entschuldigung vorbringen, daß es nur eine Finte ist, um der Strafe zu entgehen! Haben arme, angeklagte Menschen, die um ihre Freiheit ringen, nicht recht, wenn sie behaupten, sie wären nicht bei Verstand gewesen? Ich war nicht bei Verstand! Ich kann es heute nicht begreifen! Ich kann dir gar nicht einmal klarmachen, was ich dir sagen müßte! Und es ist so furchtbar, dir das zu sagen! Aber ich muß wohl noch das Letzte auskosten! Es ist die einzige Rettung!"

Christof Renatus sah sie erstaunt, erschrocken an:

„Mama, ich versteh dich nicht!"

Nun war ihr die Zunge gelöst, und während er sich langsam niederließ in den Sessel dicht neben ihr, fuhr sie fort:

„Es ist furchtbar, das irgend jemand zu sagen! Es aber seinem Sohne zu sagen, Christof, . . . dann siehst du mich nie wieder an!"

Er schüttelte den Kopf:

„Mama, ich versteh dich wirklich nicht!"

„Das glaube ich! Du verstehst mich nicht! Kein Mensch wird mich begreifen! Und es ist doch, wie ich sage! Willst du mich einmal anhören? Ich weiß, daß ich dich damit verliere! Das Einzige, das Letzte, das ich noch besitze! Denn dann kann ich nur fortgehen, dann habe ich keinen Sohn mehr!"

Christof Renatus sank tief in das weich gepolsterte Leder. Sie aber raffte sich auf:

„Nun kann ich nicht mehr zurück! Es muß also geschehen! Christof, versprich mir, ruhig zuzuhören! Es ist unbegreiflich, es ist furchtbar, was ich dir sagen will! Aber versprich mir, mich nicht zu unterbrechen!"

Ihm blieb der Mund offen stehen:

„Ich . . . verspreche es dir!"

Er fühlte sich von einem Schicksal bedroht, irgend etwas Furchtbares mußte jetzt kommen. Aber seine Mutter begann ganz ruhig zu erzählen, so daß die Spannung auf seinen Zügen nachließ, die gestrafften Arme schlaff wurden, ihm die Hände niedersanken.

„Ich hatte Verwandte in Berlin, Onkel Willem, von dem ich dir manchmal erzählt habe. Er ist seitdem gestorben. Ebenso die Tante. Du weißt, Christof, ich habe jetzt niemanden mehr. Bei Onkel Willem verkehrte nun ein kleiner Leutnant: Christof von Werck. Ein ruhiger, junger Offizier, der keine Freude an seinem Beruf hatte, außerdem kränklich war. Er war schon damals herzleidend. Dem Großpapa hat er es öfters geklagt, aber Großpapa, der nie einen Überzieher anzog, ja, von dem es zum Scherz hieß: er besäße gar keinen, konnte einen kranken Menschen nicht verstehen. Wenn ihm sein Sohn von seinem Leiden sprach, ärgerte er sich über ihn. Christof von Werck hat es mir öfters geklagt, und das rührte mein Herz. Wir Frauen sind durch Mitleid leicht zu gewinnen. Christof, ich kann schwören, daß ich nie etwas wie Liebe gegen ihn empfunden habe. Niemals, bitte, vergiß das nicht! Mein mitleidiges Herz nun und seine stille Weichheit fanden sich. An

einem der Abende, wo wir allein gelassen wurden, denn in der Familie meines Onkels glaubte kein Mensch an Absichten von ihm, hat er mich gefragt, ob ich seine Frau werden wollte. Ich weiß noch, daß ich sehr erstaunt war, so erstaunt, Christof, daß ich zuerst nicht einmal eine Antwort fand. Er nahm es für Zustimmung, und schließlich, ach Gott, redete ich mir ein, ich hätte hier eine Mission zu erfüllen, ich könnte einen armen kranken Menschen glücklich machen. Das ist unser Glück, Christof. Ich dachte mir die Ehe, . . . ach, du glaubst nicht, was es für dumme Mädchen gibt, — als ob ich Krankenschwester wäre, nur eine, die vor der Welt das Recht hat, den Namen des Mannes, dem sie dient, zu führen. Nie hatte ich mich zu einem Manne hingezogen gefühlt. Ich war ein dummes, dummes Kind. Ich meinte, in mir könne niemals eine Leidenschaft erwachen, die vielleicht nur in den Romanen existierte oder ein Märchen wäre, eine aufgebauschte Sache, oder . . . Christof, erlaß mir das, . . . kurz, ich bin in diese Ehe gegangen, willenlos fast. Der Onkel begleitete mich nach Engolsheim zum Brautbesuch; genau, wie Else hier gewesen ist. Ob ich wollte oder nicht wollte, davon war nie die Rede. Ich habe nie ‚nein‘ sagen können, habe nie eine Meinung gehabt, habe mich nie aufgelehnt. Ich bin von Kindheit an immer herumgestoßen worden. Ich hätte ein Auflehnen unweiblich gefunden! Ich hatte ja so wahnsinnige Ideen! Ist nicht Erziehung, Beispiel Dreiviertel von uns Menschen? Ich war verlobt und eines Tages verheiratet, ich wußte nicht, wie! Und nun, Christof, bitte, lieber, lieber Junge, sieh deine Mutter nicht an! Ich bin eine alte Frau! Ich komme mir so lächerlich vor! Es gibt Dinge, die man

mit seinem Manne kaum besprechen kann! Soll die Mutter das dem Sohne anvertrauen? Erlaß es mir! Ich möchte dir nur soviel sagen: mein Mann und ich haben nicht zusammen gelebt! Er war krank! Er war im Recht, denn er hat mir das alles vorher gesagt! Aber das dumme Mädchen hat's nicht verstanden! Er hat mich gefragt, ob ich unter diesen Umständen ihm eine Gefährtin sein wolle! Gefährtin, soll das nicht jede Frau sein? Ich habe gewußt, in was ich trat, und habe es doch nicht gewußt! Aber erwacht allmählich, fühlte ich mich beleidigt, zurückgesetzt, betrogen! Da kam ein Riß zwischen uns, nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern wie zwischen Freunden. Niemand hat etwas davon gemerkt. Die Großmama war damals gesund und immer unterwegs in Gesellschaften. Sie wußte nichts von anderen. Der Großpapa aber, für Fremde und Gemeinwohl nur beschäftigt, ahnte nichts in der eigenen Familie. Wir beide aber waren zu stolz, es zu zeigen. Und da, Christof, da ist etwas geschehen! Etwas geschehen, das ich nicht fassen kann! Etwas geschehen, das ich in jahrelanger Buße habe von mir abwischen wollen, und es ging nicht! Wenn wir uns einmal weggeworfen haben, werden wir nie wieder rein! Ich habe gelesen, des Menschen Haut erneuere sich völlig nach einer Reihe von Jahren! Christof, des Menschen Herz kann vergessen, des Menschen Seele aber, einmal befleckt, wird nie wieder rein! Christof, muß ich dir das wirklich sagen?"

Christof Renatus beugte sich nieder, seiner Mutter nicht ins Gesicht zu sehen. Er ahnte dunkel irgend etwas und sprach, indem er vor sich hin auf den Teppich starrte:

„Mama, bitte weiter, daß wir zu Ende kommen!"

„Ich will es dir also mit wenigen Worten sagen: Die furchtbarste Buße für mich ist dieser Augenblick, wo etwas über meine Lippen kommen wird, etwas Entsetzliches, etwas, das dich herauswirft aus deinem Leben. Und die solches Leid ihrem Sohne antut, muß seine Mutter sein! Ich war ein Geschöpf, das Liebe brauchte, ein Herz, Anschluß! Als ich ein Jahr, ehe du geboren bist, allein in Holland war, wohin meine Verwandten zurückgekehrt waren, lernte ich einen Mann kennen, einen Deutschen, Volontär in dem großen Bankhause van Coster. Du weißt, meine Verwandten, wenn auch von alter Familie, hatten ihr Geld doch durch meine Großmutter Coster. Dieser Mann überraschte mich in meiner verzweifelten Stimmung, in dem Gefühle, du bist hintergangen, du bist betrogen, und nutzte es aus. Es war eine Art Vergeltung, die er übte, denn ihm saß ein Dorn im Fleisch: die Nichtgleichberechtigung seiner Familie! Christof, bitte, versteh mich! Dieser Mann hat sich auf mich gestürzt wie auf eine Beute, und ich habe in Wut und Wahnsinn . . . ich begreife mich ja selbst nicht . . . aber es geschah! Ich . . . das ruhige, stille Geschöpf, das sich hier, seitdem du geboren bist, treten läßt, das eine Null ist, das beim eigenen Sohne nicht mitreden darf, tat es bewußt, wie eine Rache für die Knechtung in der Familie meines Mannes! Ich meinte, die Folgen habe ich zu tragen, die Folgen sind: meine Reinheit, meine Frauenehre, mein Gewissen! Aber . . . aber . . ."

Eva flüsterte, daß ihr Sohn die Worte kaum verstand:

„Aber es geschah etwas, ich habe dir gesagt, ich war ein Kind, ein verdorbenes, böses Kind, aber es geschah . . ."

Sie sprang auf und floh von Christof Renatus. Dann schrie sie von drüben hinter seinem Schreibtisch, wohin sie sich geflüchtet vor seinem Zorn, als fürchte sie, er müsse sich auf sie stürzen:

„Christof! Traugott Breitsamter ist dein Vater!“

Sie erwartete seinen Angriff, den Vater zu rächen, der nicht sein Vater war. Die kleine schwache Frau fürchtete sich und zitterte, aber sie dachte: Er soll dich niederschlagen auf dem Fleck, dann ist es wenigstens aus, dann brauche ich ihm nicht in die Augen zu sehen, in die ich nie wieder blicken kann, ohne rot zu werden bis in den letzten Winkel meiner Seele!

Christof Renatus fuhr aus seiner Stellung auf, warf sich in den Stuhl zurück, streckte die Beine von sich, dann sagte er, lang gedehnt, daß die Luft wie ein Pfeifen ihm aus der Lunge kam:

„Mama!“

Eva wagte nicht zu sprechen. Und er brachte keinen Ton hervor. Ein paarmal setzte er an, ihr zu antworten. Er tat es nicht. Er schüttelte den Kopf, warf die Arme, schlug sich klatschend auf die Schenkel. Dann sprang er auf und ging, die Hände in den Taschen, hastig auf und nieder. Am Fenster blieb er stehen und starrte hinaus in die Nacht. Es war, als hätte er die Anwesenheit seiner Mutter völlig vergessen.

Eva sank langsam auf den Schreibtischsessel nieder. Ihr Kopf fiel auf die Tischplatte in die Hände, und sie begann zu weinen. Er kam nicht zu ihr. Er hörte es gar nicht.

Christof Renatus' Gedanken waren weit fort. Nicht bei dem toten Vater, der sein Vater nicht gewesen, nicht

bei ihm da drüben auf dem Nachbargute, der sein Vater war, sondern bei jenem Manne, dem all seine Liebe, sein Stolz gehörte: bei seinem Großvater. Lähmend schoß ihm der Gedanke durchs Hirn: an Großpapa hatte er keinen Teil. Er war nicht sein Fleisch und Blut, sondern ein Betrug, ihm ins Nest gelegt, das der alte Mann ihm warm ausgepolstert, für seine Frau, die seine Frau nicht geworden.

Eva erhob sich schwer und schlich zu ihrem Sohn. Als sie ihm die Arme um die Schultern schlang, zuckte er zusammen:

„Ach, du!“

„Christof! Kannst du deine Mutter noch ansehen?“

Er schlug die Augen nieder und machte sich sanft los.

„Siehst du, Christof, ich habe es gewußt!“

Er meinte nur:

„Was soll ich sagen?“

„Ich weiß, du kannst nichts sagen! Aber kannst du deine Mutter nicht mehr ansehen?“

„Mama, warum hast du mir das nicht früher gestanden?“

„Christof, hättest du es getan?“

Er richtete sich stolz auf:

„Ja, das hätte ich getan! Und ich hätte es an deiner Stelle getan, Mama!“

Sie trat zurück. Den grauen Kopf ließ sie hängen, Tränen perlten über die Wangen, daß man ihre Worte kaum verstand:

„Christof, sollte ich mein Einzigstes verlieren?“

Er sprach so ruhig, daß sie selber etwas Fassung gewann:

„Komm, Mama, wir wollen uns setzen!"

Dann drückte er sie in den einen Doppelsessel und nahm auf dem andern Platz:

„Mama, du hättest mich nicht verloren! Ich hätte zu dir gesagt: Hier können wir nicht bleiben, denn du darfst den Betrug nicht fortsetzen!"

Sie stöhnte:

„Betrug!"

„Ja, Mama, Betrug! Und Betrug von mir!"

„Du wußtest es doch nicht!"

„Nein, ich kann auch ruhig Großpapa ... ich meine Herrn von ... ach."

Er machte jene abwehrende Bewegung, die er unwillkürlich dem alten Herrn abgesehen:

„Ich hätte ... Großpapa, so habe ich ihn genannt und werde ihn so nennen, ob er der Großpapa meiner Wahl ist oder dem Gesetze nach, und am Gesetze ist ja nichts zu ändern ... Mama! ... Mama! Was hast du getan!"

Er starrte vor sich hin, bis er allmählich wieder zu sprechen begann:

„Ich muß zu Ende kommen: Ich selbst hätte dir gesagt: ich gehöre nicht hierher! Wir werden fortgehen! Mama, du hast ja selbst Geld für den Anfang. Dann werde ich mich nach einer Tätigkeit umsehen! Du bist aus Holland. Wir wären in die Kolonien gegangen, oder ... ich weiß nicht ... man kann's im Augenblick so nicht wissen, es muß überlegt sein. Aber gegangen wären wir, beide zusammen! Ich hätte dich nicht verlassen, Mama! Denn du hast mich geboren. Das ist das Einzigste, das noch feststeht, wo alles

Lüge und Schwindel ist. Ich hätte für dich gearbeitet und wäre vielleicht ein zufriedener Mensch geworden. Aber jetzt? Was soll ich hier? Mama, Mama, was hast du getan!"

Sie fand keine Antwort, aber auch keine Tränen mehr. Er zuckte wieder die Achseln:

„Nun wollen wir einmal überlegen, was werden soll. Ich werde also Großpapa ... der arme ... ich werde also Großpapa morgen früh sagen, ... ja, was werde ich ihm denn sagen? Ich werde ihm sagen, ich erachte es nicht für nötig ... nein, das kann ich nicht, ich bin kein feiger Hund, ich werde, ... ach! ..."

Er schien auf einen anderen Gedankengang zu kommen, als freue er sich fast, von seinem Vater besser denken zu können:

„Ich verstehe, er kann mir nicht gegenüber stehen! Darum also? ... Jetzt ist es mir klar! Und daß er noch der Nachbar sein muß! Und daß ich ... auch noch seine Nichte ..."

Er lachte laut auf:

„Die Cousine will der Ochse heiraten! Cousinen heiratet man nicht! Inzucht! Gibt kranke Kinder! Ha, ha! Aber vielleicht sind's gar nicht die Kinder, vielleicht sind's ganz andere, und dann sind sie gesund! Ich bin ja auch gesund, ich habe nichts am Herzen, gar nichts, nur kaputt ist's! Ich habe den Schlag ganz gut überstanden, ha, ha! Mir fehlt nichts, gar nichts! Mama! Mama!"

Sie stöhnte laut. Er umklammerte sie und verbarg seinen Kopf an ihrer Brust. Leise kam die Frage von ihren Lippen:

„Christof, verachtest du mich?"

Er gab keine Antwort. Sie streichelte ihn:

„Christof, du kannst mich nicht mehr lieben, nicht wahr?"

Er riß sich los:

„Du bist meine Mutter! Aber ich kann mich nicht ansehen! Mich nicht! Mich selbst nicht! Ich kann niemandem gegenübertreten, ich bin . . . ich bin eine Lüge, ein Betrug! Aber soll ich es Großpapa ins Gesicht werfen, daß der alte Mann tot hinfällt? Soll ich zu den Leuten sagen: ich muß mir jetzt von . . . Herrn von Breitsamter alles gefallen lassen, denn der Sohn kann seinen Vater doch nicht über den Haufen schießen? Und doch . . . weißt du, Mama, was ich möchte? . . ."

Er ballte die Fäuste:

„Ich möchte hingehen und von ihm Rechenschaft fordern, was er an meiner Mutter getan hat! Ich möchte ihm sagen: Du räuberischer Schuft! . . . Weißt du noch, Mama, wie ich dir von der Frau in Berlin erzählte? Ich bin stark geblieben! Ich habe mich überwunden! Ich habe mir nichts vorzuwerfen, gar nichts! Und darum will ich hingehen und dem Kerl . . ."

Aber er unterbrach sich selbst:

„Ich kann nicht! Du hast mir die Hände gebunden!"

Wieder trat er ans Fenster, sah in die Nacht hinaus und sprach vor sich hin:

„Da wäre das Einfachste, ich ginge all dem Betruge aus dem Wege! Ich machte ein Ende!"

Er drehte sich um:

„Ich weiß, was ich zu tun habe!"

Zum ersten Male jetzt riß Eva die schwarzen Augen auf:

„Christof, was willst du damit sagen?"

Er versuchte zu lächeln:

„Nichts, nichts!"

Sie klammerte sich an ihn:

„Christof! Versprich mir eins!"

„Was, Mama?"

„Du wirst nichts tun, was . . . was unwiderruflich ist?"

Er sah sie einen Augenblick an:

„Man soll Entschlüsse nicht im ersten Augenblick fassen! Du siehst, wie vernünftig ich bin, ha, ha! Wie ruhig ich bin! Ich habe ja kein Herzleiden! Ich meine ein Herz! Ich habe ja ganz anderes Blut, ich habe kaltes, berechnendes Bankiersblut in den Adern!"

Sie schrie ihn an:

„Christof! Keinen Hohn!"

Er senkte den Kopf:

„Hohn? Es ist Verzweiflung! Soll ich gleich wieder lachen? Willst du mir nicht Zeit lassen?"

Das griff sie auf:

„Ja, Zeit, Zeit! Und, nicht wahr, du kommst zu mir, und wir besprechen alles, und ich darf zu dir kommen! Erlaubst du mir das?"

„Mama, ich habe doch nicht zu erlauben!"

„Ich weiß ja nicht, wie du von mir denkst?"

Da preßte er sie an sich, daß der alternden Frau graues Haar, wie er den Arm um ihren Kopf warf, halb aufging:

„Du bist meine Mutter!"

* * *

Am andern Morgen zwei Minuten vor acht Uhr stand das Frühstück für zwei Personen im Herrenzimmer auf dem Tisch. Schlag acht Uhr trat der alte Herr von Werck ein. Kurz nach ihm Christof Renatus. Der Major blickte seinen Enkel an:

„Christof, wie siehst du denn aus?"

„Ich habe nicht geschlafen!"

Er tätschelte ihm die Wange:

„Mein lieber, lieber Junge, jede Kugel trifft nicht!"

Christof Renatus machte ein finsteres Gesicht:

„Deswegen ist es nicht!"

„Ich weiß! Aber der alte Großpapa darf so denken, und wir wollen es niemand sagen!"

Dann setzten sie sich zum Frühstück. Der Major aß und trank gemächlich, stark kauend, daß der weiße Bart auf und nieder ging, denn ihm fehlten Zähne. Christof Renatus rührte kaum etwas an.

„Nimmst du keine Butter?"

„Danke, Groß . . ."

Er unterbrach sich, stützte den Ellbogen auf und bedeckte die Augen mit der Hand. Der Major warf die Serviette weg:

„Ach was, wir frühstücken mittags noch einmal! Man soll solche Dinge nicht ruhen lassen! Gehen wir gleich daran! Es wäre vielleicht am besten . . . wart' einmal, wart' einmal . . ."

Er suchte auf dem Schreibtisch das Kursbuch, das ihm sonst immer zur Hand war. In der Erregung konnte er es jetzt nicht finden. Während er herumtastete, die Zeitung wegschob, Papiere beiseite warf, erklärte er:

„Du fährst mit dem nächsten Zuge nach Potsdam: neun Uhr zehn. Vollkommen Zeit! Hast du dir schon überlegt, welche Kameraden du bitten willst?“

Christof Renatus schlug die Augen nieder:

„Ich möchte was mit dir besprechen!“

„Nun?“

„Ich habe diese lange, lange Nacht über Einiges nachgedacht, ob . . . daß ich vielleicht gestern eine Feigheit begangen habe . . .“

Der Großvater lachte laut auf:

„Du? Das soll mal einer behaupten!“

„Ja! Ich meine nämlich so!“

Und Christof Renatus kam mit einem Gedankengang, den er sich bei dem endlosen Auf- und Niederwandern diese Nacht in seinem Zimmer zurechtgelegt:

„Zweierlei muß streng geschieden werden. Bitte, sage mir, ob ich recht habe! Einmal der Fall mit der, die meine Braut gewesen ist. Dann der Zusammenstoß mit Herrn von Breitsamter.“

Der alte Herr schlug mit der rechten Hand auf den Tisch, indem er gespannt seinen Enkel anblickte:

„Richtig! Weiter!“

„Der erste Fall scheidet für diese Angelegenheit aus!“

„Natürlich! Bleibt also der zweite! Weiter!“

„Nun wird jeder, dem ich meine Angelegenheit vorlege, wie üblich zuerst feststellen: wer ist der Beleidigte?“

„Natürlich wir!“

„Verzeih, Großpapa, der Fall mit Else scheidet ja aus!“

„Gewiß!“

„Wenn es sich aber um Herrn von Breitsamter handelt, so habe ich ihm erstens ein Wort gesagt, das er nicht ruhig einstecken kann, zweitens in einer Weise, die er nicht mißverstehen kann. Der Beleidigte ist also Herr von Breitsamter!"

„Stimmt!"

„Herr von Breitsamter hat es nun unterlassen, mich binnen vierundzwanzig Stunden dafür zur Rede zu stellen!"

„Allerdings!"

„Dann hätte ich jetzt eigentlich gar keine Veranlassung, die Ehre eines andern zu wahren."

Christof Renatus schwieg und blickte den Major lauernd an. Der wischte sich über die Stirn:

„Ja, was haben wir denn dann gestern abend gedacht?"

„Verzeih, Großpapa, wir waren vielleicht erregt!"

„Ja, ja, ja!"

Dem alten Herrn war es trotz aller Schärfe, die sonst in ihm lag, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Aber er begriff nicht recht:

„Du fingst vorhin an, man könnte es dir als eine Feigheit anrechnen? Wie kommst du auf so etwas?"

Christof Renatus fuhr fort:

„Man soll nicht denken, ich forderte ihn nur in der Befürchtung, einer könnte finden, ich hätte nicht scharf genug gehandelt! Großpapa, das möchte ich nicht!"

Der Major schob die Hände, auf dem Rücken gekreuzt, unter die Schöße des schwarzen Rockes, den er seit Jahren immer trug:

„Christof, das sagt niemand! Aber es sieht dir ähn-

lich, lieber Junge! Das nenne ich die Spitze umgebogen! Es ist ein zu feines Zartgefühl!"

Krischan brachte eine Karte:

„Ob der Herr den Herrn Major sprechen könnte! Aber er läßt bitten, den Herrn Major allein!"

Der Majoratsherr sah das dünne Pappblättchen an und las laut mit einem Blick zu Christof Renatus:

„Oberstleutnant von Grail. . . . Ich lasse bitten!"

Als der Diener verschwunden war, sagte er schnell zu seinem Enkel, und seine buschigen Brauen blitzten:

„Dann irren wir uns in dem Mann! Ein bißchen spät ist es freilich, aber man darf nicht kleinlich sein! Geh schnell ins Eßzimmer! Daß du in der Nähe bist, wenn ich dich rufe!"

Er sah nicht das Entsetzen auf seines Enkels Zügen, sondern drängte ihn zur Tür. Einen Augenblick darauf trat der Oberstleutnant ein:

„Ich danke, Herr Major, daß Sie die Liebenswürdigkeit haben, mich zu so früher Stunde zu empfangen! Am liebsten wäre ich freilich schon gestern gekommen. Es ist mir peinlich, daß es nicht geschehen ist!"

Der Major wurde steif:

„Herr von Grail, ich habe die Herren allerdings erwartet! Aber darf ich bitten, Platz zu nehmen?"

Des Oberstleutnants leichte Art, zu sprechen, stockte:

„Ich weiß nicht, Herr Major, ob wir uns recht verstehen! Ich bin nicht als Kartellträger hier! Ich bin ja auch allein gekommen!"

„Allerdings!"

„Ich wollte auch nicht Ihren Herrn Enkel sprechen,

sondern mit Ihnen reden! Ich möchte an die Vernunft appellieren! Gestatten Sie, Herr Major, daß ich meinen Standpunkt in derartigen Dingen klarlege!"

Der Major blieb im Stuhl zurückgelehnt und hörte den Oberstleutnant an:

„Herr Major, ich habe als alter Offizier schon öfters einem Ehrengericht angehört."

„Das kann ich mir denken!"

„Ich habe es nun immer als vornehmste Aufgabe empfunden, es nicht bis zum Äußersten kommen zu lassen, sondern habe meine Pflicht auch als Kartellträger, der ich ebenfalls einmal war, darin gesehen, eine Schlichtung herbeizuführen."

Der Major unterbrach ihn:

„Herr von Grail, ich verstehe nur nicht, was hier zu schlichten ist. Wort und Handlung meines Enkels liegen doch tatsächlich vor!"

Der Oberstleutnant rückte auf seinem Stuhle hin und her:

„Gewiß! Aber wollen Sie gestatten, daß ich nur kurz noch meinem Gedankengang folge. Ich sehe eine ernste Ordnung der Dinge immer nur als letztes Hilfsmittel an! Darin stimmen Sie mir doch bei, Herr Major?"

„Allerdings!"

„Gut! Das bedeutet, daß alle anderen Wege ungangbar sind! Dazu müßten sie aber erst einmal beschritten werden! Dieses zu tun, bin ich hier! Wie gesagt, nicht als Kartellträger. Als naher Verwandter hielte ich mich gar nicht dafür geeignet. Das müssen unbeteiligte Dritte übernehmen, deren Bestreben es dann wäre, die Angelegenheit

auf ehrenhafte Weise beizulegen, — womöglich beizulegen! Ich bin bei den Breitsamtern lediglich Schwiegersohn, und ich identifiziere mich durchaus nicht mit der Familie. Ich bin ‚Outsider'! Als solchen bitte ich mich auch zu betrachten!"

Der Major räusperte sich und strich seinen weißen Bart:

„Dann würden Sie also aus der ganzen Angelegenheit ausscheiden?"

„Vorderhand gewiß! Keiner von uns in Bärwalde billigt das Vorgehen meiner Nichte: Wir sind allerdings überzeugt, daß es glücklicher ist, wenn eine Ehe, falls sie kein Glück verspricht, nicht zustande kommt, und wäre es auch noch nach der Verlobung. Die Peinlichkeit eines Momentes ist besser als die Reue eines Lebens oder späteres Auseinanderlaufen! Daß meine Nichte sich nicht früher klar geworden ist, finde ich ganz unverantwortlich, gerade bei einem klugen Wesen wie sie, einem Wesen, bei dem — leider — der Verstand überwiegt, während ein gewisses Manko an Herz vorhanden ist. Also blinde Parteinahme für das Mädchen ist nicht vorhanden. Ich werde nun aber die Überzeugung nicht los, daß es sich leider trotzdem um bedauerliche, höchst bedauerliche Mißverständnisse handelt! Ich weiß, welch große Hochachtung mein Schwager Traugott für Sie empfindet, Herr Major, für Sie und Ihr Haus!"

Der Majoratsherr wurde unruhig.

„Jawohl. Ich glaube, daß man dies aus seiner Rede am Polterabend entnehmen kann."

Der Major rümpfte die Nase:

„Ach, wissen Sie, Reden . . ."

„Gestatten Sie dann, Herr von Werck, daß wir dieses

fallen lassen! Es muß Ihnen wohl genügen, wenn ich sage: ‚Ich habe die volle Überzeugung, daß diese hohe Achtung vor Ihnen und Ihrer Familie besteht!‘ Es hat meinem Schwager völlig ferne gelegen, Ihnen zu nahe zu treten! Daß Ihr Herr Enkel aber für Sie eintritt, macht ihm nur Ehre. Auch das erkennen wir alle an! Da aber tatsächlich Zorn und Verzweiflung seinen Gesichtswinkel etwas verschoben haben mögen, so möchte ich glauben, die Worte, die ihm leider entfahren sind, dürften nicht seiner ruhigen Überzeugung entsprechen. Man vergibt sich niemals etwas, wenn man zurücknimmt, was man Kränkendes gesagt hat, sobald es nicht auf einer Ansicht beruht, sondern lediglich der Ausfluß einer momentanen Erregung ist! Können Sie mir da nicht beistimmen, Herr Major?“

Der Major bewegte den Kopf hin und her:

„Gewiß! Gewiß! Mag alles sein! Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß jene Worte gefallen sind und Herr von Breitsamter vierundzwanzig Stunden hat verstreichen lassen, ohne sich zu rühren!“

Dem Oberstleutnant schien diese Wendung peinlich. Er schüttelte den Kopf und setzte ein paarmal an, ehe er Worte fand:

„Wollen Sie vielleicht zugute halten, daß die Situation eine wirklich ungewöhnliche war . . . Gestatten Sie auch, daß ich Ihnen etwas unter vier Augen sage: es war nicht möglich, mit meinem Schwager vernünftig zu sprechen, er war wie von Sinnen, er ist die ganze Nacht im Park umhergeirrt!“

Der Major antwortete scharf:

„Wenn man beleidigt wird, ist man nicht von Sinnen und läuft nicht in den Park!“

„Gewiß, Herr Major! Ich möchte mich auch absolut nicht mit allem einverstanden erklären! Aber es wäre mir persönlich . . . Ich möchte so gern die Sache aus der Welt schaffen!"

Herr von Werck stand auf:

„Ich sehe da nichts aus der Welt zu schaffen!"

Nun erhob sich auch der Oberstleutnant:

„Aber, Herr Major, ich spreche ja nicht für mich! Ich will Ihnen sogar sagen, daß ich die Pistole in die Hand nähme."

„Nun, wenn Ihr Herr Schwager . . . es nicht . . ."

„Pardon, Herr Major! Ich meine nur, die Anschauungen können verschieden sein! Ich muß hier meine Sendung erfüllen, indem ich alles tue, um diese Angelegenheit friedlich auszutragen, diese Angelegenheit, die um so mehr Staub aufwirbeln wird, als es gerade der Moment ist, wo Sie, Herr Major, vor der Feier Ihres achtzigsten Geburtstages stehen. Wäre es nicht schön für einen Mann, wie Sie, der nicht für den Thron allein, sondern ebenso für den Altar eintritt, Frieden zu stiften gerade vor solchem Tage? Gestatten Sie, Herr Major, die herzlichste Bitte eines Menschen, der, ich wiederhole es, nicht mit seiner Person beteiligt ist: Kommen Sie mir entgegen! Die Persönlichkeit meines Schwagers Traugott steht mir nicht besonders nahe. Auch nicht seinen Brüdern. Er ist nicht unser Geschmack . . . Ich rede schon vielleicht etwas zuviel, Herr Major, aber Sie sollen darin mein Vertrauen sehen, mein ganzes Vertrauen zu einem Manne, wie Sie! Sind Sie nicht mit mir einer Meinung, daß wir den Versuch machen sollten, diese Aufwärmung von jenem traurigsten Augenblick in Ihrem Leben,

der nun schon über ein Vierteljahrhundert zurückliegt, aus der Welt zu schaffen? Und das gerade vor ihrem achtzigsten Geburtstag?"

Der Major blieb zögernd stehen:

„Wie würden Sie sich das denken?"

Der Oberstleutnant überlegte einen Augenblick:

„Ginge es nicht vielleicht so, daß Ihr Herr Enkel sich dem nicht verschlösse, wie hier bis zu einem gewissen Grade ein Irrtum vorgelegen hat?"

Der Major schnitt mit seiner scharfen Handbewegung alles ab:

„Eine Erklärung gibt der Junge nicht! Sie wollen doch eine offizielle Erklärung?"

„Jawohl!"

„Ausgeschlossen! Tut er nicht! Er soll sich hinstellen vor Zeugen und sagen, daß ihm das leid täte? Nee, Herr von Grail, da irren Sie sich!"

Die beiden standen einander eine Weile schweigend gegenüber. Endlich schien der Oberstleutnant einen Ausweg gefunden zu haben:

„Kann ich Ihren Herrn Enkel nicht einmal sprechen?"

Der Major fühlte, daß kein stichhaltiger Grund zu einer Weigerung vorlag:

„Gewiß! Er ist ja hier! Er hat gestern den ganzen Tag auf Herrn von Breitsamters Zeugen gewartet!"

„Ich weiß! Leider. Ich könnte ihn also sprechen?"

„Ich brauche ihn nur zu rufen!"

„Herr Major, würden Sie es mir übelnehmen, wenn ich die Bitte an Sie richtete, allein mit ihm zu reden?"

Der Major sah ihn groß an:

„Weshalb?"

„Er sollte seine Entscheidung unbeeinflußt treffen!"

„Er ist groß genug! Er weiß, was er will!"

„Gewiß, Herr Major! Aber darum wäre es vielleicht geeignet, wenn ich einmal allein mit ihm . . ."

Der Major zuckte die Achseln:

„Gut! Soll mir recht sein! Aber ich sage Ihnen im voraus, Sie werden keine andere Antwort bekommen!"

Dann ging er zum Eßzimmer, öffnete die Tür und rief:

„Christof, Herr von Grail möchte dich sprechen!"

Christof Renatus trat ein, bleich, breit, untersetzt, mit einer Bewegung, als er sich verbeugte, daß der Oberstleutnant erstaunt die Augen aufriß, als wollte er sagen: Habe ich das noch nie gesehen? Der Major verschwand mit leichtem Kopfnicken gegen seinen Besuch nun seinerseits im Eßzimmer.

Herr von Grail schwieg, bis die Tür sich geschlossen hatte. Dann begann er ähnlich zu sprechen, wie er mit dem Major geredet. Nur blieben sie, beide in förmlicher Haltung, die Absätze geschlossen, voreinander stehen. Als der Oberstleutnant, das Mißverständnis betonend, von der Möglichkeit begann, durch ein Wort der Erklärung die ganze Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, unterbrach ihn Christof Renatus unsicher mit der Frage:

„Ist das nicht unmöglich?"

„Warum sollte es nicht gehen?"

Etwas Überzeugendes, etwas liebenswürdig Väterliches lag im Ton. Er setzte auseinander, wie ein Wort der Erklärung vor Traugott Breitsamter genügen würde. Doch Christof Renatus, mit aufeinandergebissenen Lippen, wie

sein Vater, bewegte scharf den Kopf hin und her. Da meinte der Oberstleutnant, die Anwesenheit des Majors allein würde genügen zur Erklärung. Und als er noch immer den Widerstand des jungen Kameraden fühlte, verlangte er schließlich nur jetzt gleich ein Wort des Bedauerns, dann sei die Sache erledigt. Dabei ließ er dunkel einfließen, daß es Naturgesetze gäbe, die über allen Satzungen der Menschen stünden. Er streckte ihm die Hand entgegen:

„Schlagen Sie ein, Herr von Werck! Das soll dann bedeuten, daß Sie mir gestatten, meinem Schwager zu sagen: wenn Sie den wahren Zusammenhang der Dinge — merken Sie wohl auf! — wenn Sie den wahren Zusammenhang der Dinge gekannt hätten, so würden Sie jenes Wort nicht gebraucht haben!"

Der junge Offizier stammelte totenbleich:

„Ja, wenn ich gewußt hätte!"

Und gab dem Oberstleutnant die Hand. Der drückte sie fest:

„Das Gespräch bleibt unter uns! Nur Ihrem Herrn Großvater werden wir's sagen!"

Christof Renatus schloß die Augen, als käme ein Schwindelanfall über ihn:

„Bitte, Herr Oberstleutnant, sagen Sie es!"

Alles aufrechte Offizierstum schien gebrochen in ihm. Der Oberstleutnant ging zur Tür des Eßzimmers:

„Herr Major, darf ich bitten? Ich kann Ihnen eine freudige Mitteilung machen! Der Herr Leutnant hat sich meinen Gründen nicht verschlossen!"

Der Major riß die Augen auf und trat einen Schritt zurück:

„Christof, du bittest doch nicht um Entschuldigung?“

Der sagte ganz entgeistert:

„Ich gehe nicht hin! Ich brauche es nicht vor Zeugen zu tun! Das täte ich niemals!“

Und der Oberstleutnant erklärte dem Major, als hätte er Christof Renatus' Worte nicht gehört:

„Der Einfachheit halber habe ich mir erlaubt, vorzuschlagen, daß die Fassung: ‚Unter andern Voraussetzungen würde Herr von Werck nicht so gehandelt haben‘, genügt!“

„So!“ sagte der Major und schien es doch nicht ganz zu begreifen.

Herr von Grail machte eine Verbeugung. Seine Sendung war zu Ende. Die beiden Herren gaben sich stumm die Hand. Der Major bedeutete seinem Enkel, den Besuch zu begleiten. Christof Renatus und der Oberstleutnant schritten nebeneinander durch die Halle.

Christof Renatus verbeugte sich. Der Oberstleutnant grüßte.

* * *

Die Leute aus der Stadt, die dem Auftritt in Bärwalde beigewohnt, fanden es nur erfreulich, daß die unglückliche Sache aus der Welt geschafft worden sei. Man bedauerte den Majoratsherrn, von dem alle wußten, daß er auf einen Urenkel hoffte, damit sein Besitz beim eigenen Fleisch und Blut bliebe. Vor allem aber hatte man Mitleid mit Christof Renatus. Man sah nicht viel von ihm. Der Major fuhr immer allein nach der Stadt. Wenn er seinen Enkel aufforderte, ihn zu begleiten, antwortete der:

„Soll ich meine Schande vor die Leute tragen?“

Den Doppelsinn der Worte verstand der alte Herr nicht. Er brummte nur:

„Ach, so'n dummes Frauenzimmer wirst du schon vergessen! Da laufen Tausende rum!"

Christof Renatus vergaß nicht. Er verbarg sich vor den Menschen, ja sogar vor der Dienerschaft. Er wich seiner Mutter aus. Sie kam nicht auf sein Zimmer. Unten sagte er ihr ‚Gute Nacht!'

Die heilige Barbara war mit ihrem Enkel nicht zufrieden. Er unterhielt sie nicht mehr, stumm und teilnahmslos saß er da. Aber er hörte doch wenigstens zu, wie sie jammerte, und das versöhnte sie dann immer wieder. Ihre ganze Wut entlud sich auf die einstige Braut. Perpetua mit ihren Söhnen war längst abgereist, so bekam es Asta zu hören, die damit selbst getroffen werden sollte.

Die heilige Barbara zog nämlich über den ‚neuen Typus Frau' her, diese ‚selbständigen Weiber', die sie sich nicht anders denken konnte, als Zigarren rauchend. Freilich wußte man eigentlich nicht recht, warum sie nun gerade Zigarren rauchen mußten, denn weder Asta noch Else taten es. Die alte Dame schimpfte überhaupt über die Jugend. Die Mädchen von heute hätten keine Erziehung mehr. Sie lümmelten sich herum, wären nicht artig gegen ältere Damen — das ging auf Else —, und es bedeute keinen Ersatz, ob eine wüßte, daß ‚Tieck' der ‚Freund' Schillers gewesen sei. Übrigens sprach sie auch bisweilen von Tiedge und Goethe.

Asta hatte mehrmals die Absicht geäußert, nach Wiesbaden zurückzukehren, um den ‚Schikanen' der Mama aus dem Wege zu gehen. Doch der Major bat sie, zu bleiben.

Eines Tages nun fiel die heilige Barbara wieder über die einstige Braut her. Asta, die sich hingezogen gefühlt zu dem gescheiten, entschiedenen Mädchen, sagte etwas von Selbstbestimmungsrecht des Weibes und dem Mut, der dazu gehöre, einen begangenen Fehler vor versammelten Gästen einzugestehen. Darüber geriet die alte Dame, Asta vorwerfend, sie stünde gegen die eigene Familie, so außer sich, daß sie Herzzustände bekam und Doktor Becker gerufen werden mußte. Da die Mama solchen Aufregungen nicht ausgesetzt werden durfte, so riet der Major seiner Tochter, abzureisen, und eines Tages war es abermals stiller geworden in Engolsheim.

Christof Renatus dämmerte wie ein Träumender dahin. Für ihn gab es nichts mehr zu tun, denn der Major hatte, all dem Unangenehmen zu entfliehen, sein altes Allheilmittel ‚Tätigkeit' versucht und die Zügel der Regierung wieder in die Hand genommen. Der Enkel floh auch ihn. Der alte Herr sagte nur zu seiner Schwiegertochter wie zu seiner Frau:

„Man muß dem Jungen Ruhe lassen! Den Liebesschwindel wird er bald überwunden haben!"

Eva sah ihn dann jedesmal schmerzlich an. Die heilige Barbara aber erzählte ihrer Jungfer von den Tagen, da sie Braut gewesen, und was sie gelitten, wenn ihr Fritz verreist war oder nicht geschrieben hatte.

Sie ließen den jungen Menschen allein seinen Weg gehen. Der Major, der schon in jüngeren Jahren die Seelenkämpfe seines Sohnes nicht begriffen, hatte für Liebeskummer kein Verständnis, da tätiges Leben und zeitige Ehe ihn derlei Dingen ferngehalten.

So verstrichen die Wochen, und Christof Renatus irrte noch immer wie ein Geist umher. Bei dem ungewöhnlich milden Winterwetter des Jahres saß er meist im Park auf einer Bank. Der alte Krischan suchte ihn öfters dort, denn er hatte Angst, der verwirrte Herr Leutnant würde die Zeit zum Essen verpassen, und darin verstand der alte Herr noch immer keinen Spaß. Dann fand er ihn, ohne Überzieher, viel zu dünn angezogen; und in der Befürchtung, er möchte sich erkälten, brachte er ihm den Mantel. Christof Renatus zog ihn ruhig an. Er tat alles, was andere von ihm wollten. Ein einziges vermied er noch immer: seine Mutter allein zu sprechen.

Doch seine Blicke galten ihr: Vorwurf lag nicht in ihnen, nur Trauer. Sie aber wagte nicht, ihn anzusehen, und wenn er sie beim Gutenachtsagen küßte, kam ihr voll Ängstlichkeit die Frage: War der Kuß heute wärmer gewesen?

Den jungen Offizier brannte wie eine Wunde der Gedanke: er hatte die Erklärung gegeben, obwohl er sich zu entschuldigen keine Veranlassung gehabt. Er meinte, man würde das nicht verstehen.

So versuchte er, herumzuhorchen, was wohl die Menschen darüber dächten. Die Familie oder die Dienerschaft konnte er nicht befragen. Aber einmal erwischte er im Park Doktor Becker, der von Großmama kam. Er begleitete ihn bis Lühne, dem weit größeren Dorf, aber ebensoviel kleineren Gut.

Der Doktor erzählte von seinen Jugendzeiten, scheinbar zufällig, doch Christof Renatus fühlte den Grund. Ehe er seine Frau kennen gelernt, habe er schon einmal ange-

halten, aber einen Korb bekommen. Der alte Mann fand den Humor, sich selbst lächerlich zu machen, wie er gemeint, niemals könne die Wunde heilen. Ein Jahr darauf habe er seine jetzige Frau heimgeführt:

„Sehen Sie, lieber Herr Leutnant, so ist das Menschenherz! Seien Sie übrigens froh, daß Sie diese Ehe nicht geschlossen haben! Das gnädige Fräulein ist eine schwierige Person! Ich weiß es von denen drüben selbst! Ich behandle die alte Frau von Breitsamter. Der geht's nicht gut! Die Geschichte ist ihr sehr nahe gegangen."

Christof Renatus lauschte auf jedes Wort, ließ aber den Doktor weiter sprechen:

„Die Breitsamters haben sich sehr anständig benommen. Herr von Breitsamter ist mit seiner Nichte ganz auseinander!"

Christof Renatus blieb stehen. Es war aber zufällig am Wasserbecken, wo man damals den toten Christof gefunden. Er fragte lauernd den Arzt:

„Was sagt man eigentlich so darüber?"

„Ach, Herr Leutnant, von der Verlobung spricht kein Mensch mehr!"

Christof Renatus wurde verwirrt:

„Nein, ich meine die Auseinandersetzung mit Herrn von Breitsamter!"

Der Arzt dehnte die Worte:

„Was für eine Auseinandersetzung?"

Fast bereute der junge Offizier die Frage. Er dachte: dann muß ja alles beruhigt sein. Darum sagte er ohne rechten Zusammenhang:

„Man behält das Einzelne nicht so! Es ging so rasend schnell durcheinander!“

Plötzlich machte er, der den Doktor hatte bis an die Grenze von Engolsheim begleiten wollen, kehrt.

Verworren war sein Wesen und Leben. Planlos irrte er umher, auch dem alten Herrn ausweichend. Bei Tisch, wenn er dem Major zuhören mußte, der doppelt lebhaft war, um seinen Enkel auf andere Gedanken zu bringen, sah er ihn von oben bis unten an: wie die Nase angesetzt war, die Backen standen, die Augen, der Haaransatz. Nach Tisch verschwand er dann geheimnisvoll auf sein Zimmer, schloß ab, trat vor den Spiegel, besah sich und verglich: War die Unähnlichkeit nicht zu groß? Mußte nicht jedes wache Auge merken, daß nicht ein Zug in den beiden übereinstimmte?

Seines Vaters Traugott Bild erschien dann immer wieder vor ihm. Und vor dem Spiegel besah Christof Renatus seine, der Breitsamter, athletische, untersetzte Gestalt.

Der junge Offizier hatte früher in jugendlicher Eitelkeit mit seiner Kraft geprahlt und im Kasino unter all den leichten, schlanken Reitern, stämmiger gewachsen als die meisten, Kraftkunststücke zum besten gegeben, indem er zum Beispiel einen Stuhl hob, auf dem ein Kamerad saß.

Jetzt trat allein bei dem Gedanken daran ihm die Röte in die Stirn. Er schämte sich seiner Gestalt, die ihn unausgesetzt erinnerte an den andern, dem er in Schmach das Leben verdankte, den er meinte hassen zu müssen. Er wollte an diesen Mann nicht denken, von dem all sein Jammer kam.

Immer peinigte ihn das Gefühl: ich habe kein Recht, hier zu sein! Der Major nahm ihn jetzt doch ab und zu wieder einmal mit, sei es, um ihm etwas Neues zu zeigen,

oder um den Enkel herauszureißen aus seinem eingesponnenen Leid. Dann überlief es Christof Renatus eisig, wenn der alte Herr scherzend zu ihm sagte:

„Christof, ich bin ja hier nur Statthalter für dich!"

Statthalter für einen Fremden? Für das Kuckucksei? Das Wort verfolgte ihn beim Einschlafen und klang ihm früh beim Erwachen in den Ohren.

Wenn der Großpapa bei Tisch von irgend etwas sprach, das auf dem Wirtschaftshof geschehen, was der Inspektor gesagt oder der Förster gemeint, dachte er: ‚Was geht's mich an? Rede doch, lieber alter Großpapa, der du mein Großvater nicht bist, rede . . . rede! Das ist ja so, als ob einer mir von seinem Gute in Ostpreußen erzählte oder von seinen Rebenhügeln am Rhein! Mir gehören sie nicht. Mich gehen sie nichts an!'

Aber wenn nun der Großpapa heute starb, war er nicht der Besitzer? Fragte das Gesetz darnach, was im verschwiegenen Schoß einer Ehe geschehen? Der Geburtsschein galt! Da packte ihn der Gedanke wie Entsetzen: er könne dieses Gut, das ihm nicht zukam, einmal wirklich besitzen. Gleich einem Diebstahl war es ihm. Mit dem empfindlichen Ehrgefühl des Offiziers sagte er sich immer wieder: es ist Betrug, daß du an diesem Tische sitzest, Betrug, daß du diesen alten Mann, der dich nichts angeht, Großvater nennst, Betrug, daß du die alte Dame, die mit dir nicht mehr gemein hat als die Gärtnersfrau, Großmama heißen mußt, Betrug, daß du tagsüber in diesen Räumen weilst und die Nacht in diesem Bette schläfst.

Er kam sich vor nur wie ein Hausbesuch, ein Gast, ein heimlicher.

War er nicht ein Einschleicher, der sich in die Familie gestohlen? Seine offene, ehrliche Natur, die hervorstechendste Eigenschaft schon des Knaben, bäumte sich auf gegen diesen unausgesetzten Mißbrauch, gegen die falsche Lage seines Lebens, daß es Augenblicke gab, wo er hätte hinlaufen mögen zu seinem Großvater, ihm zu Füßen fallen und sagen:

‚Alter Mann, der du mich nichts angehst, alter Mann, der du betrogen bist in all deinem Stolz über Majorat und Enkel: ich halte es nicht mehr aus! Ich bin das »Kuckucksei«, dir ins Nest gesetzt!‘

Dann malte er sich aus, was der alte Herr wohl sagen würde. Er wußte es: es wäre sein Tod! Einer, der bis zu achtzig Jahren fast nur für den einen Gedanken gelebt, den großen Besitz emporzubringen, um ihn einmal verbessert in die Hände des neuen Geschlechtes zu legen, würde zusammenbrechen in dem Augenblicke, wo ihm die Erkenntnis kam, daß sein Streben ein langes Menschenleben hindurch auf einem Betruge gefußt. Würde er nicht gar meinen — in seinem stolzen Selbstbewußtsein —, mitschuldig zu sein?

Nein, er konnte es ihm nicht sagen.

Und die Großmama, — die heilige Barbara? Wie ihm jetzt das Wort in den Ohren klang, das er als Spitznamen gehört, der Enkel, aber nicht hatte wiederholen wollen? Der Herzschlag, der sie bedrohte, hätte sie auf der Stelle ereilt. Gleich einer Zwangsvorstellung kehrte Christof Renatus das Wort ‚heilige Barbara‘ immer wieder, als könnte er die gute alte Frau nur noch lächerlich finden. Mit ihren Zärtlichkeiten, die sie auf ihre Art für ihn gehabt, kam sie ihm jetzt fast albern vor, unförmlich,

dick im Stuhle liegend, mit dem grünen Schirm vor den Augen und ihren ewigen Klagen. Er mußte sich zusammennehmen, wenn er bei ihr war, ihr nicht ins Gesicht zu lachen.

Dann wieder machte er sich Vorwürfe über seine Undankbarkeit, und derart kam die Scham über ihn, daß er sich fragte: bin ich denn bei Verstand? Diese lieben Menschen, die ich betrüge, die in ihrer Güte alles für mich tun, verhöhne ich auch noch in meinem Herzen? Aber er konnte nicht dagegen an. Und in solch grausig lächerlichen Stimmungen kehrten seine Gedanken zuletzt immer wieder zu seiner Mutter zurück.

In der Zwangsvorstellung eines überreizten Hirnes sah er sie abends in seinem Zimmer nur immer — entsetzlicher Gedanke — in einer Stellung: in Traugott Breitsamters Armen. Dann riß er das Fenster auf und blickte in die Nacht hinaus, nur um dem Bilde der beiden zu entgehen.

Aber er mußte immer zurückschielen. Einen Schatten sah er, seinen Vater, so, wie er ihn von der Photographie her kannte, die auf Großpapas Schreibtisch stand. Langsam kam er daher, vornüber gebeugt, die linke Hand an das Herz gepreßt.

Christof Renatus stürzte dem Schattenbilde entgegen. Da entdeckte er etwas, wovon ihm nie jemand gesprochen: sein Vater, der nur dem Namen nach sein Vater gewesen, hielt einen Revolver in der Hand. Es war also eine Lüge mit dem Herzschlag. Lüge, wie alles Lüge war. Der arme Papa hatte sich das Leben genommen! Aber hatte nicht der alte Krischan, der ihn am Brunnenbecken gefunden,

immer nur von einem Herzschlag gesprochen? Hatte der Alte ihn auch betrogen, den Sohn zu schonen?

In Christof Renatus' Seele höhnte es laut: Alles in dieser Welt war erstunken und erlogen! Ja, ja, der ‚arme Christof' hatte gewußt, was geschehen! Und deswegen auch damals den Breitsamter gefordert! Das war das Geheimnis, allen unerklärlich: warum jener Christof von Werck den ‚harmlosen' Traugott Breitsamter auf offener Straße mit der Faust bedroht! Er hatte den Dieb an seiner Ehre, an seiner Familie, nicht vor eine ehrliche Waffe stellen, sondern ihn züchtigen wollen wie einen Lausbuben!

Und Christof Renatus schrie laut auf:

„Mutter! Mutter!"

Wieder sah er sie mit ihren grauen Haaren in des Fremden Arm. Der blickte auf. Er hatte nicht Traugotts kahlen Kopf, doch seine Gestalt: er war breit, untersetzt, das dichte Haar reichte ihm tief in die Stirn. Christof Renatus verwirrte Sinne meinten sich selbst zu erkennen im Stuhl; und er brüllte wie ein Irrer, der von einem Wahne verfolgt wird.

Der Schrei gellte ungehört in dem schlafenden Haus. Die dicken Mauern verschlangen ihn. Als Christof Renatus sich aufraffte, war der Stuhl leer, in dem er die Mutter gesehen. Da warf er sich hinein, und völlig ermattet fiel er in tiefen Schlaf.

* * *

Des Majors Friedrich von Werck achtzigster Geburtstag stand vor der Tür. Die Reichstagsfraktion wollte ihres langjährigen Sprechers gedenken, Landwirte, Züchter, denen

er in früheren Jahren die Wege geebnet, planten eine große Feier für den Tag. Ihre Vertreter sagten sich an. Der alte Herr erzählte es bei Tisch, halb mit Stolz, halb mit einer Bescheidenheit, die ihm erst gekommen, seitdem er nicht mehr so beweglich war.

Da ihm die Vorbereitungen zum Empfang der vielen Gäste zu viel wurden, die heilige Barbara sich aber nicht darum kümmern konnte, und die Zeit, da Eva mit Diktieren und Sich-nützlich-machen im Vordergrunde gestanden, längst wieder vorbei war, so kam der Majoratsherr auf den Gedanken, sein Enkel sollte die Feier vorbereiten, der Inspektor, der Gärtner, der alte Krischan mochten ihm an die Hand gehen.

Er verband zwei Absichten damit: Christof Renatus aus seinem Kummer zu reißen — zum Donnerwetter, um so ein Frauenzimmer war es nun genug geheult und spintisiert! —, dann aber, um wirklich Ernst zu machen und dem Enkel den neuen Wirkungskreis zu übertragen. Beim Diner würde er es sozusagen urbi et orbi verkünden.

Er sagte das Christof Renatus mit all der Umständlichkeit und Weitschweifigkeit, die ihm mit den Jahren gekommen. Dabei erwähnte er ruhig die einstige Braut, wie er an dem Unglückstage in Bärwalde offen von den Mißhelligkeiten zwischen den Werck und den Breitsamter gesprochen hatte. Aber Christof Renatus saß wie geistesabwesend ihm gegenüber, so daß der alte Herr ungeduldig fragte:

„Hörst du auch zu?“

Er fuhr zusammen:

„Jawohl, Großpapa!“

Nun beendete der seine Rede:

„Lieber Junge, wir werden also morgen anfangen, die Liste aufzustellen, denn man kann mit so etwas nicht früh genug beginnen!“

Der alte Herr umarmte seinen Enkel, der schlaff die Arme hängen ließ, in der eigenen Freude gar nicht bemerkend, daß die Liebkosung nicht erwidert ward. Christof Renatus eilte gradeswegs auf sein Zimmer. Am Schreibtisch fiel er in den Stuhl und blieb lange liegen, den Kopf in den Händen.

Dann ging er seit dem Unglücksabend zum erstenmal zu seiner Mutter. Er klopfte: die Zeiten, da sie die Tür aufgelassen, waren vorüber, und fragte leise:

„Mama, kann ich dich sprechen?“

Sie schloß auf und öffnete die Arme:

„Endlich, Christof!“

Aber an ihr vorüber taumelte er in den Stuhl, in dem er ihr so oft seine kleinen Erlebnisse erzählt. Nichts mehr war in ihm von dem kleinen Athleten, der einst auf Stühlen geritten, der strahlenden Familie vorexerziert, die Braut hochgehoben. Die müden Beine rutschten nach vorn, die Arme sanken schlaff herab.

Zum erstenmal schien seine Mutter die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, zu bemerken. Sie sagte, aber nicht liebevoll, wie einst, sondern schüchtern, ein Mensch, der einem gegenüber steht, dem er etwas angetan:

„Christof, du bist so . . . ganz, ganz anders geworden!“

„Es ist auch alles anders geworden!“

Sie nickte:

„Und es war doch immer so!“

Plötzlich brach es aus ihr hervor:

„Immer ist es für mich so gewesen! Denke nicht, daß ich leichtfertig war! Eine einzige, kurze, unselige Zeit nur meines ganzen Lebens! Aber, Christof, wenn du wüßtest, wie ich jeden Abend gewartet habe, daß du zu mir kämest! Kannst du denn deiner Mutter nicht vergeben?“

Er gab keine Antwort.

„Christof! Christof! Sieh her, deine Mutter kniet vor dir!“

Sie ließ sich schwerfällig nieder. Er hob sie nicht auf. Da legte sie die Hände zusammen:

„Deine Mutter fleht dich an! Sprich wieder mit mir! Weißt du denn, daß du keinen Abend mehr mit mir geredet hast? Weißt du denn, daß kein Mensch mit mir spricht?“

Er sagte nur:

„Und mit mir auch nicht!“

„Christof!“

Aber er herrschte sie an:

„Können sie mit mir reden? Muß ich mich nicht freuen, daß sie nicht mit mir sprechen, mit mir, einem Fremden, der genau so hergehört, wie irgendein Kerl von der Straße, aus irgendeinem Saunest, vielleicht von da drüben, irgendein Landstreicher, von dem man nicht weiß, wie er heißt? Nein, nicht so! Der trägt wenigstens einen ehrlichen Namen, aber ich bin ein Betrüger, ich habe mich hineingestohlen in dieses Haus ... Mama! Mama, was hast du getan!“

Sie erhob sich schwer von den Knieen. Er half ihr nicht. Er sah sie gar nicht an. Sie duckte sich unter seinen Vorwürfen, wie sie Jahre hindurch sich geduckt. Er erzählte

mit verzweifelten Worten von den Absichten des Großvaters. Zähneknirschend rief er, er könne doch nicht dabei sein, wenn die Reden kämen, um sich als Enkel von dem alten Manne umarmen zu lassen. Er würde schamrot werden und sein Glas zerschmettern an der Erde und der ganzen Gesellschaft erzählen von dem Betrug. Zitternd sprang er auf:

„Mama! Wäre es nicht das beste, ich ginge auf den Boden und legte mir eine Schlinge um den Hals? Ist nicht eine Kugel viel zu anständig für einen Kerl, der . . ."

Die Mutter kreischte auf:

„Christof! Christof! Hast du denn gar kein Erbarmen? Wie soll ich das mit anhören? Ich habe mich gedemütigt, ich habe das Schwerste getan, was eine Frau tun kann, und habe meine Schuld bekannt, ja, ich habe sie doppelt bekannt, denn ich habe sie dem Sohne, denke dir nur, dem eigenen Sohne, gebeichtet! Und du findest kein anderes Wort für deine Mutter? Ich bin deine Mutter! Ich habe dich mit Schmerzen nicht, nein, mit Jammer, mit Fluch, mit Scham, mit Entsetzen, mit Verzweiflung, in Schande zur Welt gebracht! Ich habe um dich gelitten, mehr als irgendeine Mutter leiden kann! Ich habe nie mein Recht auf dich geltend gemacht! Ich verlange von dir, daß du mir anständig begegnest! Ich kann nicht mehr! Christof, ich kann, ich kann nicht mehr!"

Er strich sich über die Stirn, als müsse er seine Gedanken sammeln und fortwischen irgend etwas, was dort gewesen, dann sagte er in ganz anderem Tone, gleichgültig, des Kampfes müde:

„Mama, verzeih!"

Aber sie war nicht zu beruhigen. Aller jahrelang versteckte Kummer entlud sich. Sie dämpfte die Stimme, man sollte es in der Stille des Abends nicht hören, sie rannte ans Fenster, sich zu überzeugen, daß es auch fest verschlossen sei, dann jammerte sie, nicht wie eine, die nicht die Kraft aufbringen kann, ein Ende zu machen, so oder so, sondern eine, dazu geboren, getreten zu werden, da die Natur ihr die Kraft versagt hat, sich aufzubäumen unter Streichen. Endlich erstarben ihre Worte in Stammeln und Stottern, in stillem, entnervtem Schluchzen.

Christof Renatus sah ihr erschrocken zu, als erlebe er ein Naturschauspiel, und nahm ruhig ihre Hände:

„Mama, ich bin kein schlechter Sohn! Wenn du mir etwas zu verzeihen hast, so bitte ich dich, vergib mir!“

Er beugte sich nieder, als wollte er ihren Segen empfangen. Da sprach sie fast hoheitsvoll, ein Aufschwung über sonstiges Vermögen:

„Ich, Christof, habe dir nichts zu vergeben! Willst du deiner Mutter verzeihen?“

„Wenn ich dir etwas zu verzeihen habe, wenn es dem Sohne ansteht, mit der Mutter zu rechten, Mama, ich vergebe dir!“

Er strich ihr über das erschreckend weiß gewordene Haar:

„Mama, du kannst ganz ruhig sein! Verstehst du mich? Ganz ruhig! Du sollst wissen, daß ich keine Bitterkeit an dich mit mir nehme. Gute Nacht, Mama!“

Er küßte seine Mutter auf die Stirn, ging zur Tür und klinkte. Sie war zugeschlossen. Er öffnete und verschwand, ohne sich umzublicken.

Auf seinem Zimmer stöberte er im Schreibtischfach umher, nahm seinen Dienstrevolver, den er noch besaß, steckte ihn zu sich, schrieb mit fester Hand ein paar Bogen Papier voll, tat sie in einen Umschlag, schloß und setzte darauf:

,Sr. Hochwohlgeboren
Herrn
Major von Werck.'

Dann nahm er seinen Hut, stieg leise die Treppe hinab, schritt durch die Halle über die Stelle hinweg, wo einst des armen Christof Sarg gestanden, schloß das Portal auf, und man hörte es von außen wieder vorsichtig zusperren.

* * *

Als Christof Renatus am nächsten Tage beim Mittagessen nicht rechtzeitig erschienen war, sagte der Major ärgerlich zur heiligen Barbara:

„Ich habe jetzt Geduld genug gehabt, daß er's überwinden soll! Aber ein Mann darf sich nicht so werfen lassen! Liebe hin, Liebe her, ein rechter Kerl macht eben einen Strich, wenn's auch zuerst noch so schwer wird!"

Frau von Werck klagte, wie ,der Junge' sich verändert habe: ihre Sonne, Christof Renatus, kümmere sich nicht mehr um sie. Da meinte Eva bescheiden:

„Er ist mit sich selbst beschäftigt!"

Nun rief der Major noch ärgerlicher:

„Dann wollen wir uns auch mit uns selbst beschäftigen und uns immer setzen!"

Bei Tisch erzählte er dann, wie er Christof Renatus die

Vorbereitungen übertragen zu dem Essen, mit dem er seine Besucher an seinem achtzigsten Geburtstage bewirten wollte. Darüber wurde er wieder guter Laune. Immer herzlicher klangen seine Worte. Alle Liebe, die er in seinem alternden Herzen noch aufbringen konnte, schien diesem einen Menschen, seinem Enkel, zu gelten. Er entwarf Zukunftspläne:

„Am siebzehnten übergebe ich Engolsheim! Ich fühle doch, daß ich nicht mehr so kann! Wem Gott die Gnade erwiesen hat, ihn achtzig Jahre alt werden zu lassen, der mag dem Herrn durch ein Gebet danken, nicht mehr durch Werke. Das muß nun Jüngeren vorbehalten sein. Dann wird Christof Renatus auch vergessen, ein anderer Mensch werden, und eines Tages, Barbara, und liebe Eva, ich sage euch, eines Tages, ihr sollt sehen, vielleicht dauert es gar nicht mal so lange, überrascht er uns und führt uns doch noch eine Frau ins Haus! Und dann . . .“

Er blickte auf: draußen in der Halle, auf die auch die Tür des Eßzimmers ging, hörte man Lärm:

„Was ist denn los?“ unterbrach sich der Major. Krischan, der eben zu servieren begonnen, stellte bedächtig die Schüssel hin:

„Ich werde mal nachsehen, Herr Major!“

Als er eben zur Tür gehen wollte, klopfte es — ein ungewohnter Vorgang, denn während des Essens durfte niemand stören.

„Herein!“ rief der Majoratsherr. Niemand kam.

„Zum Donnerwetter noch mal: Herein!“

Die Serviette in der Hand, erhob er sich und ging zur Tür. Das zweite Hausmädchen stand da. Als sie den Major erblickte, riß sie den Mund groß auf.

„Was ist denn los?“

Sie stammelte:

„Ich weiß nicht . . . der Gärtner . . . der Gärtner . . .“

„Was will denn der Gärtner?“

„Der Gärtner ist da! Der Gärtner . . .“

Und das dumme Gesicht des Mädchens mit dem aufgerissenen Munde war so komisch, daß der Major anfing zu lachen:

„Na, da ist doch nichts weiter dabei! Sie brauchen keine Angst zu haben, wenn wir auch bei Tisch sind. Sie werden nicht gefressen . . . Aber warum muß denn der Gärtner grade jetzt kommen?“

Da klang schon eine tiefe Stimme:

„Herr Major, ich bitte um Verzeihung . . .“

„Kommen Sie man her, was ist denn los? Ist es denn so eilig?“

Der alte Mann mit seinem abgegriffenen, altersgebräunten Strohhut in der Hand, denn ohne diesen war er nicht zu denken, sah den Major verstört an. Der merkte etwas:

„Was ist denn geschehen? Nur raus damit! Brennt's?“

„Herr Major, ich bin . . . ich habe . . . ich bin durch den Park jegangen, und da komme ich zufällig zum Wasserbecken, und . . .“

Der Major wurde ärgerlich:

„Kreuzdonnerwetter nochmal, Rohrbruch?“

„Ach, wenn's das wäre! Der Herr Leutnant . . .“

„Was? Was? Was?“

Nun stammelte der alte Mann, vor Schreck und Bewegung kaum der Worte fähig:

„Der Herr Leutnant liegt draußen!“

Der Major ließ die Serviette fallen:

„Was ist ihm denn geschehen?“

Am Tisch tönte ein Klirren. Die heilige Barbara hatte die Gabel fallen lassen. Der Major zog den Gärtner herein und schloß hinter ihm die Tür. Das Mädchen brauchte es nicht zu hören. Er fragte hastig:

„Was ist geschehen? Meinen Hut! Kommen Sie!“

Aber er ging nicht in sein Zimmer, sondern, während die heilige Barbara einen Schrei ausstieß und im Stuhl zurückfiel, rannte der Major barhaupt davon, vom Gärtner gefolgt, der bei seinem krummen Gange kaum folgen konnte. Der alte Herr lief streckenweise Trab und fragte immerfort:

„Was fehlt ihm? Wo ist er?“

„Er liegt unten!“

Der Gärtner hielt den Major beim Arm:

„Herr Major, jehen Sie nich hin! Jehen Sie nich hin!“

„Man muß ihm doch helfen?“

„Ach Jott, Herr Major, es ist ja nichts zu helfen!“

Nun blieb der alte Herr stehen, keuchend und schnaufend:

„Halten Sie mich nicht hin! Was ist geschehen?“

„Der Herr Leutnant ist . . . ist . . . ist nicht mehr!“

„Das ist unmöglich!“

Sie standen sich gegenüber: der kleine, krummgezogene Mann mit dem dunkeln, faltigen Gesicht und den knorpeligen, braungebrannten Händen, den schmutzigen, alten Strohhut in der Hand, ohne Kragen, wie er zu arbeiten pflegte, und der Major in seinem schwarzen Rock, grade auf-

gerichtet, daß der weiße Bart nach vorne stand. Er herrschte den Gärtner an:

„So sprechen Sie doch! Vorwärts!"

Groß sah er den Major an:

„Er hat sich das Leben jenommen!"

„Das ist nicht möglich! Das tut mein Enkel nicht!"

„Herr Major, die Pistole liegt daneben!"

Der Major starrte den Gärtner eine Weile an, dann sagte er:

„Das kann nicht sein!"

Schritte klangen hinter ihnen: der alte Krischan kam gelaufen. Und wie der Major hinunterspähte zum Wasserbecken, immer noch zögernd, als fürchte er sich, hinzugehen, sah man Gestalten dort unten: Gartenarbeiter standen an der Wasserkunst. Nun fiel auch der alte Krischan dem Major in den Arm:

„Herr Major, nicht hingehen! Nicht hingehen!"

Der schrie:

„Warum soll ich nicht hingehen? Ich muß doch sehen ... Ist denn zum Arzt geschickt? Einer soll zum Arzt laufen!"

Er rannte ein paar Schritte vorwärts, vom Gärtner und vom Diener gefolgt, die ihm abermals in den Arm fielen.

„So laßt mich doch! Was wollt ihr denn?"

„Nicht hinjehen!"

Der Gärtner hielt sich die Augen zu:

„Er sieht so schrecklich aus!"

Nun blieb der Major stehen.

„So, so!" sagte er nur.

Ein Schubkarren lag umgestürzt auf dem Rasen. Zu dem wankte der alte Herr und fiel schwer darauf nieder. Er sagte nur noch:

„Ich . . . ich kann nicht stehen! Merkwürdig! Merkwürdig!"

Dann stützte er den Kopf in die Hände und blieb sitzen:

„Ich kann . . . nichts sehen!"

„Aber, Herr Major?"

„Nein, ich kann nicht mehr sehen!"

„Die Aufregung, nicht wahr, Herr Major!" sagte der alte Krischan und strich ihm halb liebkosend, halb respektvoll, ihn nicht ganz berührend, über die Schulter. Der alte Herr sank zusammen. Der Diener hatte ihm das Tuch aus der Tasche gezogen und tupfte ihm die Stirn. Er sah ängstlich den Gärtner an. Am Fenster der Burg gewahrte man neugierige Gesichter. Der zweite Diener kam den Weg herabgelaufen. Alle schienen schon davon zu wissen.

Der Major richtete sich auf:

„Ist nach dem Doktor geschickt?"

„Jawohl, Herr Major!"

Aber es war nur, ihn zu beruhigen. Noch hatte niemand daran gedacht.

Er wischte sich über die Stirn:

„Was wollte ich denn sagen: ich will nach Haus! In mein Zimmer! Krischan, geben Sie mir den Arm! Das ist wirklich . . ."

Von Diener und Gärtner unterstützt, kehrte er zur Burg zurück. Unterwegs verlangte er, der Gärtner solle erzählen. Der meinte, er könne nicht, aber des Majors alte Ent-

schiedenheit erwachte. Er zog die buschigen Brauen zusammen:

„Glauben Sie, Sie müssen mich schonen? Sie sagen, mein Enkel ist tot! Sie haben gesagt, die Pistole hat daneben gelegen! Glauben Sie, ich bin so dumm, nicht zu wissen, daß er sich totgeschossen hat? Das ist's doch?“

„Jawohl, Herr Major!“

„Also, ich will nachher zu ihm gehen! Jetzt erst mal: Wie haben Sie ihn gefunden? Wann? So sprechen Sie doch! Reißen Sie sich zusammen!“

Nun gewann der Gärtner Mut und erzählte, wie er am Morgen schon zeitig im Park gearbeitet, aber an diese Stelle nicht gekommen sei. Sie hätten um elf Uhr gegessen:

„Herr Major wissen, ich mache mir immer meinen Plan. Jeden Tag ein Revier. Nach dem Essen wollten wir mal an die Allee jehen. Es ist doch nu bald Frühling, da müssen die Wege wieder in Ordnung sein. Früher, Herr Major, bei dem Matsch und Schnee, hat das keenen Zweck nich!“

Der Major herrschte ihn an:

„Kommen Sie doch zur Sache!“

Der Gärtner, dem seine Arbeit zur Schilderung am notwendigsten schien, machte nun einen Sprung:

„Ich jehe also hin und sehe jemand liegen. Da denke ich: da hast du wieder mal 'nen Faulenzer erwischt, denn, Herr Major, Drückeberger, Tagediebe jibt's bei mir nich!“

Der Major drängte, während er immer schneller dem Hause zuschritt:

„Zur Sache! Zur Sache!“

„Ich sah es doch dann an den Kleidern: es war der Herr Leutnant! Ich dachte, ihm ist schlecht. Wir haben ihn

immer so im Garten herumsitzen sehen, und wir haben alle solches Mitleid mit ihm jehabt. Aber ich sah gleich was blitzen, das war . . . der Revolver. Er hat ihn noch in der Hand. Er liegt auf dem Rücken, janz friedlich, aber . . . aber das Gesicht ist janz kaputt! Wenn man's nich wüßte, man möchte ihn nich erkennen!"

Der Major machte eine abwehrende Bewegung:

„Genug! Genug! Ich will nichts weiter hören!"

In seinem Zimmer setzte er sich in den Stuhl, die Kniee fielen ihm auseinander, das Kinn sank vornüber, daß der weiße Bart immer tiefer auf die Weste niedertauchte. Der Diener blieb bei seinem Herrn. Der Major sagte:

„Krischan, ich werde es meiner Frau selbst mitteilen! Er soll in die Kapelle . . . nee, in sein Zimmer, nein . . . doch in die Kapelle, in die Kapelle!"

Die heilige Barbara war hinaufgebracht worden. Es ging schwer diesmal, da die beiden Diener fehlten. Sie lag in ihrem breiten Stuhl und weinte still vor sich hin.

Eva lief in die Wohnung ihres Sohnes. Sie konnte es nicht glauben. Das Bett war unberührt. Ihr erster Blick fiel auf den Schreibtisch. Da lag der Brief. Sofort kam ihr der Gedanke: er hat sich etwas angetan! Sie griff darnach, ihn aufzureißen, er war ja für sie. Da las sie ‚Major' und ließ ihn wieder fallen.

Sie tastete auf der Tischplatte umher; nichts anderes war zu entdecken. Peinliche Ordnung herrschte dort. Eva griff den Brief wieder auf. Einen Augenblick dachte sie: die Wahrheit steht darin! Und sie wollte ihn zerreißen, dann hätte niemand davon gewußt. Aber sich selbst zu bewahren, zum Bösen ihres ganzen Lebens nicht noch die

Unterschlagung zu tun, nahm sie ihn auf und rannte, sich auf das Geländer stützend, die Treppe hinab zum Zimmer ihres Schwiegervaters. Sie klopfte nicht, sie riß die Tür auf, ihm den Brief auf den Schreibtisch zu werfen, denn sie wußte: er war im Park. Sie selbst hätte die Kraft nicht gefunden, hinaus zu gehen. Letzte Worte, die Christof Renatus zu ihr gesprochen, deren Sinn sie nicht erfaßt, wurden ihr mit einem Male klar, und sie wußte, unumstößlich: er war tot!

Da saß der Major in seinem Stuhle. Er öffnete beide Arme und zog sie an sich. Sie brach in den Knieen zusammen. Nun, wo er einen anderen zu trösten hatte, fand er volle Fassung wieder:

„Liebes Kind, ich will mich nicht mit einleitenden Worten lange aufhalten: unserm lieben Christof Renatus ist ein Unglück geschehen! Unser armer Christof Renatus ist nicht mehr!"

Sie ließ den Kopf sinken. Da sah er den Brief in ihrer Hand und griff darnach. Als er die Adresse gelesen, suchte er mit seinen altersgekrümmten, ungelenken Fingern den Umschlag zu öffnen. Es gelang nicht gleich, so riß er ihn auf und faltete den Bogen auseinander. Dann las er laut vor, im Kommandoton, denn die Rührung überwältigte seine Stimme, und durch die Gewalt wollte er sie bekämpfen:

‚Mein geliebter Großpapa, der du mich geliebt hast, solange ich die Erinnerung habe, ich bitte dich um Verzeihung für das, was ich tun werde. Ich kann nicht mehr am Leben bleiben! Ich weiß, daß du, von Herzen fromm, eine schwere Sünde darin siehst, aber ich kann nicht mehr

leben! Wenn ich dir das antue, ist es nicht Undankbarkeit! Denn was ich geworden bin, habe ich Dir, lieber Großpapa, allein zu verdanken! Du hast mich zur Wahrheit erzogen, so will ich auch nicht mit einer Lüge aus dem Leben gehen! Ich tue Dir jetzt weh, lieber Großpapa, furchtbar weh, aber ich kann nicht anders! Ich darf nicht mit einem Betruge von dir scheiden! Mein ganzes Leben ist ein Betrug gewesen! Ja, erschrick! Ist ein Betrug gewesen! Das möchte ich Dir sagen, Dir ganz allein! Dem Großvater der Enkel, — Enkel, der ich nicht bin! Das Gedächtnis meines Vaters, der mein Vater nicht ist, Deines Sohnes, wird nun viel strahlender vor Dir stehen, als Du im Leben geglaubt hast! Es wird Dir ein Ersatz werden für mich, den Du heute verlierst. Mit diesem Geständnis will ich Deinen Sohn, den »armen Christof«, reinigen! Er hat nicht den Eltern etwas verschwiegen, was er ihnen hätte sagen können! Er hat nicht aus irgendeinem dunklen Grunde Hand gegen Herrn von Breitsamter erhoben! Er hatte ein Recht dazu, denn Herr von Breitsamter hatte seine Ehe gestört! Das Majorat zu schützen, Dich zu schonen, hat er das Geheimnis mit ins Grab genommen! Erst, als ich Herrn von Breitsamter gegenübertreten wollte, habe ich das erfahren! Ich habe Dich bis dahin nicht betrogen, lieber Großpapa, denn ich wußte nichts davon, aber von dem Augenblick ab, wo ich die Wahrheit erfahren, konnte ich Dir nicht mehr in die Augen sehen! Und heute bricht alles zusammen! Ich habe die Kraft nicht mehr, Dich länger zu betrügen! Dieser letzte Brief soll meine Reinigung sein!‘

Der Major ließ das Papier sinken, bemüht, seiner Schwiegertochter in die Augen zu blicken. Er konnte es nicht: sie war von seinen Knieen gesunken und kauerte neben ihm am Boden, das Gesicht versteckt, während ihre Schultern zuckten.

Das heimliche, stille, duldende Wesen weckte jäh allen Werck-Zorn in ihm. Er starrte sie an, einen Laut des Ekels auf den Lippen, aber er nahm alle Kraft zusammen, sich zu beherrschen, und wandte sich ab. Er wollte sie nicht sehen.

Voll Grauen dachte er: und das bringt sie mir selbst? Mit unsicheren Augen las er weiter. Die Zeilen tanzten vor seinen Blicken. Der Übersichtige hatte sie vorher nur mühsam entziffert, das Blatt weit von sich haltend, jetzt zog er das Glas aus der Westentasche, ließ es auseinander schnappen und setzte es auf:

‚Erlaube mir, lieber Großpapa, daß ich noch einen Wunsch ausspreche, den Du, des bin ich gewiß, erfüllen wirst! Ich gehe in der Sicherheit, daß du meiner Bitte nachkommst, ruhiger in den Tod, als ich je geglaubt während dieser Wochen, wo ich mit dem Entschlusse rang. Der Wunsch lautet: Sei edelmütig, lieber Großpapa: lasse es meine Mutter nicht entgelten! Es gab einen Augenblick, wo ich meinte, sie hassen zu müssen für das, was sie getan! Aber der Sohn darf nicht Richter sein. Sie hat grausam gelitten um ihres Fehltrittes willen. Daß sie ihren Sohn verliert, ist die letzte Sühne! Nun ist es genug! Und du, lieber Großpapa, leidest ja nun, wo du die Wahrheit weißt, nicht so darunter, daß ich Euch verlasse, wie Du es müßtest, wenn ich Dein rechter

Enkel wäre! Ein fremder Mensch scheidet aus dem Kreis Deiner Familie! Ein fremder Mensch hätte sonst Deinen Namen weiter getragen! Einem Fremden wärest Du, wie Du es immer nanntest, Statthalter gewesen! Vergib mir also, und ergib Dich in das Schicksal, daß Du keinen Nachfolger hast! Ich habe Dich nicht betrogen! Ich habe Dich von Herzen geliebt, lieber Großpapa, und liebe Dich noch! Ich danke Dir nochmals für alles, was Du mir gewesen bist, und wenn ich auch kein Recht mehr habe, Dich Großvater zu nennen, so lasse es mir, der ich es während meines ganzen Lebens doch hatte, in dieser letzten Stunde. Ich gehe ruhig und aufrecht als Mann und Offizier an das, was ich zu tun habe! Ich bitte Dich um Verzeihung, und Gott, vor den ich nun trete, um Gnade und Frieden!

Heute noch

Dein gehorsamer, Dich über alles liebender

Christof Renatus.'

Dem Major standen die Tränen in den Augen. Wie ein letzter Wille, den er einlösen mußte, dachte er an Christof Renatus' Wunsch. Und mit einem Male raffte er sich auf, nahm die Kauernde hart beim Arm, riß sie empor und rief hart, fast wie ein Kommando:

„Um Christof Renatus' willen will ich dir vergeben! Wir werden der Welt kein Schauspiel bieten! Steh auf! Wir wollen zu ihm gehen!"

Er ließ ihre Hand wieder los und trat zurück:

„Nein! Ich kann nicht mit dir gehen! Ich brauche Zeit! Aber sei gewiß! Ich werde mein Wort halten! Nur

Zeit! Zeit! Der Mama sagst du nichts! Sie kann nicht, was ich kann!"

Er ballte die Fäuste:

„Was ich können muß! Was ich können will!"

Dann ging er durch die Halle, wo Christof Renatus morgen liegen würde, trat auf die Brücke und blickte die Allee hinab zum Wasserbeckenrand: Man sah Menschen herauf kommen. Sie trugen etwas. Major von Werck blieb barhaupt stehen, bis Christof Renatus kam: Sie hatten ihn zugedeckt. Die Gartenarbeiter, die ihn trugen, sahen mitleidig zu dem, der ihnen immer ein guter Herr gewesen war. Der alte Krischan, der Gärtner, der Inspektor folgten.

Der Major trat in den Zug. Die Leute wollten ihm Platz machen, daß er allein voran gehen sollte, doch als sie zurückblieben, trieb er sie vor und schritt mitten unter ihnen. Sie setzten die Gartentrage, auf der sonst Blumentöpfe gestanden, in der kleinen Kapelle vor dem Altar nieder. Langsam entfernten sie sich.

Der Major blieb zurück. Lange rang er mit Gott und seinem Gewissen, seinen Schöpfer um Vergebung bittend, wenn er jetzt mit achtzig Jahren, an der Pforte des Jenseits, schwer sich versündigen würde gegen seine Gesetze. Mit gefalteten Händen, die er, wie ein Geistlicher beim Gebet, die Sätze betonend, auf- und niedergehen ließ, sprach er:

‚Mein Herr und Gott, der ich gehalten habe deine Gebote nach Wissen und Kraft, sei mir gnädig, wenn ich den vor den menschlichen Richterstuhl ziehe, der sich vergangen hat an diesem, an meinem armen Sohne und . . ." — seine Stimme sank —: „an seiner Frau."

Dann sprach er ein Vaterunser, trat an die Bahre und zog die Decke zurück. Der Mann, an dessen Seite in drei Feldzügen mancher Kamerad, noch eben mit ihm fröhlich plaudernd, grausig entstellt gefallen, runzelte nur die buschigen, weißen Brauen, als er die furchtbare Wunde sah, die ein einziges unentstellt gelassen: den Mund. Und der alte Herr beugte sich nieder und berührte mit den Lippen, was ihm das Liebste gewesen war auf dieser Erde.

* * *

Der Geistliche, kein Eiferer, fand sich bereit, die Leiche des Mannes, der durch eigene Hand aus dem Leben geschieden, einzusegnen. Er sagte dem Major:

„Der Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, ist ein so unnatürlicher, daß in meinen Augen jeder, der seinem Dasein selbst ein Ziel setzt, sich nicht mehr im seelischen Gleichgewicht befinden kann."

Und der Pfarrer hatte schöne, ernste Worte gefunden.

Ein einziger Fremder erschien bei der Beisetzung: Herr von Lühne. Als er eintrat in die kleine Kapelle, darin nur wenige versammelt waren, ging ihm der Major entgegen. Zum erstenmal verlor er die Fassung. Er schluchzte laut.

So fiel es denn nicht auf, daß am Nachmittag der Major anspannen ließ und hinüberfuhr nach Lühne, ganz allein.

Herr von Lühne trug noch seinen schwarzen Rock, diesmal steife Wäsche. Da er sich auch den Bart hatte schneiden lassen, schien er wieder zu den Gebieten kultivierter Menschen zurückgekehrt. Einer hageren älteren Dame mit

grauem Scheitel nannte er des Majors Namen. Der gab Frau von Lühne die Hand. Sie schien verlegen. Herr von Lühne aber sagte, eigentlich nicht ganz im Ton, wie man mit seiner Frau verkehrt, sondern wie er es wohl gewohnt gewesen, mit der Mamsell zu reden:

„Wir haben etwas zu besprechen!"

Still verschwand die alte Frau. Herr von Lühne bot dem Major eine Zigarre an. Der sagte:

„Es hat mir sehr wohl getan, daß du gekommen bist! Es hat mir das Herz gelöst!"

Sie umarmten sich stürmisch. Dann wurde von Vergangenheit und Verstimmungen nicht gesprochen. Es wäre auch nicht Zeit gewesen, denn der Major begann sofort:

„Ich bitte dich hierdurch, Herrn von Breitsamter in meinem Namen auf Pistolen zu fordern! Den Grund kann ich nicht nennen! Er ist diesem Herrn bekannt! Ich bitte dich, darin kein Mißtrauensvotum zu erblicken! Ich möchte Andenken und Willen meines armen Christof Renatus in Ehren halten! Es handelt sich um die gleiche Angelegenheit, die meinen Sohn damals gezwungen hat, Herrn von Breitsamter zu fordern. Es ist also lediglich eine Fortführung und nichts Neues! Es ist — ich möchte sagen — eine Ergänzung zu dem, was vor einem Vierteljahrhundert geschehen ist!"

Herr von Lühne legte seine Zigarre fort:

„Aber erlaube, daß ich etwas einwende!"

Der Major machte seine abwehrende Bewegung:

„Es ist nichts einzuwenden! Die Sache ist erledigt!"

„Doch! In deinen Jahren tut man solchen Schritt nicht mehr! Ein Mann, der in wenigen Tagen in sein einund-

achtzigstes Lebensjahr tritt! Nimm mir's nicht übel, aber sollten wir Alten solche Sachen nicht Jüngeren überlassen?“

Der Major blitzte ihn an:

„Bist du schlapp und schwach geworden?“

Herr von Lühne ergriff seine Hand:

„Kränke mich ruhig! Es ist meine Pflicht, dir so was auszureden! Es soll doch ein anderer eintreten für dich!“

„Es gibt keinen!“

„Ja, dann . . . um Gotteswillen! Vielleicht kann ich über die Sache mit dem Manne reden!“

Der Major rief schroff:

„Nein, du wirst nichts anderes mit ihm sprechen, als ihm meine Forderung bringen!“

Jetzt wurde auch Herr von Lühne erregt:

„Um Gotteswillen, denke an den armen Christof und an Christof Renatus! Ist das nicht genug?“

Der Major schrie ihn an:

„Eben darum!“

Herr von Lühne antwortete genau so laut:

„Ich wollte den Kerl damals fordern, als das Duell mit dem armen Christof plötzlich unterbrochen wurde! Ich habe jahrelang auf eine passende Gelegenheit gewartet . . . ach Gott, heute denke ich ganz anders. Ich denke: ‚Wer Blut vergießt, des Blut soll auch vergossen werden‘!“

Der Major sprang auf:

„Ich weiß, daß ich mich gegen die Gesetze der Religion und des Staates vergehe, aber ich muß . . . ich kann nicht anders! Gott wird mir gnädig sein! Ich habe ihn an der Leiche meines Enkels . . .“

Er unterbrach sich:

„Ja, Enkels, ja, Enkels . . . habe ich Gott um Verzeihung gebeten, um das, was ich tun will! Und ich tue es! Und wenn du das Amt nicht übernimmst, so geh ich eben zu einem andern!"

In seiner Erregung rannte er schon zur Tür. Herr von Lühne eilte ihm nach:

„Sollen wir wieder auseinander laufen? Nein, ich werde mir also einen Zweiten suchen! Wen willst du haben?"

Der Major kniff die Augen zu:

„Einen jüngeren Mann, meinen Vetter, der einmal das Majorat bekommt, Rittmeister von Werck. Wir wollen ihm telegraphieren: er kann heute abend da sein!"

Als Herr von Lühne nicht sofort antwortete, rief der Major:

„Du wirst die Bremse sein, wie ich sehe! Ein jüngerer Mann geht schärfer ins Zeug! Ich werde Klemens telegraphieren!"

Dann sagte er kurz, als wolle er jedem Widerstand die Spitze abbrechen:

„Willst du so gut sein, deine Gattin zu rufen!"

Herr von Lühne zögerte noch:

„Um Gotteswillen! Um Gotteswillen! . . ."

„Willst du so gut sein, deine Gattin zu rufen!"

Der große alte Herr, der den Major noch um einen halben Kopf überragte, ging hinaus. Einen Augenblick darauf bat die hagere, alte Dame mit ihrem grauen Madonnenscheitel Herrn von Werck mit geziert verlegener Art, doch Platz zu nehmen, aber er meinte kurz:

„Ich möchte mich verabschieden!"

Und das bescheidene ältere Wesen wagte keinen Widerspruch. Draußen sagte er zu Herrn von Lühne:

„Sobald ich die Antwort habe, werde ich dich benachrichtigen!“

Dann machten sie noch miteinander aus, der Rittmeister solle in Lühne absteigen. Die plötzliche Ankunft in Engolsheim wäre aufgefallen.

Der Major fuhr zur Stadt, um selbst das Telegramm aufzugeben. Heimgekehrt, irrte er im Park umher, wie einst Christof Renatus, kam nach Haus, blickte auf seinem Schreibtisch nach den Postsachen, lief in den Wirtschaftshof, um abermals heimzukehren und immer noch nichts zu finden. Nun ging er zur Kapelle. Unter den Steinplatten bei den Wercks ruhte der letzte, der keiner war.

Der Major ordnete die Kränze, schob einen vor, zog einen zurück. Dann, von Unruhe gepackt, rannte er wieder davon in sein Zimmer. Endlich: da lag das Telegramm. Der Rittmeister war schon unterwegs nach Lühne. Er hatte keinen passenden Zug gefunden. So fuhr er mit dem Auto, das ihm ein Freund zur Verfügung gestellt.

Als Klemens von Werck in Lühne eintraf, ging aus seinen ersten Worten gegen den Gutsherrn hervor, daß er gemeint, weil man ihm, dem demnächstigen Erben des Majorats, die Stunde der Beisetzung nicht mitgeteilt, sie habe noch gar nicht stattgefunden. Er wunderte sich nur, daß er nicht in Engolsheim selbst wohnen sollte.

Herr von Lühne klärte den Irrtum auf. Sein altes, vorweltliches Gefährt sollte angespannt werden, doch der Rittmeister, ein eleganter, gut aussehender Offizier, schlug vor, das Auto zu benutzen, das noch draußen im Hofe stand.

Herr von Lühne war noch nie im Auto gefahren, so stieg er mißtrauisch ein.

Hinten herum, nicht bei Engolsheim vorbei, fuhren sie nun nach Bärwalde.

Der Diener wollte seinen Herrn verleugnen. Doch der Rittmeister meinte kurz:

„Sagen Sie Herrn von Breitsamter, es wäre eine unaufschiebbare Angelegenheit! Ich sei eigens dazu auf ein Telegramm hin per Auto herüber gekommen!"

Er drückte dem Manne die beiden Karten in die Hand. Nach einer Weile kam der Diener wieder:

„Der gnädige Herr läßt bitten!"

* * *

Eben begann der Himmel im ersten Frührot zu erglühen. In Busch und Hag klangen erwachende Stimmen der befiederten Sänger, kaum vom Wintersüdensfluge zurückgekehrt. Die frühjahrshellen Gräser glänzten vom Tau, und im werdenden Licht erschien ein leichter grüner Hauch an den Knospen und den kahlen Zweigen der Büsche, rings die Waldblöße umstehend. Es war ein kalter Morgen: Nebel lagen über der Wiese, der Himmel über dem Buchenwalde war grau verhängt.

Da knisterte etwas, ein Zweig brach knackend irgendwo, die kahlen Gerten bogen sich auseinander, schlugen zurück, und auf der Lichtung standen Menschen: voran einer im weißen Bart, durch den gelbrote Streifen von den Mundwinkeln niederzogen, einer mit Riesengliedern, mächtigen, altersfaltigen, sommersprossigen Händen, und Füßen, die zu treten schienen, daß nichts mehr wuchs, wo sie geruht. Er

wandte sich zu einem nur wenig kleineren in langem weißem Barte:

„Es ist die gleiche Stelle! Wie du gewünscht hast!"

Zwei andere folgten den beiden, davon der eine etwas trug wie eine kleine Reisetasche. Als die vier die Mitte der Lichtung erreicht, im taufrischen Gras eine Spur hinter sich lassend — die Halme richteten sich mühsam wieder auf, als erhöben Gefallene sich hier und da vom Boden —, blickten sie sich um. Der Gewaltige sah nach der Uhr:

„Es ist noch zu zeitig!"

Herr von Lühne zog Doktor Becker beiseite:

„Lieber Doktor, der alte Herr!"

Doktor Becker rückte seinen Kneifer zurecht und strich den grauen Schnurrbart:

„Ich kann es nicht begreifen!"

Aber so leise sie gesprochen, der Major hatte es halb verstanden:

„Doktor, lassen Sie das meine Sorge sein!"

Dann wandte er sich zu seinem Verwandten, dem Rittmeister Klemens von Werck, einem schlanken Menschen, dessen Schnurrbart, kurz geschnitten, einer winzigen Bürste glich:

„Also, er hat zuerst nicht gewollt?"

Der Rittmeister meinte:

„Lieber Vetter, ich muß ehrlich gestehen, es war kein Mangel an Nerven. Wir verlangten doch gleichzeitiges Feuern, er aber bestand darauf, daß es eine Fortsetzung gleichsam sein solle, wie damals hier an dieser selben Stelle, die du befohlen hast, lieber Vetter! Du solltest den ersten Schuß haben. Er nannte ihn ‚den zweiten'! Wir haben mit Mühe das gleichzeitige Schießen auf Zählen durchgesetzt!"

Da rauschte es wieder irgendwo in den Büschen, und auf die Lichtung trat ein einzelner, dem im gleichen Augenblicke drei andere folgten.

Sie schienen zu zögern. Als sie aber die Anwesenden erblickten, nahmen sie Haltung an, schritten auf sie zu, und Major von Werck, Herr von Lühne, Rittmeister von Werck und Doktor Becker zogen zu gleicher Zeit wie jene vier Herren, die eben die Waldblöße betraten, stumm und ernst den Hut.

Der Major betrachtete mit scharfen Augen unter den dichten weißen Brauen in der Mitte der Herankommenden einen Untersetzten mit — wie man beim Grüßen gesehen — hoher kahler Stirn, darum ein Kranz weißer Haare sich zog.

Traugott von Breitsamter blieb etwas hinter den anderen zurück, die auf die Gruppe in der Mitte der Wiese zuschritten. Einer der eben Eingetroffenen trug einen großen Kasten. Er setzte ihn behutsam ins Gras, und während auf der einen Seite Herr von Breitsamter, auf der andern Herr von Werck zurückblieben, näherten sich die vier übrigen und begannen eine gedämpfte Unterhaltung, förmlich, die Absätze geschlossen.

Die Fragen waren knapp, die Antworten kurz.

Der Rittmeister trennte sich von den übrigen und steckte seinen Spazierstock in den Boden. Mit ganzem Gewicht legte er sich darauf, um ihn in die harte, noch winterliche Erde zu drücken. Dann sah er gerade aus, tat zehn weite, sprungartige Schritte, drehte sich wieder herum und trieb die Zwinge eines zweiten Stockes in den harten Boden.

Herr von Lühne zog ein Papier aus der Tasche und begann, er, der älteste der vier, die Bedingungen vorzu-

lesen. Es ging daraus hervor, daß der Grund des Zusammenstoßes beiden Herren bekannt, den Zeugen aber nicht angegeben worden sei. Major von Werck sollte als der Beleidigte angesehen werden, obgleich seine Zeugen die Forderung überbracht. Herr von Breitsamter hatte keinen Einspruch dagegen erhoben.

Ein Versöhnungsversuch, den Herr von Lühne der Form halber nochmals mit warmen Worten unternahm, ward abgelehnt und die Bedingungen weiter verlesen: dreimaliger Kugelwechsel auf zehn Schritt Entfernung. Schuß innerhalb des Zählens von eins bis fünf. Bei einem Abkommen vorher oder nachher sollte der Betreffende nicht mehr für satisfaktionsfähig gelten.

Um die Seite wurde gelost, die Gegner entledigten sich ihrer Röcke und Westen und wurden dorthin geführt, wo die Stöcke noch im Boden steckten.

Einen Augenblick darauf öffnete Regierungsrat Bredius, ein Mann etwa im Alter des Herrn von Breitsamter, den Kasten und entnahm ihm zwei Pistolen. Rittmeister von Werck trat hinzu: die beiden begannen zu laden. Man hörte das Hineinstampfen der Ladestöcke, dann überreichten sie Major von Werck und Herrn von Breitsamter je eine der Pistolen, die Mündung nach oben.

Die Zeugen traten seitwärts zurück in die Büsche, deren Knospen in ihrem leisen Grün um sie standen, nur Herr von Lühne blieb allein ein paar Schritte weiter vorn in seiner Riesengröße mit dem gewaltigen weißen Bart, in dem die roten Streifen niederzogen.

Die Gegner hatten einander den Rücken gekehrt. Über die Lichtung klang das Zählen des Herrn von Lühne:

„Eins!“

Die Gegner drehten sich um. Herr von Breitsamter hob die Mündung scharf zum Himmel, der Schuß krachte, man sah ein feines Rauchwölkchen steigen. Dann blieb der untersetzte Mann mit dem tief durchfurchten Gesicht regungslos stehen und starrte in die Mündung drüben auf der andern Seite, um die Antwort zu erwarten.

Laut klang das „Zwei!“ dessen im Bart. Aber Major von Werck antwortete nicht. Die Mündung senkte sich zu Boden.

Scharf gellte das „Drei!“ durch die Luft.

Doch noch ehe das vier oder fünf verklungen war, drehte sich der Major zur Seite und schleuderte die Pistole ins Gras.

Herr von Lühne trat einen Schritt vor, die anderen Herren kamen aus den Büschen: sie wandten sich erstaunt zum Major. Aufrecht, wie einst, den Kopf im Nacken, daß der weiße lange Bart nach vorn stand, schloß er die Augen, und seine Stimme klang wie ein Dröhnen über die Lichtung:

„Du sollst nicht töten! spricht Gott der Herr.“

Der Rittmeister biß die Lippen aufeinander. Herr von Lühne aber streckte dem alten Freunde stumm die Hand entgegen.

Da näherte sich Regierungsrat Bredius. Er schien, angesichts der ungewöhnlichen Lage, für seinen Auftraggeber eine Erklärung herausschlagen zu wollen:

„Herr Major, wenn ich recht verstehe, wollen Sie sich versöhnen?“

Aber der achtete nicht auf Herrn Traugott von Breit-

samter, der noch immer dastand, die Waffe in der Hand, sondern sagte nur:

„Ich kenne diesen Herrn nicht mehr! Komm, lieber Vetter! Komm, Lühne!"

Dann ging er davon, mit großen Schritten in die Büsche hinein. Die Herren folgten ihm, während Doktor Becker ein wenig zurückblieb. Der Rittmeister sagte leise:

„Lieber Vetter, warum sind wir dann hergekommen? Es wäre uns allen eine Erleichterung gewesen!"

Der Major gab zur Antwort:

„Jeder braucht Überwindung! Ich mußte kämpfen! Ich mußte das Recht haben, das deutsche Recht, das Mannesrecht, dem Schuft gegenüber zu stehen! Aber als ich dastand . . ."

Er schüttelte den Kopf, und während er davonging, faltete er, ohne daß die beiden andern, die ihm so schnell nicht folgen konnten, es sahen, die Hände und sprach halblaut vor sich hin:

‚Mein Herr und Gott, ich danke dir, daß du mir die Kraft gegeben hast und keine Schuld über mich kommen ließest! Amen.'

Verlassen lag die Lichtung. Nur das zertretene, kurze, junge Frühjahrsgras deutete auf die Anwesenheit von Menschen. Und in der großen Ruhe hörte man irgendwo auf einem Wege das Knirschen von Rädern, das Klappern von Hufen, dann war alles still.

* * *

Zu des Majors von Werck achtzigstem Geburtstage ward kein Festessen angerichtet, dafür Christof Renatus hätte

sorgen sollen. Zu des Majors von Werck achtzigstem Geburtstage aber kamen Standesgenossen und einstige Parteifreunde, Land- und Forstwirte und Pferdezüchter. Keiner weigerte dem alten Manne, der den Zweikampf an Ort und Stelle abgelehnt, die Hand. Jeder beeilte sich, sie ihm zu drücken.

Buchdruckerei F. E. Haag,
Melle (Provinz Hannover)

Auszüge aus den Besprechungen

über die zuletzt erschienenen Werke von

Georg Freiherrn von Ompteda

Aus großen Höhen

Alpenroman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Frankfurter Zeitung: Es gibt ein Gebiet zugleich von höchster Realität wie von höchster Poesie, dessen völlige Erschließung dem modernen Geschlecht vorbehalten war: die Hochnatur. Zu den berufensten Entdeckern und Verherrlichern dieses dichterischen Neulandes gehört Georg v. Ompteda. In seinem Alpenroman „Aus großen Höhen" führt er uns in die wilde, erhabene Natur der Dolomiten. Seiner Beredsamkeit, die mit feierlichen, tiefempfundenen Klängen die reinen, herzbefreienden Hochgenüsse der Bergwelt verkündet, entspricht die Kraft der Naturschilderung und eine Anschaulichkeit der Darstellung des Touristenlebens, wie sie nur gründlichste Sachkenntnis und Erfahrung zeitigen kann. Mit verhaltenem Atem sehen wir die verwegenen Menschen an den zerklüfteten, morschen Felsen der Zinne, des Monte Cristallo, der Dreischusterspitze empor- und hinabklettern. Dabei eine Handlung, gesättigt von interessanten und packenden Einzelheiten. Die Gestalt des ernsten, schweigsamen Professors, der mit heiligem Ernst seine Bergbesteigungen wie eine Art Gottesdienst verrichtet und seiner geschmeidigen Frau mit nie versagender Sicherheit die hehren Freuden der Berge erschließt, ist nicht ganz neu, aber prächtig gezeichnet, ebenso wie die kleinste Nebenfigur der Führer und all der Touristen, die der scharfblickende Kenner dieses Völkchens in ihren mannigfaltigen Typen und Abstufungen an uns vorüberziehen läßt. Ergreifend ist der Moment auf dem Cristallo, als die Gesellschaft auf der Spitze die erste Kunde von dem Unglück am nahen Popena durch das ferntönende Totenglöcklein von Cortina erfährt. Dann die gefahrvolle Bergung der Abgestürzten,

der stumme Einzug ins Dorf. Es ist psychologisch fein erdacht, wie das Schuldgefühl der betörten Frau durch das Entsetzen über das Unglück der leichtfertigen Bergsteiger erweckt wird, wie hier körperliche und seelische Erregungen sich vermengen. Von geradezu schauerlicher Gewalt ist das Verhör des elenden Bergfexen auf der Schusterspitze durch den Professor, der den Ehebruch seiner Frau ahnt und in fürchterlichem Richteramt zwischen sich und dem feigen, treulosen Freunde das Seil zerschneidet, eine Handlung von großartiger Symbolik, die diesen dem sicheren Verderben überliefert, während jener, innerlich vernichtet, in kopflosem Abstieg den Tod sucht und findet. Alles groß gedacht und ausgeführt.

Nerven

Novellen

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Straßburger Post: In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit hat sich Georg v. Ompteda von einem jungen Husarenoffizier, der in seinen Mußestunden schriftstellerisch tätig war, zu einem unserer ersten Romanschriftsteller heraufgearbeitet. Und er verdient auch wirklich den großen Namen, den er sich gemacht hat, denn seine Arbeiten sind erstklassig und stehen, was Tiefe der Auffassung und glänzende Gestaltungskraft angeht, durchaus auf der Höhe derjenigen früheren Werke, welche des Dichters Ruf begründet haben, ja, uns scheinen sie noch ausgereifter, noch gründlicher. Das gilt auch von der Novellensammlung, die unter dem gemeinsamen Titel „Nerven" eben erschienen sind. Neun kleine Geschichten, jede ein Kunstwerk! Musterleistungen einer feinen, reifen, wir möchten fast sagen weisen Erzählungskunst, sowohl die ernsten und erschütternden als auch die humoristischen.

Denise de Montmidi

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Breslauer Zeitung: Immer mehr und mehr erweitert Ompteda sein Stoffgebiet, immer reicher quillt ihm der schier unerschöpfliche Born seines großen Erzählertalents. In dem neuen Werk betritt

er fremden Boden; dieser große Roman behandelt einen Ehekonflikt, der in Frankreich spielt, also gewissermaßen in der Heimat dieses Genres. — Der Charakter der Denise ist meisterhaft gezeichnet, und der Autor versteht es, diesem unglücklichen Menschenkind trotz Schuld und Fehler die Sympathie des Lesers zu verschaffen, um seines bitteren Geschickes willen. Daß es Ompteda nicht darauf ankommen konnte, ein gesellschaftliches Drama abwechslungshalber einmal jenseits der Vogesen spielen zu lassen, sowie den handelnden Personen französische Namen zu geben, bedarf keiner Betonung; tiefgehende Studien der französischen Gesellschaft, des Lebens in Paris und auf den Landgütern liegen der Arbeit zugrunde. Und aus diesen Studien ist der Roman erwachsen als ein natürliches Produkt des geschilderten Bodens — ein echt französischer Roman eines echt deutschen Autors.

Heimat des Herzens

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard
geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Berliner Neueste Nachrichten: Das ist eine schlichte Geschichte. Man könnte sie eine Novelle nennen. Aber Ompteda ist über die kurze, einfache Handlung hinausgegangen und hat neue, vielverschlungene Handlungen in den Seelen seiner Menschen aufgesucht und sie bloßgelegt in ihrem Hangen und Bangen, ihrem Stürmen und Resignieren, ihren tausend rätselvollen Widersprüchen, die zusammen die Sehnsucht sind. Das ist ihm wunderbar geglückt. Und so wachsen seine Personen von innen heraus, der Inhalt füllt die Form, greifbar plastisch stehen sie vor uns und reden zu uns in der Sprache, die jeder versteht, der vom Weibe geboren ist, ob diesseits, ob jenseits der Vogesen. Gleich meisterlich aber hat er die Seele der Landschaft geweckt und sie zum Reden gebracht, die Landschaft, von der wir alle abhängen, da sie zuerst es ist, die uns die Sprache lehrt und das glückvolle Sehen. Der Stil Omptedas ist wieder glänzend wie ehedem, sein Gemüt ist in tiefe Mitleidenschaft gezogen, und sein Pulsschlag springt auf uns über und läßt uns jede Regung mitempfinden, die den Dichter bewegte und die seine heiteren und ernsten Menschen uns künden. Georg von Omptedas „Heimat des Herzens“ wird dem Dichter viele neue Freunde gewinnen.

Herzeloïde

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Lucian Bernhard

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Kölnische Zeitung: Der Reiz der einfachen Erzählung beruht neben der glänzenden, vornehm ausgefeilten Darstellungsform in der den Leser bestrickenden großen Innigkeit der Empfindungen, die weit ab von aller heißen Leidenschaftlichkeit doch die süße Schönheit der Liebe in dem vollen Glanz als die Krone des Menschenlebens erscheinen lassen.

Normalmenschen

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Berliner Morgenpost: Leutnant Johannsen, die Hauptperson des neuen Romans von Georg Freiherrn von Ompteda, ist wieder einer jener militärischen Charaktere, die der Autor uns aus dem reichen Schatze seiner militärischen Erinnerungen so lebensecht und natürlich darzustellen weiß: wieder ein Leutnant, aber keine Wiederholung! Neben dem prachtvollen „Sylvester von Geyer" und all den „schneidigen", forschen Herren aus „Unser Regiment" tritt ein neuer Typ: auch einer in Uniform, aber sonst — ein Normalmensch. Zu dieser Gattung gehört fast alles, was sonst in diesem Buch eine Rolle spielt — alles keine Übermenschen, keine Himmelsstürmer, sondern brave, anständige Charaktere, die zufrieden sind mit dem, was ihnen Gott beschieden hat, und das nicht entbehren, was sie nicht besitzen. — Mit liebevoller Mühe versenkt sich der Dichter in die Schilderung all der männlichen und weiblichen Normalmenschen, die in diesem Buche eine Rolle spielen, er tritt ein für sie, die mit all ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein doch den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft ihres Volkes bilden.

Ein Glücksjunge

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Hamburger Nachrichten: Dieser anheimelnde Stoff bietet Ompteda Gelegenheit, wieder das von ihm bevorzugte Thema des Militärlebens nach allen Richtungen hin zu beleuchten. Im Dienst, in der Familie, als Rennreiter, auf verbotenen Wegen in Berlin, im Manöver, in jeder Situation sehen wir den jungen flotten Offizier, und der Dichter hat Gelegenheit, mit der ihm eigenen Virtuosität alles das zu schildern und zu beschreiben, was keiner besser kennt und farbenprächtiger darzustellen versteht als er. Der Roman wird in allen militärfreundlichen Kreisen dem richtigen Verständnis begegnen und wohlverdienter Anerkennung gewiß sein.

Wie am ersten Tag

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Walter Helbig

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Basler Nachrichten: Schon einmal hat Ompteda mit Glück das Milieu der bildenden Kunst geschildert, in „Philister über dir". Aber seit jenem Buch ist er selbst ein bildender Künstler geworden, und wenn auch wenige seiner Freunde bisher die Frucht dieser Kunstbetätigung kennen, so ist doch der vorliegende Roman ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie tief sich der Dichter in die Seele eines Bildhauers zu versenken weiß. In packenden Szenen ist das Ringen des Schaffenden mit dem spröden Material, mit der Unzulänglichkeit seiner Kraft, der Zwiespalt zwischen dem großen Wollen und dem noch kleinen Können geschildert. Von dramatischer Wucht ist der Untergang des Kämpfenden, der im Leben zum Verbrecher wird, um in der Kunst ein Gewaltiger zu werden. Mit großer Sicherheit ist die Frau des Unglücklichen gezeichnet, die ihm in allen Stadien seiner Verzweiflung und seiner Selbstzerfaserung treu und gläubig zur Seite bleibt und die auch dem Verlornen noch das: „Ich liebe dich wie am ersten Tag" als Trost in die Kerkerzelle nachruft. Der neue Roman Omptedas wird stofflich und künstlerisch in gleicher Weise jeden Leser fesseln.

Minne

Roman

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Walter Helbig
geh. M. 2.—; geb. M. 6.50.

Die Zukunft: Mit der alten Kraft führt Ompteda die Handlung durch; nirgends wird ein Wort zu viel, nirgends ein Wort zu wenig gesprochen; so weit sich Gesetze des Dramas auf bestimmte Arten der Erzählung übertragen lassen, darf man sagen: alles ist dramatisch schlagkräftig zugespitzt und alles aus einem Guß von sicherer Hand. Das Buch hat einen sehr starken Spannungsreiz, mißbraucht aber unsere Aufmerksamkeit nie, sondern schließt knapp stets genau da, wo das künstlerische Gewissen es verlangt. Ein furchtbar ernstes Buch. Der naheliegende Versuch, am heiklen Stoff allerlei verführerische Künstlichkeiten spielen zu lassen, ist streng vermieden. Und es ist ein ganz objektives Buch; merkte man in den letzten Jahren Ompteda an (was er selbst nicht verschwieg), daß persönliche Erlebnisse ihm, nicht immer zu seinem Glück, hinter den Gestalten der Phantasie schwebten, so ist hier auch das überwunden. Der Schriftsteller steht wieder aufrecht vor uns, im Besitz der früheren Gaben, als ein Wachsender und zugleich als ein Beherrscher einer neuen Technik.

Droesigl

Roman

geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

Westermanns Monatshefte: Was Ompteda da ohne großes Aufgebot psychologischer Finessen, aber mit sicherer Erzählerkultur darstellt, ist die Geschichte eines jungen Strebers aus Industriekreisen, der einmal nicht tragisch endet, sondern in beglücktem Frieden sein erstrebtes Ziel erreicht. Die Zeit der Tragik für die Versippung von Fabrikesse und Freiherrnkrone ist vorüber: Louis Droesigl, der Bräutigam der Komtesse, wird freundlich empfangen und weiß sich behaglich einzurichten in den Kreisen des Hochadels, sobald er nur die ersten kleinen Demütigungen überstanden hat. Ob es freilich dann und wann nicht doch wie leichte Ironie um die Mundwinkel des Erzählers zuckt? Fast scheint es, als wolle

er sich bei aller Liebenswürdigkeit das Recht nicht nehmen lassen, zwischen echter, angeborener Aristokratenvornehmheit und bloßer Emporkömmlingsnoblesse leise zu unterscheiden; schon seine Liebe zum angestammten Boden, seine Freude an Ar und Halm ist zu herzhaft, als daß man dem Droesigl-Willkommen recht trauen möchte.

Exzelsior!

Ein Bergsteigerleben

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Daheim: . . . Nächst dem unvergeßlichen „Sylvester" das ergreifendste, idealste, bejahendste Werk des Dichters, in dem seine Eigenart sich in ihren Besonderheiten, aber auch in ihrem Adel hüllenlos offenbart.

Benigna

Leben einer Frau

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Das Literarische Deutsch-Österreich: Trotz aller Hochachtung vor Ompteda hätte ich ihm diese Meisterschaft nicht zugetraut, diese delikate Behandlung eines Stoffes, dessen Bewältigung man eher einer Frau zumuten könnte. Das Buch ist das Leben einer Frau, nein, das Leben vieler, vieler Frauen, echt und wahr, zart und weich angefaßt, aber ohne falsche Sentimentalität: ein Frauenbuch, wie man es idealer kaum wünschen kann, und doch ein Buch, das alle Männer lesen sollten: Väter und Gatten. Jede Saison hat ihre Neuheiten, die Lieblingsbücher werden; zu diesen wird man Omptedas Roman rechnen müssen.

Prinzeß Sabine

Roman

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Leipziger Tageblatt: Prinzessin Sabine tritt zu den wundervollen Frauen, die Ompteda früher geschaffen, in einen Kreis

edler Frauen, die in ihrer Gesamtheit ein Spiegelbild der deutschen Frau unserer Zeit darstellen.

Die Tochter des großen Georgi

Theaterroman

geh. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Dresdener Anzeiger: Seit Omptedas Adelstrilogie — Sylvester von Geyer, Eysen und Cäcilie von Sarryn — ist ihm kein Werk wieder so rein, linienklar und lebenswarm gelungen wie sein neuester Roman. Es ist schwer, mit kurzen Worten den Inhalt dieses lebensechten und künstlerisch wertvollen Buches zu geben. Nicht nur die scharfe und richtige Beobachtung der Theaterwelt und ihrer Künstler, sondern vor allem die Schilderung der Entwicklung und des Geschicks der jugendlichen Heldin ist Ompteda meisterhaft gelungen. Wie einst sein Adel um 1900 eine Leistung von kulturhistorischer Bedeutung war, so ist es dieser sein neuer Theaterroman nicht minder: Die mit der Kunst ringende Frau der Gegenwart — besonders die Schauspielerin — ist vielleicht noch nie so deutlich beobachtet und so seelenkundig geschildert worden.

Der Venusberg

Novellen

geh. M. 3.50; geb. M. 5.—.

Vossische Zeitung: Georg Freiherr v. Ompteda, der ausgezeichnete Kenner und dichterische Bekenner des preußischen Adelsstandes, der verständnisvolle Interpret von Frankreichs größtem Novellisten, Guy de Maupassant, hat sich mit seinem Novellenbuch „Der Venusberg“ weit außerhalb der Schranken seines bisherigen Schaffens gestellt. Dieses Buch, das auch außer seinem grandiosen, von Dantescher Phantasie getragenen Sündengemälde „Der Venusberg“ literarische Erlesenheiten enthält, wie zum Beispiel das entzückend launige Märlein vom Ritter der blauen Blume, dem Malermaestro „Fridolin“ oder die Dämmerungsstudie „Bellevuestraße“, ist ein herbes und kraftvolles Stück dichterischen Eigenwuchses, dessen wir uns, trotz aller Hochachtung vor dem vornehmen und emsigen Könner Ompteda, bisher noch nicht von ihm versehen hatten.

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Roman in zwei Bänden

Erster Band von „Deutscher Adel um 1900"

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Professor Berthold Litzmann schließt eine ausführliche Besprechung des Werkes mit den Worten: Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkords freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Eysen

Zweiter Band von „Deutscher Adel um 1900"

Roman in zwei Bänden

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Hamburger Nachrichten: Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man diesen Roman Omptedas als das Beste bezeichnet, was wir zurzeit an modernen Romanen überhaupt besitzen.

Neues Wiener Tageblatt: Eine künstlerische Leistung von kulturhistorischer Bedeutung, wie die deutsche Erzählungsliteratur nicht nur im letzten Jahre, sondern schon seit langer Zeit keine zweite aufzuweisen hat.

Cäcilie von Sarryn

Roman in zwei Bänden

Dritter Band von „Deutscher Adel um 1900"

geh. M. 10.—; geb. M. 12.—.

Die Post: Es ist ein Buch der freudigen, lächelnden Entsagung; ein Buch zum Ruhm jener besten Frauen, von denen man

wenig spricht und die doch in ihren Familien stets die guten Engel in bösen Stunden gewesen sind. Es sollte vielen Frauen, die nur die Genußfreude und das rauschende Leben kennen wollen, in die Hand gegeben werden, damit es erzieherisch und auch tröstend wirke. Und gesunde junge Mädchen sollten es lesen, damit sie an der Hand eines klugen und gutherzigen Dichters eintreten in einen wunderreichen Wirkungskreis, den sich auch die auf Eheglück verzichtende Frau schaffen und erhalten kann.

Westermanns Monatshefte: Der tapfere Geist, der in dem Buch lebt, hat etwas von der gesunden, ungebrochenen Kernhaftigkeit Roseggers, ohne dessen Altertümlichkeiten zu teilen. „Cäcilie von Sarryn" ist ein Hoheslied auf die stille, sonst so ruhmlose „Heldengröße des Weibes" — ein Hoheslied und eine hohe Mahnung, ein Buch für das deutsche Haus, wie es bei uns alle Jahre nur ein- oder zweimal geschrieben wird.





